

Unter fremden Völkern

von

Ernst Bernhardt

1. Von Spionen umgeben.

„Hamal! Hamal!“

Laut schallte mein Ruf durch die von bunter Menschenmenge gefüllte Halle des Bahnhofes in Stambul.

Ein wildes Durcheinander bot sich meinen Blicken. Gepäckträger (Hamals) stritten sich schreiend um die Koffer der Reisenden, und alles drängte nach der Zollabfertigung, welche sich am Ausgange des Bahnhofes befand. Jeder wollte der Erste sein. Worte von allen Sprachen schwirrten in der Luft.

Ruhig beobachtete ich dies tolle Treiben von oben herab; denn ich stand noch immer auf dem Trittbrette eines Wagens des soeben eingelaufenen Luxuszuges, welcher mich von Wien hierher gebracht hatte.

Mir war der Orient nicht neu, aber trotzdem übte dieser Anblick immer wieder einen gewissen Reiz auf mich aus.

Diesmal kam ich auf eine Einladung Konstantin Langenfeld's, eines früheren Studiengenossen, hin nach Konstantinopel, wo derselbe schon vierzehn Jahre weilte, und wollte diesen auf einer Reise begleiten.

Zum drittenmale rief ich mit voller Lunge:

„Hamal!“

Diesmal wurde ich gehört.

Ein ziemlich schmutziger Türke in zerrissenen Kleidern, welcher bisher schweigend an einem Pfeiler gelehnt und seine Umgebung scheinbar gar nicht beachtet hatte, eilte zu mir.

Mißtrauisch musterte ich den etwas schwächtigen Körperbau des Türken und machte diesen zaudernd aufmerksam:

„Du wirst die Koffer nicht tragen können. Dieselben sind sehr schwer.“

Ein überlegenes Lächeln huschte jedoch über dessen Züge, und statt aller Antwort hob er gleichmütig den größten und schwersten Koffer mit staunenswerter Gewandtheit und Kraft und frug ruhig:

„Wohin soll ich sie bringen?“

Ehe ich aber Antwort geben konnte, tönte plötzlich eine mir wohlbekannte Stimme an mein Ohr:

„Effendi! Effendi“

Erfreut schaute ich mich um und erblickte in dem immer noch andauernden Gewühle eine dicke Gestalt, welche sich pustend und schnaufend durch die Menschenmenge zwängte. Das schwammige Gesicht war durch das angestrengte Laufen stark gerötet, und lebhaft fuchtelten die kurzen Arme in der Luft herum.

Es war Jussuf, Konstantins treuer Diener, der mich vom letzten Besuche her kannte.

Endlich stand er vor mir, und noch während er nach Luft schnappte und ihm der Schweiß förmlich unter dem roten Fez hervorströmte, sprudelte er in abgerissenen Sätzen, indem seine Äuglein vergnügt leuchteten:

„O, Effendi, ich bin gelaufen, ich bin geflogen, um rechtzeitig zu Dir zu kommen. Meine Seele war tief betrübt, als ich Dich nicht gleich erblickte, jetzt aber hüpf das Herz vor Freude, da ich Dich begrüßen kann. Du weiß ja, o Effendi, daß ich der treueste Deiner Diener bin. Allah möge Dich erleuchten, daß Du dies einsiehst und nicht anderen Deine Gnade zuwendest!“

Bei den letzten Worten gab er einen nicht mißzuverstehenden Wink mit den Augen nach dem von mir gerufenen Hamal, welcher in der Nähe mit einem Teile meines Gepäcks wartete und sich gar nicht um uns zu kümmern schien.

Ich war überrascht; denn erstens erkannte ich Jussuf fast nicht wieder, da er meines Wissens nach noch nie so viel Zusammenhängendes gesprochen hatte, und zweitens wurde ich noch nicht klug aus ihm.

Was wollte er damit sagen.

Schon öffnete ich den Mund zu einer diesbezüglichen Frage, da bog sich Jussuf weiter vor und raunte mir halblaut zu, indem er meinen Koffer erfaßte:

„Stelle keine Fragen jetzt, o Effendi!“

Diese Worte klangen so flehend, fast ängstlich, daß ich noch viel verwirrter wurde.

Aber ich kämpfte meine Unruhe nieder, stellte mich äußerst gleichmütig und folgte dem nun voranschreitenden Jussuf und Gepäckträger zur Zollkontrolle.

Wieder kam mir jetzt, wie schon mehrmals während meiner Reise, der Brief meines Freundes in das Gedächtnis.

Seine Einladung war so eigentümlich gehalten. Zwischen den Zeilen hörte ich unwillkürlich ein dringendes Flehen, was mich auch zu baldiger Abreise bewogen hatte.

Sollte meine Befürchtung zur Wahrheit werden und Konstantin irgend eine Gefahr drohen? Hatte ihn vielleicht schon ein Unglück erreicht?

Etwas mußte geschehen sein. Dieses drückende Gefühl wurde ich nicht los.

Unter dem Eindrucke solcher Gedanken näherte ich mich dem Ausgange, als im gleichen Augenblicke auch Konstantin mit seinem Wagen angefahren kam.

Eine Last wälzte sich mir von der Brust. Gott sei Dank! Er war wenigstens gesund, wie ich mich durch einen Blick überzeugen konnte, wenn auch seine Züge den Ausdruck müder Abgespanntheit trugen, und das Gesicht mit den treuen, blauen Augen und dem starken, dunkelblonden, aber wohlgepflegten Vollbarte etwas bleicher erschien als früher. Ernst war er ja immer gewesen, und sein ganzes Wesen trug stets den Stempel leichter Schwermut. Er hatte, abgesehen von seinen blauen Augen, den echten Blick eines Türken, sinnend, als grübelte er an der Lösung eines großen Problems.

Noch während der Wagen in Bewegung war, sprang Konstantin, der mich schon bemerkt hatte, aus demselben.

Ich sah, wie ein freudiger Schein über sein Gesicht flog.

Er ließ dem an der Türe stehenden Beamten ein Bakschisch (Trinkgeld) in die Hand gleiten, gab meinem Gepäckträger einen gebieterischen Wink, und wir passierten ohne Kontrolle mit allem Gepäck den Durchgang, während ich noch sah, wie die Koffer meiner Mitreisenden bis auf den Grund durchwühlt wurden und die Beamten es hauptsächlich auf Bücher abgesehen hatten, die sie fast sämtliche mit Beschlagnahme belegen wollten.

Nun stand ich meinem Freunde gegenüber. Herzlich drückten wir uns die Hände.

Konstantin bewillkommte mich und rief:

„Wie dankbar bin ich Dir doch, mein lieber Freund, daß Du gekommen bist. Ich habe mich so nach einer Aussprache mit Dir gesehnt.“

Prüfend ruhten meine Augen auf ihm, als ich erwiderte:

„Dein Brief ließ mir offengestanden keine Ruhe. Es war zwar nur eine Einladung, aber nach dem Lesen derselben wurzelte der Gedanke bei mir fest, daß Du meiner dringend bedarfst!“

Konstantins Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten, ein fast schmerzlicher

Blick traf mich, indem er mit einer abwehrenden Handbewegung traurig den Kopf schüttelte und seufzte:

„Auch, ich weiß nicht mehr, was ich Dir eigentlich geschrieben habe, aber Du hast recht. Ich brauche Deine Hilfe nötig, sehr nötig!“

Ruhig erwiderte ich, immer noch seine Hand in der meinen haltend:

„Du weißt, daß Du in jeder Sache auf meine Hilfe rechnen kannst. Darüber wird Dir wohl auch kein Zweifel gekommen sein.“

Und absichtlich einen leichten Ton anschlagend, fuhr ich fort:

„Wir haben doch schon manchen Strauß zusammen ausgefochten, deshalb bin ich auch überzeugt, daß wir die jetzige Sache, welche ich zwar noch nicht kenne, ebenfalls gut zu Ende führen oder lösen werden.“

Ist es denn etwas sehr Schlimmes?“

Sofort aber bereute ich diese unvermittelte Frage; denn schmerzlich begann es um seinen Mund zu zucken, als er antwortete:

„Ob es etwas Schlimmes ist, fragst Du mich? Schlimm ist wohl nicht der rechte Ausdruck dafür. Ja, ein schwerer Schlag hat mich getroffen. O, lieber Freund, hilf mir,“ seine Stimme sank zum Flüstertone herab, „meine Schwester — —“

Polternd fiel in diesem Augenblick einer meiner Koffer zwischen uns beide, während Jussuf seinem Herrn etwas zuraunte, laut dagegen um Verzeihung bat.

Er war beim Aufladen des Gepäckes behilflich gewesen, hatte uns aber während unseres Gespräches scharf beobachtet. Verstehen konnte er die deutlich geführte Unterhaltung nicht, bei dem Worte Schwester jedoch sah ich ihn zusammenzucken und den Koffer nicht absichtslos vor unsere Füße werfen.

Konstantin wurde bleich, als ihm sein Diener etwas zuflüsterte, preßte die Lippen zusammen, hob stolz sein Haupt, und mit freundlich einladender Gebärde öffnete er den Schlag seines Zweispänners.

Erstaunt über das Gebahren Jussufs und auch Konstantins wollte ich eine Frage an letzteren richten, als ein hartes, höhnisches Lachen mein Ohr traf. Es hatte einen eigentümlich schneidenden, metallischen Klang.

Schnell wandte ich mich um und fing gerade noch den haßerfüllten, tückischen Blick eines davonschreitenden Türken auf, dessen gelbbraunes Gesicht einen abstoßenden Eindruck erweckte, welchen der schwarze, struppige Bart und die buschigen Augenbrauen noch erhöhten.

„Kannst Du diesen Menschen?“ frug ich den ebenfalls erstaunt umblickenden

Konstantin.

„Nein! Er kann uns auch nicht gemeint und ebensowenig verstanden haben, da er schwerlich deutsch sprechen wird.“

Ich begnügte mich natürlich nicht mit dieser Antwort, sondern beschäftigte mich in Gedanken weiter mit dem Menschen, dessen scharfe, widerliche Gesichtszüge ich mir möglichst einzuprägen suchte. Zwar hatte ich noch keine Ahnung, um was es sich überhaupt handelte, sondern fühlte nur, daß etwas ganz besonderes vorgefallen sein mußte; aber bei meinen vielen Reisen war es mir zur Gewohnheit geworden, gerade ein scharfes Auge auf kleine Nebenumstände zu haben, welche man gewöhnlich unbeachtet zu lassen geneigt ist, und kann, meiner Geschichte vorgreifend, auch erwähnen, daß ich später in Indien einmal mein Leben nur der Beachtung eines ganz geringen Umstandes verdankte. Jeder lernt anders beobachten und urteilen, der in der Wildnis war und daselbst Tag und Nacht einen erbitterten Kampf gegen Menschen, Tiere und Natur zu führen gezwungen wurde.

Unterdessen hatte Jussuf den Platz neben dem Kutscher erklommen, und wir fuhren durch die engen Straßen Stambuls, über die Holzbrücke durch Galata nach Pera, wo das palastartige Haus meines Freundes lag.

Schweigend legten wir die Strecke zurück. Meine Blicke wurden wieder gefesselt durch das bunte Leben und Treiben, wie vor Jahren, und auch heute belustigte mich trotz der ernsten Gedanken der vor der Straßenbahn herlaufende Türke, welcher mit komischem Eifer in sein Horn stieß, damit die Passanten und Hunde aus dem Wege gingen. Wir begegneten wieder den Vertretern der verschiedenen Nationen, aus welchen man sofort den freien Araber, den Perser, Armenier, den finsternen Kurden ec. unterscheiden konnte.

Endlich hatten die Pferde den steilen Weg nach Pera hinauf erklommen, und wir hielten vor dem Hause Konstantins. Hastig zog mich letzterer die breite Treppe empor und sank dann wie gebrochen auf einen der schwellenden Diwans in dem für mich eingerichteten Zimmer.

„Konstantin,“ rief ich, das Schweigen brechend, „gieb mir nun endlich einmal Aufklärung, was dies alles zu bedeuten hat!“

Konstantin verharrte immer noch in seiner Lage, den Kopf in die Hände gestützt. Endlich raffte er sich auf und wandte mir sein Gesicht zu.

Er schien um Jahre gealtert; bleich, mit bebenden Lippen stieß er abgerissen hervor:

„Lieber — — — Freund — — — hilf mir — — — meine Schwester suchen!“

Ich prallte entsetzt zurück.

„Deine Schwester suchen? Ist dieselbe nicht mehr in Thüringen?“

„Sie war es. — — — Auf meinen Wunsch wollte sie zu mir, — — — ist auch abgereist, — — — sah sich Italien an, — — — fuhr dann mit dem Schiffe nach Athen, — — — meldete mir die Ankunft in Smyrna, — — — blieb aber seitdem spurlos verschwunden! O, es ist zum verzweifeln!“

Immer noch stoßweise kamen die Sätze hervor, jetzt erschütterte unterdrücktes Schluchzen seinen ganzen Körper.

Ich wußte, daß er sehr an seiner Schwester hing, dieselbe abgöttisch liebte und verehrte.

Eine derartige Nachricht hatte ich allerdings nicht erwartet. Mein Freund fuhr fort, mir die nötigen Erklärungen zu geben über die Schritte, welche bereits getan waren. Bisher aber ohne Erfolg.

„Dabei scheint jeder meiner Schritte beobachtet zu werden,“ rief er ergrimmt, „so war auch heute wieder auf dem Bahnhof einer dieser Kreaturen!“

Ruhiger wurde seine Stimme, als er mit großem Ernste zu mir sprach:

„Lieber Freund, es ist Unrecht von mir, Dich in eine Sache hineinziehen zu wollen, die leicht einen höchst gefährlichen Ausgang nehmen kann. Ich bin mir wohl bewußt, daß es einen harten Kampf zu bestehen geben wird, aber wir haben doch schon so manchen harten Strauß Seite an Seite zusammen ausgefochten, Du brauchst nur diese Narbe anzusehen,“ hier zeigte er auf seine Stirne, „und ich wollte, — — — ich wollte — — — — Du kannst ja immer noch zurückkehren, — — — — kannst immer noch — — — —.“

Er fing an zu stottern, fragend ruhten seine Augen auf mir.

Ich aber streckte ihm ruhig meine Hand entgegen und sagte fest:

„Hier meine Hand. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich mache Deine Sache zu der meinen und werde Dir treu zur Seite stehen!“

Freudig leuchtete es in den Augen Konstantins auf, während seine kalten Finger krampfhaft meine Rechte umschlossen und innig drückten.

Ein Seufzer der Erleichterung kam aus seiner breiten Brust und leise, fast feierlich klang seine Entgegnung:

„Welch kostbares Geschenk des Höchsten ist doch die Freundschaft.“

„Gewiß, lieber Konstantin, dies habe auch ich schon oft mit Dank empfunden. Namentlich, wenn dieselbe dann wie bei uns durch vereint bekämpfte Gefahren und Sorgen geläutert ist.

Der Freundschaft geht es gerade wie der Liebe. Was Sorgen oder Gefahren bei dieser nicht zu trennen vermögen, wird durch die Prüfungen nur um so fester und inniger verbunden, und was nicht rein wie Gold ist, hält dabei nicht Stand.“

„Du hast recht,“ erwiderte Konstantin warm, wurde aber dann wie verlegen, als er etwas gedrückt fortfuhr:

„Noch etwas habe ich Dir zu sagen.“

Gespannt schaute ich auf. War es des Traurigen noch nicht genug, was ich gehört hatte? Sollte mir vielleicht noch eine schlimmere Kunde werden?

Aus dem Gesichte meines Freundes wurde ich nicht recht klug. Er kämpfte jedenfalls schwer mit sich, und das Sprechen wurde ihm nicht leicht. Seine Verlegenheit wuchs sichtlich:

Ich wollte ihm zu Hilfe kommen und sagte halb scherzend: „Ich bin ganz Ohr!“

Immer noch zögerte er. Endlich kam die bange Frage über seine Lippen:

„Wirst Du mir auch nicht zürnen?“

Erstaunt über dies sonderbare Benehmen entgegnete ich:

„Habe ich Dir je gezürnt? Mit welchem Rechte könnte ich dies tun?“

„Mit dem Rechte der Freundschaft,“ war seine dumpfe Erwiderung.

„Aber Konstantin!“ rief ich fast erschreckt, „was hast Du denn? Kennst Du mich so wenig? Und wenn etwas vorgefallen wäre, was Dich drückt und wovon Du glaubst, daß ich berechtigt wäre, darüber zu urteilen, so bedenke, daß die erste Pflicht deines Freundes auch ist, Verzeihung zu üben, wo er nur immer kann!“

„Wo er nur immer kann,“ lautete die mechanische Antwort Konstantins, „da gebe ich Dir abermals recht. Aber auch das Können hat eine Grenze. Wenn diese überschritten ist, was dann?“

Traurig und gequält sah er mich bei diesen Worten an.

Mir schnitt es ins Herz, meinen Freund so leiden zu sehen, und, einem plötzlichen Impulse folgend, trat ich zu ihm, der sich inzwischen wieder gesetzt hatte, legte die linke Hand leicht auf seine Schulter, faßte mit der Rechten seine Hand und sagte herzlich:

„Quäle Dich doch nicht so, Konstantin. Was es auch sein möge, ich trage es mit Dir.“

Dankbar sah der starke Mann zu mir auf.

Endlich sagte er leise, kaum vernehmbar:

„Ich habe meinen Namen abgelegt, und heiße nicht mehr Konstantin.“

Verwundert blickte ich meinen Freund an. War dessen Geist durch die schweren Sorgen um seine geliebte Schwester plötzlich umnachtet? Der Sinn seiner Worte blieb mir gänzlich unverständlich.

Allerlei Vermutungen kreuzten mein Hirn, eine Erklärung fand ich aber nicht.

Deshalb wandte ich mich mit der Frage an Konstantin:

„Was willst Du damit sagen?“ und fügte wieder um ihm eine Aussprache zu erleichtern, halb scherzend hinzu:

„Du hast doch keine Blutrache aufgenommen, bei der man bis zur Stunde der Lösung keinen Namen trägt?“

Konstantin aber hörte nicht auf meinen Scherz, sondern fuhr ernst fort:

„Ich habe den Namen Achmed erhalten!“

Mir war es plötzlich, als erhielt ich einen Schlag bei der Erkenntnis, die blitzartig in mir aufzuckte. Mühsam mußte ich meine Fassung zu bewahren suchen, als ich, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, murmelte:

„So bist Du — — —“

Noch vollendete ich den Satz nicht, falls ich mich mir meiner Vermutung einer Täuschung hingab.

Er aber vollendete denselben dumpf mit bebenden Lippen:

„Moslem geworden!“

Kaum hörbar waren diese zwei Worte seinem Munde entflohen. Mir aber war es, als ob eine gequälte Seele dieselben durch den stillen Raum geschrien hätte.

Lange, lange blieben wir beide stumm, jeder seinen Gedanken nachhängend.

Da wandte mir Konstantin oder besser Achmed bitter lächelnd sein blasses Gesicht zu, als wollte er sagen:

„Siehst Du ich habe es befürchtet, daß Du Dich abwenden wirst.“

Dies rief mich in die Wirklichkeit zurück.

Schnell trat ich auf ihn zu, nahm seinen Kopf in beide Hände, sah ihm freundlich in die Augen und sagte ernst:

„Konntest Du jemals glauben, daß meine Freundschaft mit dem Namen Konstantin begraben sei?“

Ein freudiger Glanz trat bei diesen Worten in seine Augen.

„So wolltest Du — — —.“

Er kam nicht weiter; denn schnell fiel ich ein:

„Dem Achmed selbstverständlich die gleiche Freundschaft halten, die ich dem Konstantin entgegenbrachte.“

Ein unterdrückter, jubelnder Ausruf rang sich von den Lippen Achmeds. Er sprang auf, schlang beide Arme um meinen Nacken und, was ich noch nie bei ihm gesehen hatte, er weinte an meiner Brust wie ein Kind.

In sein Schluchzen aber mischten sich die Worte:

„Habe Dank, Du edler Freund. Auch dafür, daß Du nicht erst frugst: Warum?“

Ich hätte es Dir jetzt nicht sagen können. Aber später, später sollst Du einmal alles wissen! — — —“

Nachdem ich mich durch ein Bad erquickt sowie durch ein vortreffliches Mahl gestärkt hatte, beschloß ich, einen Spaziergang zu machen, da Achmed noch mit der Abwicklung verschiedener Arbeiten beschäftigt war.

Ich vertauschte den Hut mit dem Fez und benützte die Hinterpforte des Gebäudes als Ausgang, da der Haupteingang nach den Erzählungen Achmeds unzweifelhaft beobachtet wurde, und schlenderte langsam nach dem Anlegeplatz der Schiffe hinunter.

Hier rief ich einen sich sonnenden Kahnführer an:

„Banabak kaikdschi boschmussun?“ (Heda, Schiffer, bist du frei?).

„Ewwet, Effendi“ (Ja Herr), erwiderte der also Angeredete.

Gemächlich stieg ich ein, um mich ein Stück nach dem Bosphorus hinausrudern zu lassen. Dies hatte ich bei meinem ersten Aufenthalte täglich getan, da man so den Anblick Konstantinopels recht genießen konnte.

Doch halt, — — — war das nicht mein Gepäckträger von heute morgen, den ich soeben beim Abstoßen der Barke bemerkte, als er sich eilig entfernte? Wurde auch ich jetzt schon beobachtet? Nun, ich konnte mich ja vorsehen.

Langsam glitt unsere Barke durch die grünlichblaue, kristallklare Flut. Bis auf den Grund konnte man sehen.

Ich legte mich leicht zurück und labte mich an dem wundervollen Anblicke, den die Stadt von dem Bosphorus aus bietet. Dieselbe erhebt sich gleich Rom auf sieben Hügeln. Die Häuserreihen erklimmen terrassenartig die Höhen, stellenweise von dem frischen Grün riesiger Zypressen und Platanen unterbrochen. Es fesseln die großen Moscheen mit ihren schlanken Minarets das Auge. Im Mittelpunkte Stambuls die mächtige Moschee Sultan Mohameds des Eroberers, näher dem Meere zu die Moscheen Lalleli und Schahsade, links wieder der stolze Bau der Suleihmanije Moschee und rechts die Agia Sophia, ferner noch das Seraskierad mit dem hohen Feuerturme und das alte Serail, während auf der anderen Seite der Bucht, in Galata und Pera, namentlich die Moscheen der Sultanin Valide, die deutsche Botschaft und die Marmorpaläste Dolma—Bagtsche und Tschiraghan den Blick auf sich ziehen. Am asiatischen Ufer endlich Skutari in nebelumschwommenen Umrissen. Langgedehnte, weiße Kasernenfronten zwischen verschiedenfarbenen Häusern, die halb im Grün versteckt sind.

Dorf reiht sich an Dorf, Villa an Villa, Palast an Palast, dazu die in rosigem Lichte schimmernden Kuppeln der Minarets, der tiefblaue Spiegel des Bosphorus und des goldenen Horns, alles zusammen ein Bild zum Entzücken.

Dieser Anblick und die Ruhe versetzten mich in eine träumerische Stimmung. Mein Blick blieb auf dem imposanten Baue der deutschen Botschaft haften.

Ich versetzte mich zurück in die Zeit der Regierung des letzten Kaisers von Byzanz und sah an gleicher Stelle einen stolzen Palast stehen, welcher von der Prinzessin Irene, einer Verwandten des Kaisers, bewohnt wurde.

Ich sah sie vor mir, die stolze Prinzessin, die berühmte Schönheit, umgeben von ihrem Hofstaate, sah den Kaiser Konstantin bei ihr in den prachtvollen Säulenhallen.

Doch wer war das, der vor ihnen stand als einfacher Araber gekleidet? Prinz Mahomed war es, der Sohn Sultan Amuraths, der spätere Bezwinger Konstantinopels.

Unerkannt stand er da in seiner Verkleidung, nur die Liebe zur Prinzessin Irene hatte ihn hergetrieben. Er kam als singender Scheik, deren seiner Zeit viele herumzogen und hielt seinen Vortrag vor den Versammelten. — — —.

Ich sah ihn wieder mit der Prinzessin allein, wo er sich als Abgesandter Mahomeds ausgab und ihr eine gute Meinung von dem Prinzen beizubringen suchte.

Wie hätte sich wohl die Weltgeschichte entwickelt, wenn Irene dem Mahomed ihre Hand reichte? Hörte ich doch deutlich seine Worte: „Meine Mutter war auch eine Christin,“ als Irene auf den Glaubensunterschied hinwies. —

Meine Gedanken schweiften weiter. Ich sah die Heerhaufen des zum Sultan

gewordenen Mahomed anrücken. Mahomed selbst inmitten seiner Leibwache, den Janitscharen, beobachtet von Kaiser Konstantin, welcher auf dem Dache des St. Romaine—Turmes mit seinem Gefolge stand, sah dann das wochenlange heiße Ringen, hörte bei dem letzten ausschlaggebenden Ansturm den Verzweiflungsschrei Konstantins: „Ist nicht ein Christ da, der mich töten will!“, und sah ihn dann unter den Streichen seiner Feinde stürzen.

Das Schicksal Konstantinopels war am 29. Mai 1453 besiegelt. Ein anderes Bild tauchte vor mir auf.

Hoch zu Roß sah ich Mahomed in der Sancta Sophia, in goldener Kettenrüstung, das Schwert in der Hand und mit dem Schilde auf dem Rücken.

Da ließ er sich eine Keule geben, mit dem Rufe: „Genug des Götzendienstes! Gott, dem einen Gott, widme ich dieses Haus!“ schleuderte er dieselbe gegen eine Säule, die bei dem Anpralle zitterte. Diese Stelle, an welcher die Keule einen starken Eindruck zurückgelassen hat, wird heute noch von Gläubigen des Moslems mit innerer Befriedigung gezeigt.

Mahomed sprang ab und eilte bis an das Kanzelgitter, hinter welches sich Prinzessin Irene geflüchtet hatte, um sie zu befreien. — — —

Der Palast der Prinzessin ist verschwunden, während des Krimkrieges wurde über den Kellern desselben ein Militärhospital erbaut, welches aber eine große Feuersbrunst zerstörte. Jahrelang hieß dann der Platz der „Garten des Khedidve“, bis die deutsche Botschaft denselben einnahm.

Weiter blieb mein Blick auf der ehrwürdigen, aus dem sechsten Jahrhundert stammenden Agia Sophia haften, ich sah die zehntausend Arbeiter beim Bau beschäftigt, welche von hundert Architekten geleitet wurde.

Das Material — — — —

Jäh wurde ich hier aus meinen Träumen gerissen.

„Banabak!“ erscholl es dicht neben mir.

Der Warnungsruf kam aber zu spät; denn in dem nächsten Augenblick befand ich mich schon in den Wellen des Bosphorus, von dem gewaltigen Stoße einer anrennenden Barke hinausgeschleudert, und — — — hörte ich recht? Dasselbe höhnische Lachen klang an mein Ohr, welches mich gleichsam als Willkommen am Bahnhofe Stambuls begrüßt hatte.

Unser Boot schwamm mit dem Kiel nach oben, während das andere pfeilschnell davonglitt.

Mit vieler Mühe nur gelang es mir, vereint mit dem Kaikdschi unser Fahrzeug zu

wenden und mit Hilfe der Insassen einer inzwischen herbeigekommenen Barke wieder hineinzukommen.

Was war das für ein Mensch, und was wollte er von mir? Jedenfalls war er mir nachgefahren in dem Glauben, ich könne nicht schwimmen, um mich unschädlich zu machen.

Unvorsichtig genug ging er dabei zu Werke; denn sonst würde er das ihn verratende höhnische Lachen unterdrückt haben.

Ärgerlich, daß ich mich hatte überrumpeln lassen, befahl ich, so schnell als möglich zurückzurudern. Auch stieg die Hoffnung in mir auf, diesen Unbekannten noch einmal zu Gesicht zu bekommen.

„Tschabuk giderssen bir eji backschisch aladschakssyhn!“ (Wenn du schnell fährst, bekommst du ein Trinkgeld!) rief ich dem Kaikdschi zu.

Derselbe tat sein möglichstes. Aber alles war umsonst. Der Gesuchte blieb verschwunden.

Ich nahm einen Wagen (Araba), fuhr nach Achmeds Wohnung, wechselte die Kleider und ging sofort wieder aus; denn die Lust hierzu war mir noch nicht genommen, auch hoffte ich, daß man mir wieder folgte und ich vielleicht eines der Gesellen habhaft werden konnte.

Deshalb wählte ich diesmal den Hauptaussgang und wanderte ziellos im langsamen Schritte durch die Straßen, dabei aber aufmerksam und scharf jede Person musternd.

So kam ich bis Stambul hinüber, als mir in der Nähe des Bahnhofes vor einem Kaffeehause ein vornehm gekleideter Türke auffiel, der vor einem leeren Tische saß und mir den Rücken kehrte.

Kein Mensch kümmerte sich um ihn, aber er focht mit beiden Armen anscheinend wütend in der Luft. Dies befremdete mich, ich trat näher und — — — erkannte Link, einen mir befreundeten Privatmann aus Wien. Ich war nicht wenig erstaunt, denselben hier zu treffen. Bei meinem letzten Aufenthalte in Wien mußte ich ihm oft von meinen Reisen erzählen, dabei war mir seine übergroße Begeisterung manchmal lästig geworden. Aber mit all seinen großen und kleinen Fehlern war er doch ein ehrlicher und offener Charakter und mir deshalb lieb geworden. Daß es ihm aber je in den Sinn kommen sollte, eine Fahrt nach Konstantinopel zu machen, hätte ich nicht geglaubt.

Er bemerkte mich nicht; langsam, ohne aufzusehen, ging ich um den Tisch herum und setzte mich unweit von ihm nieder, doch so, daß er mein Gesicht vor sich hatte.

Sofort konnte er mich nicht erkennen; denn ich hatte beim Wechseln der nassen Kleider türkisches Kostüm angelegt.

Soeben fing er wieder an zu rufen:

„Hallo! Heda! Wirt: Zum Teufel, hören sie doch!“

Er schrie so heftig, daß sein Gesicht sich rötete und schlug dabei gewaltig mit der Faust auf den Tisch.

Der Fez war weit zurückgeschoben, heiße Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne.

„Kawehdschi, bir Kaweh as scheker ile“ (Wirt, einen Kaffee mit wenig Zucker) rief ich nun meinerseits.

Bei dem Klange meiner Stimme sah ich Link aufhorchen und mich scharf ins Auge fassen. Dann schnellte er plötzlich, wie von einer Feder getrieben, in die Höhe — polternd fielen zwei Sessel um — stürzte zu meinem Tische und verharrte sekundenlang, sich mit beiden Händen auf denselben stützend, in dieser Stellung, seinen Kopf weit vorneigend und mich mit seinen Blicken förmlich verschlingend. Dabei fingen die Ohren ganz bedenklich an zu wackeln, ein stetes Zeichen höchster Erregung, was mir früher schon ein Lachen abzwang.

Die Augenbrauen zog er hoch hinauf und preßte die Oberlippe fest zwischen die Zähne, so daß die kunstvoll gedrehten Spitzen seines Schnurrbartes sich mir drohend entgegenstreckten, als wollte er mich damit aufspießen.

Ich brach in schallendes Gelächter aus.

„Link, alter Freund, wie kommen S i e denn hierher und was suchen S i e hier?“

Jetzt kam Leben und Bewegung in ihn. Mit einem Satze sprang er um den Tisch, umschlang mich mit beiden Armen und küßte schmatzend beide Wangen.

„Servus! Servus Freundchen, endlich doch gefunden! Wie ich hergekommen? Mit der Bahn. Was ich hier suche? Einen, der nicht zu mir kommen wollte, nämlich Sie! Was ich weiter will? Mit Ihnen reisen. Abenteuer suchen. Reiten, jagen, kämpfen!“

„Sie wollen — — — — ?“

„Mit Ihnen reisen! Natürlich.“

Vergnügt nickte er mir zu.

„Aber woher wissen Sie — — — — ?“

„Alles weiß ich, alles! Wenigstens was ich zu wissen brauche. Vor allem aber, daß Sie da sind und mich nicht wieder fortschicken oder im Stiche lassen werden. Oder ist es nicht so? Sie schrieben mir auf meine Besuchsmeldung, daß ich vergebens kommen würde, da Sie nach Konstantinopel reisen. Was war nun natürlicher, als daß ich gleich hierherfuhr? Kann doch meinen Besuch hier machen, mich hält ja nichts ab!“

Jetzt wurde mir alles klar.

Link hatte vor kurzer Zeit seinen Besuch bei mir angezeigt, worauf ich ihn von meiner bevorstehenden Reise unterrichtete.

Im Scherze hatte ich noch erwähnt, daß ich eventuell am 10. März in Konstantinopel sein würde und er bei Madame Müller, Pera, Impasse Ottonie 9, nach mir fragen sollte, falls er Lust hätte, nach Arabien zu reisen und einige Monate bei Beduinen als Sommerfrischler leben zu wollen.

Dieser faßte meinen Scherz als Ernst auf und war schon einige Tage früher hierhergefahren, um mich ja nicht zu verfehlen; denn wir schrieben erst den 9. März. Da hatte er mir eine schöne Suppe eingebrockt.

So sehr ich mich einesteils über dieses Wiedersehen freute, so unangenehm war es mir andernteils; denn mit seiner vollständigen Unkenntnis der Sitten und Sprache konnte Link ein ganz bedeutendes Hemmnis werden. Seine Mitreise wurde für uns beim Aufsuchen von Achmeds Schwester geradezu gefährlich. Deshalb mußte ich alles aufbieten, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Ich wußte wohl, daß ich schweren Stand haben würde.

Wir hatten uns wieder gesetzt. Der Wirt brachte den Kaffee und auf mein Verlangen auch solchen für Link.

„Warum läßt mich der Kerl hier so lange sitzen?“ knurrte letzterer, „Mein Geld ist genau so gut wie das anderer.“

„Der Wirt hat Sie gar nicht verstanden, da Sie deutsch sprachen,“ beruhigte ich ihn.

„Hier im Bäderker steht aber doch, daß man mit deutscher Sprache in Konstantinopel ganz gut zurecht kommt? Folglich muß mich dieser Teufelskerl auch verstehen.“

Er konnte sich noch nicht beruhigen.

„Ja, dann dürfen Sie nur bessere Etablissements besuchen,“ erklärte ich ihm lachend, „sonst sind Sie verloren und müssen verhungern.“

„Werde doch wegen diesem Menschen nicht extra türkisch lernen? Dieses

Kauderwelsch bringt man ja gar nicht heraus!“

Mißtrauisch betrachtete er nun das vor ihm stehende kleine Täßchen Kaffee von allen Seiten, nahm es vorsichtig mit zwei Fingern auf, nippte erst prüfend, schnalzte wohlgefällig und trank dann den Inhalt mit einem Zuge aus.

Das geschah so schnell, daß ich ihn nicht hindern konnte. Nun jedoch war ich nicht wenig gespannt auf das, was kommen würde, und konnte kaum noch ernst bleiben.

Das Erwartete blieb auch nicht lange aus.

Mit wütendem Schnaufen schleuderte Link die Tasse zu Boden, daß sie in tausend Scherben zerbrach, sperrte den Mund weit auf, die Ohren begannen ihr Spiel so lebhaft, daß es schien, als ob sie der Schadenfreude über das Unglück ihres Besitzers Ausdruck geben wollten. Nur die Schnurrbartspitzen hingen traurig herab und schauten neugierig in den weit geöffneten Mund, aus dem unartikulierte Laute hervorkamen.

Nach längerem krampfhaftem Würgen bekam er endlich Luft und schleuderte in weitem Bogen den schon halb verschluckten Kaffeesatz heraus.

„VerdKerl von einem Wirt“, brachte er hervor, „mir so einen Streich zu spielen. Warte, ich werde dir deine schmutzigen Ohren waschen, daß die Hören und Sehen vergeht!“

Dabei wollte er zur Türe hinein.

„Link, Link, bleiben Sie da!“ rief ich ihm zu.

“Warum? Wozu? Glauben Sie, ich werde den Wirt ungestraft meine sowieso kleine Tasse noch zur Hälfte mit Kaffeesatz füllen lassen?“

„Ja, da sehen Sie doch die meine an. Es ist ebensoviel darin!“

Lachend hielt ich ihm meine Tasse hin, in welche er ganz verduzt schaute.

„Nach türkischer Art erhalten Sie den Kaffee nicht anders als ein Drittel mit Satz“, erklärte ich ihm nun.

„Ach so — o — o —“, sagte er gedehnt und setzte sich kopfschüttelnd wieder an seinen Platz.

Jetzt begann für mich die schwierige Aufgabe, ihn von seinem abenteuerlichen Vorhaben, mitreisen zu wollen, abzubringen.

„Ich freue mich wirklich sehr, Sie hier zu treffen, haben Sie ein gutes Hotel?“, leitete ich das Gespräch ein.

„Bin sehr zufrieden, wohne im Stambul—Hotel, machte auch schon heute Mittag eine nette Bekanntschaft. Der Herr ist zwar schon alt und hat seine Enkelin mit. Will sich einige Wochen aufhalten.“

„Privatier Weiß aus München ist ein sehr lieber Herr!“ entgegnete ich ruhig.

Link traute seinen Ohren nicht und blickte mich staunend an.

Mir kam ein erleuchtender Gedanke und ich fuhr fort:

„Sie brauchen über mein Wissen nicht so erstaunt zu sein; denn Herr Weiß ist mit mir angekommen und lud mich ein, ihn im Stambul—Hotel zu besuchen. Also hatte er heute Mittag zum erstenmal dort gespeist und Ihre Bekanntschaft gemacht.

Lieber Freund“, sagte ich eindringlicher, „wie wäre es, wenn Sie sich Herrn Weiß anschließen würden? Drei bis vier Tage bin ich noch da und werde mich Ihnen ganz widmen, damit Sie vielen kennen lernen.“

„Herr Weiß wird gewiß sehr erfreut sein und ich — — — nun ja — — — — frei herausgesagt nicht minder, da ich einer Aufgabe entgegen gehe, welche sehr viel Gefahren in sich birgt. Ich habe diese Pflicht erst heute übernommen und wußte vorher nichts davon.“

Bedenklich fingen seine Ohren an zu wackeln.

„Was? Hier bleiben“, rief er, „sagen Sie kein Wort mehr davon, wenn wir Freunde bleiben wollen. Glauben Sie, ich sei nach Konstantinopel gekommen, um einen Münchener Privatmann kennen zu lernen? Ich bin nun einmal hier und reise mit, namentlich, wenn Sie Gefahren entgegen gehen; denn das ist ja, was ich suche!“

Seufzend ergab ich mich darein und erhob mich, entschlossen, ihm so bald als möglich irgend eine Schattenseite des Orients zu zeigen, damit er die Lust an der Weiterreise verlöre; denn kam er ein Stück ins Innere mit, so war an Umkehr nicht mehr zu denken, und ich befürchtete, die Reue über den Entschluß werde bei ihm bald kommen.

Der Wirt wurde für die zerschlagene Tasse reichlich entschädigt und ich begleitete Link in sein Hotel. Mit einem Blick auf die elegante Kleidung bemerkte ich noch:

„Dieses Kostüm eignet sich natürlich nicht für die Reise, Sie müssen ein praktischeres wählen. Ich werde Ihnen morgen hierzu behilflich sein.“

Das war nun durchaus nicht nach seinem Geschmack, trübselig schaute er die schönen seidenen Hosen an. Er gefiel sich selbst zu gut darin.

„Übrigens möchte ich Sie auch noch bitten, möglichst wenig mit Fremden zu sprechen, von unserer Reise aber gar nichts zu erwähnen. Dieser Pflicht kann ich

Sie gar nicht entbinden, wenn Sie sich an der Reise beteiligen wollen, denn, um Sie zu warnen, will ich Ihnen verraten, daß schon jetzt alle unsere Schritte beobachtet werden.“

Fast hätte Link einen Luftsprung gemacht.

„Was? Beobachtet? Das ist ja famos geht es schon jetzt los? Dann werde ich Ihnen wohl bald beweisen können, daß ich den Muselmännern gewachsen bin.“

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie den besten Willen haben. Wenn es Ihnen recht ist, so werde ich Sie morgen früh zu einem kleinen Spaziergange abholen.“

Mit diesen Worten drückte ich ihm die Hand und wollte mich verabschieden. Aber Link hielt mich fest und winkte mit den Augen über meine Schulter:

„Gehört diese schäbige Person etwa auch zu den Spionen? Der Mensch hat uns die ganze Zeit schon im Auge!“

Schnell wandte ich mich um und erblickte in dem schrägüber liegenden Hause einen Mann, ganz in die Ecke gedrückt, der sich eifrig mit seinen Sandalen beschäftigte. Plötzlich richtete er sich auf und ging eilenden Schrittes davon. Die Sekunde, in welcher ich sein Gesicht sehen konnte, genügte mir indessen vollkommen, um den Gepäckträger zu erkennen, und nun war ich ihm sofort auf den Fersen.

Als er sah, daß ich ihm folgte, ging er schneller, verfiel zuletzt in leichten Trab und nahm seinen Weg durch verschiedene Seitenstraßen, kreuz und quer, um mich irre zu führen.

Damit hatte er sich jedoch verrechnet, so leicht war ich nicht abzuschütteln, ich kam im Gegenteil immer näher. Endlich schlug er die Richtung zum goldenen Horn ein, sprang in einen Kahn und trieb den Führer zu höchster Eile an.

Ein Orangenverkäufer wollte mich durch Anbieten seiner Ware aufhalten, ich gab ihm einen unsanften Stoß und sprang in den zunächstliegenden Kahn, dem Kaikdschi einen Medschidieh zuwerfend.

Das wirkte Wunder, und wir schossen pfeilschnell hinter dem Flüchtling her. Ich durfte die Distanz nicht größer werden lassen, da es schon dunkel geworden war.

Fast gleichzeitig langten wir auf der Seite in Galata an. Nur zehn Schritte trennten mich jetzt von ihm.

„Halt, Bursche!“ rief ich ihm zu, „du entkommst mir nicht!“, und mit zwei Sätzen war ich an seiner Seite.

Er sprang zurück, wandte sich mir zu und ein Blick verzehrender Wut traf mich.

„Warte, Hund!“ knirschte er, riß ein Messer aus dem Gürtel und bog den Oberkörper zurück.

An dieser Bewegung sowie an der Art, wie er das Messer gefaßt hielt, merkte ich sofort, daß er nicht stechen, sondern schleudern würde und warf mich schnell zur Seite.

Einen Augenblick später und das Messer hätte in meiner Brust gesessen; denn ich stand noch nicht wieder fest, so sauste es vorüber und verwundete mich leicht am linken Oberarm. Gleich nach dem Wurf setzte der Mann seine Flucht fort.

Jetzt mußte ich denselben erst recht haben, und ich flog förmlich hinter ihm her. Nur flüchtig beobachtete ich, daß wir in abgelegene, verrufene Straßen Galatas einbogen. Jetzt ging es etwas bergan. Er verlangsamte seinen Lauf und deutlich hörte ich ihn keuchen. Plötzlich gellte ein scharfer Pfiff. Ich hörte das Geräusch einer sich öffnenden Türe. Der Mann machte noch einige lange Sätze und verschwand in einem Hause.

Ich stürmte nach und stand vor zwei nebeneinander liegenden Türen.

Durch welche war er nun geflohen? Es blieb keine Zeit zu langem Überlegen, und wuchtig ließ ich den einen Klopfer niederfallen.

Hier mußte es gewesen sein.

Ein Mann fragte durch eine Klappe nach meinem Begehre, und ich verlangte ungestüm Einlaß.

Er zögerte. Ich aber fing in meiner Erregung die Türe mit Händen und Füßen an zu bearbeiten.

Alles half nichts, und da die Nachbarschaft schon aufmerksam wurde, mußte ich mich zurückziehen.

Länger zu warten und zu beobachten, hatte keinen Zweck; denn mir war bekannt, daß man auf den platten Dächern leicht von einem Hause zum anderen gelangte, und so konnte ich überzeugt sein, daß sich der Verfolgte schon jetzt nicht mehr im gleichen Hause befand. Ebenso zweifellos war es, daß sämtliche Bewohner desselben alles ableugnen würden.

So begnügte ich mich, mir den Ort genau zu merken, und kehrte nach Hause zurück, um Achmed von dem Vorgange in Kenntnis zu setzen.

Jetzt erst fühlte ich das Brennen der Wunde, welche das Messer gerissen hatte, und bemerkte, daß das Blut noch am Arme herunterrann.

Deshalb vermied ich die belebten Straßen und kam auch unbeachtet nach Achmeds

Haus.

Derselbe hatte mich erwartet und erschrak nicht wenig über mein Aussehen. Ich beruhigte ihn jedoch, erzählte von Link, und er war gerne bereit, den Wiener mitzunehmen; denn wir zweifelten nicht, daß er bald die Lust verlieren und nach seiner Kaiserstadt zurückreisen würde.

Achmed verband mich sorgfältig, ließ die Speisen auf mein Zimmer bringen, und wie in früheren Tagen waren wir wieder einmal für uns.

„Nun möchte ich gerne deinen Vorschlag hören“, begann er, „was du jetzt für gut findest zu tun. Ich bin zu einem festen Entschluß noch nicht gekommen, möchte aber auch sofort aufbrechen.“

Ich hatte schon nachmittags oft daran gedacht und erwiderte: „Wenn ich dir raten soll, so lasse uns sobald als möglich direkt nach Smyrna reisen, um von da aus die Spuren zu verfolgen. Natürlich dürfen wir keine große Begleitung mitnehmen.“

Nachdenklich stützte Achmed den Kopf in die Hand.

Nach kurzer Überlegung hatte er sich entschlossen.

„Du hast recht, reisen wir ab. So bald als möglich. Morgen habe ich noch verschiedenes zu ordnen, da man nicht weiß, wie lange die Reise dauert. Den andern Tag können wir mit dem Schiffe abfahren.“

„Meine Papiere — — — — —“

„Werde ich morgen besorgen“, fiel Achmed ein, „überlasse dich nur noch deinem Wiener Bekannten. Aber sieh dich ja recht vor. Nach dem heutigen Ereignisse könnte dir leicht etwas zustoßen.“

„Hab keine Furcht, Achmed! Ich werde mich meiner Haut schon zu wehren wissen.“

Achmed verließ mich, nachdem er mir angenehme Ruhe gewünscht. Ich aber sann und grübelte noch lange darüber nach, auf welche Weise wir am schnellsten zum Ziele gelangen könnten.

Am nächsten Morgen war ich schon frühzeitig auf den Beinen, um Link nicht so lange warten zu lassen, und ging nach dem Frühstück in das Stambul—Hotel.

Der Wiener machte förmlich einen Luftsprung vor Freude, als er hörte, daß die Reise schon am nächsten Tag beginne.

Vor allem führte ich ihn jetzt zu Achmed, um beide miteinander bekannt zu machen. Achmed erbot sich sofort, auch für Link den Paß ausstellen zu lassen, und so hatten wir den Tag über nichts zu besorgen außer einigen Kleidern für Link.

Wir wanderten nach der Schweizer Bierhalle, um uns durch ein Glas Münchener Bier zu erquicken. Bald brachen wir jedoch wieder auf und sahen uns das Panoptikum an, wo Link staunend vor den malerischen, wilden Trachten der Janitscharen stehen blieb.

„Denen möchte ich nicht gerne unter die Hände geraten“, bemerkte er sich schüttelnd.

„Wir kommen jedenfalls auf unserer Reise in Gegenden, wo die Bewohner noch mehr zu fürchten sind als seinerzeit die Janitscharfen“, entgegnete ich ihm, „haben Sie Furcht?“

„Nicht im geringsten“, beeilte er sich zu erwidern, warf aber noch einen scheuen Blick nach den Wachfiguren und zog mich hinaus.

Auf der Straße hörte er nicht auf zu fragen. Einmal war es eine vorübergehende, verschleierte Mohammedanerin, welche seine Aufmerksamkeit erregte, ein andermal ein Kurde, dann wieder ein Fleischverkäufer oder auch ein Trupp Esel, welche mit Ziegelsteinen beladen waren und unbarmherzig mit Stöcken auf die bereits blutenden Schenkel geschlagen wurden. Auch war er erzürnt darüber, daß am Bahnhofsgebäude die eine der Uhren europäische, die andere türkische Zeit anzeigte.

Den meisten Spaß machten ihm die herrenlosen Hunde, auf welche wir bei jedem Schritt stießen.

Nach dem Besuche des Bazars lud mich Link ein, das Mittagessen mit ihm zu teilen, was ich dankend annahm, da mir dadurch Gelegenheit geboten wurde, mich von Herrn Weiß und seiner Enkelin zu verabschieden.

Der alte Herr war ganz entzückt von Konstantinopel.

„Wir bleiben noch zwei bis vier Tage hier und fahren dann nach Smyrna, um auch diese Stadt kennen zu lernen“, sagte er ganz begeistert.

„Wir wollen — — — —“

Link wollte gerade sagen, daß wir auch dahin fahren, aber zur rechten Zeit konnte ihn ein gelinder Stoß von mir in die Seite davon abhalten.

„— — — — noch verschiedene Sehenswürdigkeiten hier ansehen“, vollendete er dann geschickt den Satz.

Wir trennten uns bald, und ich ging mit Link noch einige Stunden durch die Stadt.

Als wir vor dem vom deutschen Kaiser Wilhelm II. gestifteten, einem Kiosk gleichenden Brunnen standen, trat auf der andern Seite ein Türke heran, griff nach

einem der hängenden metallenen Becher, füllte denselben und führte ihn zum Munde. Er trank aber nicht, sondern beobachtete uns unausgesetzt. Nach kurzer Zeit setzte er den Becher wieder ab, goß das Wasser aus und füllte ihn von neuem.

Das machte mich aufmerksam und ich ging, scheinbar die am Brunnen angebrachten Monogramme des Spender, welche mit denen des Sultans abwechseln, bewundernd, um den Bau herum. Der Türke schritt, als ich ihm näher kam, langsam und zögernd davon.

Er trug vorn am Kragen seines Rockes das Zeichen des Eisenbahnbeamten und machte sonst den Eindruck eines harmlosen Spaziergängers. Ich brauchte mich also nicht weiter um ihn zu kümmern, hatte auch heute nicht bemerkt, daß uns jemand folgte.

Wir schritten die Straße hinab dem Bahnhofe zu, in dessen Nähe ich einen Geldwechsler wußte, bei welchem Link einige Noten umwechseln wollte. Plötzlich ergriff mich Letzterer am Arm.

„Ah, da hätte ich bald vergessen, daß ich gestern noch Besuch erhielt.“

„Besuch? Gestern Abend? Wo?“, fragte ich ziemlich gedankenlos; denn mein Vorhaben mit Achmed beschäftigte mich im Geiste immerfort.

„Ja, Besuch! Gestern Abend im Hotel. Eigentlich ging es nicht m i c h , sondern S i e an“, entgegnete er, „aber ich sollte gar nicht davon sprechen!“

Erstaunt und interessiert blickte ich auf.

„Wie, mich angehen? Freund Link, machen Sie keine schlechten Witze!“

„Sind keine Witze, bin ganz vernünftig. Habe mich ganz famos unterhalten. Er war übrigens ein Freund von Ihnen, welcher Sie noch kurz vor Ihrer Abreise überraschen will.“

Blitzartig kam mir jetzt der Gedanke, daß man bei Link unsere Abreise zu erfahren suchte.

„Was wollte denn dieser edle Freund wissen? Sprach er deutsch oder haben Sie in einer Nacht türkisch gelernt?“, fragte ich in größter Ruhe, obschon mir der Ärger in allen Gliedern zuckte.

„Sprach ganz vortrefflich deutsch, habe mich köstlich amüsiert und tüchtig mit ihm gezecht.“

„Da haben Sie also auf meine Warnung nicht gehört? Sind wohl noch einmal ausgegangen?“

„Ausgegangen? Nein. War nur in meinem Zimmer.“

„Ich hatte Sie aber doch gebeten, sich betreffs unserer Reise mit niemanden einzulassen.“

„Das war etwas ganz anderes. Ein Freund von Ihnen!“

„Was wollte er denn eigentlich?“, frug ich ungeduldiger.

„Das bleibt vorläufig mein Geheimnis“, entgegnete er überlegend lächelnd.

Ich ahnte den ganzen Zusammenhang und war froh, daß Link noch nichts näheres wußte. Von Elisabeth hatte ich gar nicht gesprochen. Aber ein Vorwurf konnte Link nichts schaden; denn wenn er sich uns anschließen wollte, mußte er sich unbedingt fügen. Wenn er auch jetzt noch keinen Schaden angerichtet hatte, so konnte er später doch durch seine Geschwätzigkeit und Vertrauensseligkeit sich und uns in Gefahr bringen. Deshalb sagte ich in ärgerlichem Tone:

„Sehen Sie, Link, an eine Mitreise Ihrerseits ist nicht zu denken. Kaum ein Tag hier, lassen Sie sich trotz meiner Mahnung auf die leichteste Weise übertölpeln, wodurch Sie Achmed und mich schwer schädigen.“

Verwundert schaute er mich erst an; dann rötete sich sein Gesicht, der Schnurrbart sträubte sich und erregt rief er:

„Was? Übertölpeln? Herr, wollen Sie mich beleidigen?“

„Davon ist nicht die Rede, hier gelten andere Gesetze und können nicht immer die gesellschaftlichen Vorschriften in Frage kommen. In einem Lande, wo man für die persönliche Sicherheit selbst besorgt sein muß, hört die übertriebene Rücksicht auf, welche man in den Salons gewöhnt ist und die ja im Grunde fast immer nur ein bodenloses Lügengewebe und Schauspielerei ist und bleibt.“

Ich war nun wirklich in Zorn gekommen.

„Soll ich Ihnen das ganze Geheimnis enthüllen? Der angebliche Freund wollte nur wissen, wohin wir reisen und was wir unternehmen. Dies würden Sie ihm anstandslos gesagt haben, wenn ich mit Ihnen davon gesprochen hätte.“

„W—a—a—s? Das wäre — gar — kein — kein —“

„Gar kein Freund gewesen“, vollendete ich seinen angefangenen Satz, „sondern der Abgesandte eines ganz gewöhnlichen Spitzbuben, welcher eine Schurkerei vor hat.“

Wir dürfen Sie also nicht mitnehmen, denn es könnte geschehen, daß uns eines Nachts wegen Ihrer Unvorsichtigkeit oder Nichtbefolgung unserer Warnung allen die Köpfe abgeschnitten würden.“

Ihm schien bei diesen Worten ganz schwül zu werden. Er faßte unwillkürlich nach seinem Halse, als wollte er sich überzeugen, daß der Kopf noch fest sitze, und ging

stumm neben mir her, nur dann und wann einen scheuen Seitenblick nach mir werfend.

Es tat mir leid, daß ich so scharf sprechen mußte, aber dieses Vorgehen war unbedingt nötig, damit er sich fernerhin ganz und gar unseren Weisungen fügte.

Wollte er dies nicht, so war es besser, ich ließ ihn zurück.

Während dieser Unterredung versäumte ich nicht, die Umgebung stets im Auge zu behalten, ob uns jemand beobachtete. Und wirklich schien es so; denn in gemessener Entfernung schlenderte der Türke, welcher am Brunnen war, hinter uns her. Um Gewißheit zu erhalten, ob er uns wirklich folge, trat ich kurz entschlossen in das nächste Kaffeehaus.

„Wollen wir nicht für mich Kleider kaufen?“, frug Link beim Eintritt.

„Wir benötigen keine.“, entgegnete ich.

„Aber gestern sprachen wir doch davon?“

„Gewiß, aber Sie reisen ja nicht mit uns!“

„Das ist nicht Ihr Ernst!“

„O doch!“

Jetzt reichte er mir die Hand über den Tisch.

„Hier meine Hand, ich werde mich nicht wieder betrügen lassen und mich streng an Ihre Weisung halten.“

Ich schlug gern ein; denn ich hatte ihn ja doch nur schrecken wollen.

„Ja, lieber Link, hier müssen Sie vieles ablegen, was in manchen Ländern unentbehrlich scheint. Und das wird noch besser, wenn wir ins Innere kommen, wo das Faustrecht gilt. Das letztere hat auch sein Gutes. Können Sie doch jedem Gauner, der Ihnen begegnet, die Maske vom Gesicht reißen und ihm die volle Wahrheit sagen, ohne befürchten zu müssen, daß er hingeht, Sie deshalb anklagt und vielleicht trotz seiner Schlechtigkeit noch Recht behält, nur weil er verstand, das Gesetz zu umgehen. Und wer letzteres versteht, sollte der nicht unter den Gaunern den ersten Platz einnehmen und am härtesten bestraft werden?“

Ich habe mit angesehen, wie ein Mann durch seine raffinierten Handlungen Hunderte von Familien in grenzenloses Elend stürzte, der in aller Augen als Betrüger galt, dessen ganzes Denken und Trachten nur darauf gerichtet war, seine Mitmenschen zu übervorteilen und zu schädigen, und der dennoch ein ganz behagliches ungestörtes Leben führte, auch nicht wenig auf seine Schlaueit eingebildet war und sich bei jeder Gelegenheit damit brüstete.

Gehen Sie mit zu den stolzen, freien Arabern, den gefürchteten Kurden oder zu jedem anderen Volksstamme, welcher noch nicht von der Kultur beleckt ist, da werden Sie sehen, daß Menschen, wie der oben beschriebene, dort bald ihren gerechten Lohn erhalten würden.

Streifen Sie den Salonhelden ab und werden Sie Mensch. Lassen Sie alle höfliche, falsche Rücksicht, und seien Sie offen und gerecht. —

Doch wir wollen auch etwas genießen, der Wirt sieht schon lange nach uns.“

„Lassen Sie mich bestellen“, bat Link, „ich habe aus meinem Buche fast die ganze Nacht türkisch gelernt.“

Stolz richtete er sich nun auf und rief mit weithin schallender Stimme:

„Kaikdschi!“

Erstaunt sahen sich die zunächst Sitzenden um, ich aber raunte ihm zu:

„Kawedschi heißt es, Kaikdschi ist ja ein Barkenführer!“

Sofort war sein Stolz vernichtet, und er flüsterte: „Reden Sie weiter, hole der T — — die ganze türkische Sprache!“

Nachdem wir bei dem von mir bestellten Kaffee eine halbe Stunde gesessen hatten, heilt ich es an der Zeit, zu gehen. Aber nach kaum fünfzig Schritten sah ich den Bahnbeamten wieder auftauchen und hinter uns herkommen.

Ich trat an ein Schaufenster und ließ ihn vorüber, ging dann zurück und bog in eine wenig belebte Seitengasse ein. Kam er uns auch hier wieder nach, so hatte ich Veranlassung, ihn anzusprechen.

Ich mäßigte meine Schritte, damit er Zeit gewinnen konnte.

Lange brauchte ich nicht zu warten, da kam der Betreffende um die Ecke herum. Zeitweise blieb ich nun mit Link stehen, als ob wir in eifrigem Gespräche begriffen wären, und so mußte der Türke, wenn sein Benehmen nicht auffallen sollte, immer näher kommen. Endlich drehte ich mich um und trat hart an ihn heran.

Erschrocken prallte er zurück. Das hatte er nicht vermutet.

„Warum folgst du uns?“, herrschte ich ihn an.

Der Mensch schien zirka dreißig Jahre zu sein. Er hatte sich schnell wieder gesammelt und blickte mir trotzig ins Gesicht.

„Allah behüte deinen Verstand! Ich folge dir nicht. Dieser Weg ist für alle gemacht“, entgegnete er.

Ich sah ihm fest und ruhig in das Auge und spielte auffällig mit dem Griffe des Dolches.

Er wich zurück, ich aber trat wieder an ihn heran und sagte in bestimmtem Tone:

„Lüge nicht! Ich kenne dich und deinen Herrn und will dir das eine sagen: Wenn du uns ferner folgst, so siehst du und dein Herr die Sonne morgen nicht mehr untergehen.“

Er hatte seine sichere Haltung verloren und war blaß geworden.

Ich aber wandte mich kurz um und ging weiter, während der Türke in eine Straße einbog.

„Ich muß Ihnen noch sagen“, begann Link im Weiterschreiten, „daß mich Ihr angeblicher Freund gestern Abend noch für heute Abend eingeladen hat. Ich sollte natürlich niemand etwas davon erzählen und ihn heute bei dem Militärposten an der Brücke in Galata erwarten. Er will mich in einen Harem führen. Natürlich gehe ich nicht hin.“

„Das ist ja hochinteressant“, fiel ich schnell ein; denn mir kam ein guter Gedanke.
„Es kann ja nichts willkommener sein. Natürlich müssen Sie gehen.“

„Ich gehen? Ja ich begreife aber doch nicht — —“

„Sie werden sofort begreifen, lieber Link. Pünktlich müssen Sie den Menschen erwarten. Ich werde von ferne beobachten und Ihnen folgen. Aber seien Sie vorsichtig und nehmen Sie eine Waffe mit. Vielleicht kommen wir da auf eine Spur. Er wird Sie ausfragen, wann ich reise und sagen Sie ihm, daß wir in fünf Tagen nach Konia fahren, von dort nach Damaskus. So können wir hoffentlich morgen unbeachtet fort. Also abgemacht?“

„Abgemacht!“ rief Link, „Eine Stunde bleibt mir noch Zeit.“

„Da können Sie sich mit einem Revolver versehen. Ich führe Sie zum Hotel, und dann trennen wir uns. Seien Sie unbesorgt, ich bin zur rechten Zeit auf meinem Posten.“ — —

— — —

2. Auf falscher Fährte.

Nachdem ich Link ins Hotel begleitet hatte, benützte ich auf meinem Wege nach

Galata nicht die Brücke, sondern ließ mich in einem Boote übersetzen und schlug einen weiten Bogen ein, um nach dem bezeichneten Zusammenkunftsorte zu kommen.

Sehr entfernt durfte ich mich nicht stellen, da es bereits dunkel wurde. Ich fand bald einen geeigneten Ort und war ziemlich sicher, daß mir niemand folgte, auch konnte mein Versteck nicht leicht bemerkt werden.

Nach Verlauf einer Viertelstunde sah ich Link langsam über die Brücke kommen und direkt beim Wachtposten stehen bleiben.

Schon nach wenigen Minuten löste sich aus dem Schatten der gegenüberliegenden Häuser eine lange Gestalt, welche auf Link zutrat. Es mußte der Mensch sein, welcher Link im Hotel aufgesucht hatte, denn Letzterer bot ihm sofort die Hand.

Dann gingen sie langsam nach Pera hinauf, in eifrigem Gespräche begriffen.

Sobald ich konnte, folgte ich ihnen. Doch jetzt bogen sie rechts nach Galata hinunter. Ich wurde unruhig und besorgt um Link, da diese Richtung zu einem verrufenen Teile der Stadt führte.

Aber halt! Das war ja dieselbe Straße, in welcher ich gestern Abend den Gepäckträger verfolgte. Vorsichtig drückte ich mich im Schatten der Häuser entlang, um etwas näher zu kommen. Jetzt hörte ich den Klopfer einer Türe. Und wirklich! Es war dasselbe Haus, wo ich gestern vergeblich Einlaß verlangte.

Ich hörte deutlich das Wort: „Manda.“

Diese Stimme mußte ich schon gehört haben. Aber wo?

„Manda“ schien ein Losungswort zu sein, es heißt „Büffel.“

Wo hatte ich nur diese Stimme schon gehört?

Es war geöffnet worden und beide verschwanden.

Da schallte im Hause ein kurzes, hartes Lachen. Ich fuhr in die Höhe:

Jetzt wußte ich, wo ich die Stimme schon gehört, wer der Fremde war. Derselbe, welcher mich am Bahnhof mit seinem höhnischen Lachen begrüßt und mir ein unfreiwilliges Bad im Bosphorus bereitet hatte.

Dieser Mensch sprach also auch deutsch. Jedenfalls war er ein Bosnier oder Armenier.

Jetzt gab es keine Zeit zu verlieren, sondern es galt zu handeln, wenn Link nicht in Gefahr kommen sollte; denn hier konnte man sehr leicht einen Menschen verschwinden lassen, ohne Unannehmlichkeiten davon zu haben.

Entschlossen trat ich zur Türe und ließ leise den Klopfer fallen. Eine Klappe öffnete sich. Mein Gesicht hielt ich ganz im Schatten, so daß es von dem Lichtscheine, welcher jetzt durch die Öffnung drang, nicht getroffen werden konnte.

Hastig flüsterte ich „Manda“ und fügte hinzu:

„Eile, ich werde verfolgt.“

„Allah, komm schnell herein!“

Die Türe wurde halb geöffnet, und ich trat eilig in den spärlich erleuchteten Vorraum. Während der Mann den Riegel schnell vorschob, flüsterte er: „Ist dir wieder der verdammte Deutsche auf den Fersen? Samy ist soeben auch gekommen.“

Also Samy hieß mein unbekannter Feind.

Ich hatte genau beobachtet, wie er die Türe verschloß und währenddem meinen Revolver aus dem Gürtel gezogen.

Als er keine Antwort erhielt, schaute er sich fragend um. Der Schreck lähmte ihm bei meinem Anblick die Zunge; denn er starrte mich entsetzt mit offenem Munde an.

„Keinen Laut,“ flüsterte ich, ihm die Waffe entgegenhaltend, „oder du bist verloren.“

Ich erkannte in ihm den Menschen, welcher uns heute in der Kleidung eines Bahnbeamten gefolgt war.

Seine rechte Hand glitt langsam in die Höhe. Ich bemerkte es und rief halblauf:

„Hand herunter!“

Aber schon hatte er einen Dolch in derselben und wollte nach mir stoßen. Ich ließ meinen Revolver fallen, derselbe war mittelst eines Riemens am Handgelenk befestigt, wehrte mit der linken Hand den bewaffneten Arm ab und umspannte mit kräftigem Drucke der rechten den Hals des Gegners.

Schon der Stoß, den ich beim scharfen Zufassen gegen den Hals führte, übte eine lähmende Wirkung aus. Die Verteidigung wurde schwächer, ein gurgelndes Röcheln und der Körper sank zusammen.

Ratlos sah ich mich jetzt um; denn mir fehlten die Stricke zum Binden, während der Bursche doch bald wieder zur Besinnung kommen mußte.

Endlich entdeckte ich in einer Ecke unter alten, schmutzigen Tüchern auch einige

Stricke, welche jedoch eher die Bezeichnung Schiffstau verdienten, so stark waren dieselben. Doch in der Not mußten sie gehen, und ich schnürte damit so geräuschlos wie möglich die Arme des am Boden Liegenden, sowie die Beine desselben, steckte ihm auch einen Knebel in den Mund.

Dadurch kam er zur Besinnung und sah mich wütend an.

Jetzt galt es Link zu finden. Vorsichtig lauschte ich an der ersten Türe. Kosendes Flüstern traf mein Ohr. Hier war er nicht. Leise drehte ich den Schlüssel, damit niemand heraus konnte.

An der zweiten Türe ließ sich nichts hören. Geräuschlos öffnete ich und trat ein. Das Zimmer war dunkel, aber von einer Nebentür drang Licht durch die Spalten. Auch Stimmen wurden laut und ich unterschied deutlich diejenige Links. Er schien erregt und zornig.

Soeben hörte ich Samy sagen:

„Sie müssen auf alle Fälle auf den Scherz eingehen, bleiben Sie diese Nacht hier, und morgen senden wir ein paar Zeilen von Ihnen an Ihren Freund, damit derselbe an den betreffenden Ort kommt. Dort will ich ihn begrüßen, und ich kann Ihnen versichern, er wird sich recht sehr freuen, mich wieder zu sehen.“

„Solange ich nicht weiß, was Sie beabsichtigen, schreibe ich nichts. Warum diese Heimlichkeiten?“, entgegnete Link. „Auf keinen Fall aber bleibe ich diese Nacht hier! Wer will mich dazu zwingen?“

„Ich werde Sie zwingen müssen“, entgegnete der andere jetzt scharf, und ich hörte, wie er sich erhob. „Sie sind in meiner Hand.“

„Doch nicht ganz!“, sagte ich trocken, indem ich schnell mit erhobenem Revolver in das Zimmer trat.

Es war ein großer Raum, an dessen Wänden sich rings schwellende Diwans hinzogen, auf denen vier Mädchen ruhten. Eine derselben rauchte Zigaretten, die anderen drei tranken Mokka. Link aber und Samy standen aufrecht inmitten des Zimmers.

Bei meinem Eintritte kreischten die Mädchen laut auf und flüchteten in eine Ecke. Samy aber stand wie erstarrt und stierte mich an, als sähe er einen Geist.

Link dagegen zog ruhig seinen Revolver aus der Tasche und nickte mir vergnügt zu. Ich hatte wirklich meine Freude an seinem mutigen Verhalten.

„Rühre dich nicht, Samy, laß deine Waffen stecken, die kleinste Bewegung ist dein Tod!“, rief ich drohend und trat an ihn heran. „Hoffe nicht, daß ich dich schonen würde, nachdem ich gehört, daß du mir wieder eine Falle legen wolltest.“

Kein Wort kam von seinen Lippen, nur tückische, verschlagene Blicke warf er mir zu. „Arme hoch!“, herrschte ich ihn an, die Waffe dabei immer drohend auf ihn gerichtet.

Er regte sich nicht.

„Ich zähle bis drei“, sagte ich nachdrücklich, „eins zwei“

Noch ehe ich drei zählte, waren seine Arme hoch.

„Nehmen Sie ihm seine Waffe ab, Link“, wandte ich mich an diesen, „ich werde ihn in Schach halten.“

Ich trat zwei Schritte zurück. Link näherte sich Samy. Von der Schußwaffe wollte ich nur im äußersten Falle Gebrauch machen; denn es wäre ja dadurch alles alarmiert worden. Deshalb war ich froh, daß Samy keinen Widerstand leistete.

Aber jetzt geschah etwas Unerwartetes.

Mit erstaunlicher Gewandtheit versetzte Samy plötzlich dem Link einen Stoß vor die Brust, daß dieser zurücktaumelte, und warf sich mit gewaltigem Satze, einem Raubtier gleich, auf mich, jedenfalls um mich niederzureißen und die Türe zu gewinnen.

Ich schnellte jedoch einige Schritte zurück und versetzte ihm einen derartigen Hieb unter das Kinn, daß er bis in die Mitte des Zimmers zurückflog.

Link wurde von den vier Mädchen gehalten, welche sich bei Beginn des Ringens auf ihn geworfen hatten, und Samy raffte schnell den zu Boden gefallenen Revolver desselben auf.

Nun mußte der Sache ein gewaltsames Ende gemacht werden.

Ehe Samy die Sicherung der Waffe ziehen konnte, war ich wieder bei ihm. Ich hatte jetzt meinem Gummischläger erfaßt, welcher mir die liebste Waffe im Nahkampf war. Gedankenschnell sauste der Schläger durch die Luft.

Ein Schrei — — —, polternd fiel der Revolver zu Boden — — — der erhobene Arm sank kraftlos herab, durch den kräftigen Schlag gelähmt.

Mit blutunterlaufenem Blicke stierte mich Samy an. Schon wollte er mit der Linken nach einer anderen Waffe greifen, da traf ihn ein zweiter Hieb der in geübter Hand so gefährlichen Waffe auf den Kopf. Ein dumpfer Laut nur war hörbar, ein leises Ächzen folgte, und Samy brach besinnungslos zusammen.

Der ganze Vorgang hatte kaum drei Minuten gewährt.

Bestürzt schauten die Mädchen nach mir, als ich zu ihnen trat und mit zorniger

Gebärde nach der ändern Ecke des Zimmers deutete.

Sie hatten schon nach dem ersten Schlage, welcher den Arm Samys lähmte, von Link abgelassen und zogen sich nun eingeschüchtert zurück.

Der arme Link war übel zugerichtet. Das ganze Gesicht von den Nägeln der Megären zerkratzt, die schöne türkische Jacke zerrissen. Beugend vor Wut, stand er vor mir und wollte sich nun auf die Weiber stürzen.

Ich hielt ihn zurück.

„Wir wollen erst diesen versorgen“, sagte ich, auf Samy deutend, und zu den Mädchen gewandt fuhr ich fort: „Habt ihr Stricke im Hause?“

Da keine Antwort erfolgte, ergriff ich die mir am nächsten Stehende am Handgelenk, preßte dasselbe fest zusammen, so daß sie vor Schmerz laut aufschrie und auf die Knie sank, und rief:

„Willst du mir jetzt wohl zeigen, wo es hier Stricke zum Binden giebt? Ich schlage dich sofort nieder wie Samy, wenn du keine Antwort giebst!“

„Wir haben hier im Zimmer solche, o Effendi“, entgegnete sie endlich weinend, „ich will sie dir geben, nur lasse mir meinen Arm frei, du zermalmst ihn ja.“

Sie stand auf, sobald ich sie freigab und ging nach einem der Polster, dessen Decke sich abheben ließ. Hier befanden sich Dolche, Stricke, auch Pistolen in wirrem Durcheinander.

Wir banden nun Samys Hände und Füße, gaben auch ihm einen Knebel, und ich forderte Link auf, den Körper mit anzufassen. Gemeinsam trugen wir denselben hinaus, verschlossen sorgfältig die Türe, nachdem ich den Mädchen versichert hatte, daß ich Wache halten und beim geringsten Laute die Betreffende streng bestrafen würde.

Dicht neben den von mir Gefesselten legten wir auch Samy nieder.

Link war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß ich schon vorher einen überwältigt hatte.

„Bleiben Sie jetzt hier“, bat ich ihn, „lassen Sie niemanden weder aus noch ein. Ich werde schnell einen Wagen holen, um beide fortzuschaffen. Wenn ich dreimal klopfe, öffnen Sie mir.“

Es bedurfte keiner zwanzig Minuten, als ich schon bei Achmed war und ihn mit kurzen Worten unterrichtete.

Mit dem Wagen waren wir schnell zurück; Link atmete erleichtert auf, als er mich einließ, ihm war in dieser Situation etwas schwül geworden.

Wir hatten unsere beiden Gefangenen schnell in den Wagen gehoben. Ich bat Achmed noch, ihnen die Augen zu verbinden, mit dem Wagen bis zur nächsten Straße zu fahren und dort auf mich zu warten, ich würde sofort nachkommen; denn ich mußte doch die Türen wieder aufschließen, damit die Mädchen heraus konnten.

Dieselben saßen bei meinem Eintritte noch ängstlich auf ihrem Platze, und ich überzeugte mich mit wenig Worten, daß sie weder wußten, wer wir waren, noch um was es sich handelte.

Jetzt, da sie sich vor der Rache Samys sicher wähnten, verwünschten sie denselben und konnten nicht genug Schlechtes von ihm sprechen. Das war mir ja gerade lieb; ich beruhigte sie nun und gab zu verstehen, daß derselbe seine Strafe erhalten würde. Sie blieben in dem Glauben, Samy sei der Polizei überliefert.

So war ich auch ihres Schweigens gewiß. Die Schurken selbst würden nach ihrer Freilassung auf keinen Fall etwas sagen.

Ich frohlockte. Die Mädchen machten nun Annäherungsversuche und wollten zärtlich werden, ich aber wies sie trotz ihrer schmach tenden Blicke barsch zurück.

Im Gehen begriffen, hörte ich den Klopfer an der Haustüre.

„Mein Freund kommt wieder“, sagte ich schnell entschlossen zu dem Mädchen, welche sich als Oberste des Kleeblattes ausgegeben hatte, meine Überraschung verbergend.

Sofort war ich an der Türe und öffnete die Klappe

„Manda“, flüsterte der Wartende, und ich erkannte in ihm — — — meinen Gepäckträger.

Den hatten wir ganz vergessen! Das hätte ja schön werden können, wenn er später gekommen wäre, oder gar früher, als Link allein da war? Dies konnte man gar nicht ausdenken.

Doch jetzt sollte er mir nicht entgehen.

Ich öffnete

Beim Hereintreten konnte er mich nicht gleich sehen und knurrte:

„Habe diesen Deutschen, diesen Giaur, nirgends gesehen. Hätte ihn zu gerne still gemacht. Allah möge mir hierzu die Gelegenheit geben.“

„Die hast du schon, greif nur zu“, sagte ich vortretend. Die Türe hatte ich schon während seinen Worten sorgfältig geschlossen.

Erstaunt fuhr er herum.

Das war ein gefährlicher Gegner; denn er verlor seine Geistesgegenwart auch in diesem Augenblicke nicht.

Lautlos, mit katzenartiger Gewandtheit suchte er mich zu unterlaufen, um mir den Dolch von unten in den Leib zu stoßen.

Ich sprang zur Seite, ein dumpfer Schlag — — —, und auch dieser Bursche lag regungslos zu meinen Füßen, mein Schläger hatte seine Schuldigkeit getan. —

„Wir müssen noch ein paar Stricke haben, damit uns Samy nicht davonläuft“, versuchte ich zu scherzen, als ich bei den Mädchen eintrat.

Bereitwilligst wurden mir dieselben ausgehändigt. Ich schloß nochmals beim Fortgehen die Türe zu, band und knebelte dann den Gepäckträger und suchte eiligst den Wagen auf, welcher meiner wartete. Ich bedeutete dem Kutscher, nochmals umzukehren.

Wie erstaunte Achmed, als ich ihm mitteilte, daß ich auch das dritte Vögelchen gefangen habe.

Nichts störte uns beim Einladen desselben. Ich verabschiedete mich bei den Bewohnerinnen, öffnete auch die erste, bei meinem Kommen von mir verschlossene Türe und setzte mich zu meinen Freunden.

In scharfem Trabe fuhren wir nunmehr zu einem früheren Hausmeister Achmeds, welcher vor der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte und von ihm Pension bezog. Dort verbanden wir auch dem Gepäckträger die Augen, trotzdem es bei diesem und Samy nicht nötig gewesen wäre, da beide noch besinnungslos waren.

Achmed befürchtete, sie könnten tot sein. Aber ich beruhigte ihn hierüber und versicherte, mit der Waffe so vertraut zu sein, daß ich mich in der Stärke des Schlages nicht irre und genau wisse, wann er tödlich ist oder nicht.

„Überdies“, fügte ich lachend hinzu, „müßte ich ganz andere Stellen des Kopfes wählen, um den Tod herbeizuführen. Glaube mir, ich habe damit zwar schon viele betäubt, aber noch keinen getötet.“

Ich durchsuchte die Kleider der Gefesselten, fand aber nur bei Samy einige Briefe. Diese genau nachsehend, bemerkte ich einen aus Smyrna abgestempelten Brief, welcher erst am vorhergehenden Tage angekommen war. Diesem lag ein Zettel bei, auf dem nur wenige Worte standen, welche aber genügten, mich in nicht geringe Aufregung zu bringen. Sie lauteten übersetzt ungefähr wie folgt:

„Die Deutsche ist gesund, aber widerspenstig, dabei tapfer wie ein Löwe, klug wie die Schlange und hat Nägel wie die Krallen des Panthers. Niemand darf ihr nahen. Allah gebe, daß mich Hussein bald von ihr befreit. Serkis.“

Dies war ja mehr, als wir zu hoffen wagten; denn es stand für uns fest, daß es sich hier um Elisabeth handeln mußte. Da hatten wir ja einen prächtigen Fund gemacht, und unsere Mühe war nicht umsonst.

Achmed war bei dieser Kunde ganz beglückt. Gerührt drückte er mir die Hand. Sofort machte ich einige Abschriften des Zettels und steckte alle Briefschaften wieder an ihren früheren Platz. Wir gaben dem alten Hausmeister noch genaue Instruktionen.

Es war schon Nacht, deshalb konnten die drei Herren bis nächsten Abend hungern; es war dies nur eine gelinde, wohlverdiente Strafe. Gegen Ende der folgenden Nacht sollten dieselben dann unter Jussufs Mithilfe durch ein narkotisches Mittel leicht betäubt und von ihren Banden befreit in ein naheliegendes Wäldchen gebracht werden. Da sie an der frischen Luft in ganz kurzer Zeit erwachen mußten, konnte es ihnen nichts schaden.

Vor allen Dingen durften die Gefangenen am Tage niemanden zu sehen bekommen; auch die Zimmer mußten dunkel bleiben. So konnten sie unsere Reise nicht beobachten und waren durch Links Aussage in dem Glauben, wie seinen nach Konia.

Samy erhielt von dem alten Hausmeister noch einen regelrechten Verband um seinen Arm. Es mußte sehr schmerzen, denn wir waren kaum fertig, so warf er seufzend den Kopf hin und her.

Wir löschten schnell das Licht aus und zogen uns zurück.

Schon ziemlich spät erreichten wir endlich Achmeds Wohnung und gaben uns noch einige Stunden der Ruhe hin. Link blieb bei uns, da er mit dem zerkratzten Gesicht nicht ins Hotel konnte. Auch am Morgen mußte Achmed nach dem Stambul—Hotel gehen, da er daselbst bekannt war, die Rechnung begleichen und die Koffer holen lassen.

Wir nahmen natürlich nur das nötigste mit.

Vor der Abreise wurde mir von Achmed eine freudige Überraschung zu teil. Er nahm mich an der Hand und führte mich durch einige Gemächer.

Ich war erstaunt, in dieser Richtung lag sein Harem.

In einem behaglichen Zimmer machte er halt.

„Lieber Freund, du weißt, daß ich es nicht sehr streng nehme mit den Vorschriften meines jetzigen Glaubens. Ehe wir diesmal abreisen, will ich dich meine Sultana sehen lassen; denn wir gehen vielleicht großen Gefahren entgegen, wo es fraglich ist, ob wir beide zurückkehren. Bleibe ich, so wollte ich dich bitten, die letzten Geschäfte hier für mich abzuwickeln. Es ist alles wohlgeordnet und mit Hilfe

meiner treuen, bisherigen Mitarbeiter wirst du sofort Einsicht haben. Meine Frau kennt dich lange schon und ehrt dich hoch.“

„Achmed, hänge nicht solch traurigen Gedanken nach. Entweder wir kehren beide zurück oder gar nicht; denn keiner wird den anderen verlassen!“

Er wehrte still mit der Hand ab und zog einen seidenen Vorhang zur Seite, worauf sich ein kleines vergittertes Fenster zeigte.

Ich hatte ein reizendes Bild vor mir. Auf einer Ottomane ruhte halb sitzend Emine, Achmeds Frau. Das prachtvolle Köpfchen leicht auf die eine Hand gestützt, hielt sie in der andern das Mundstück der Wasserpfeife. Die zierlichen kleinen Füßchen kamen recht zur Geltung, da sie ein Bein lässig über das andere geschlagen hatte. Die Seide, aus welcher das prachtvolle türkische Jäckchen und die Hosen gefertigt waren, schien fast zu schwer zu sein für die schlanke Elfengestalt. Das blendende Weiß des feinseidenen Hemdchens mußte zurücktreten vor der Zartheit des schlanken Halses.

In harmloser Freude hatte sie das Gesichtchen erhoben und schaute nach einem Affen, welcher sich mit einer Perlenkette in eine hochgelegene Nische geflüchtet hatte. Die schwarze Dienerin suchte vergebens, den Dieb von seinem Sitze zu treiben. Eine zweite Dienerin hielt lachend in der einen Hand den Ständer, auf welchen der Affe gehörte, eine süße Frucht in der andern. Das Ganze ein wundervolles Bild häuslichen Friedens.

Still zerdrückte Achmed eine Träne im Auge.

„Deine Frau kennt den Ernst der Reise?“ fragte ich leise.

„Ja“, seufzte er schmerzlich, „sie kennt ihn! Eine liebe Frau, aber — — — sie ist Mohammedanerin und im Harem erzogen.“ —

Wir gingen zurück zu Link.

Nachdem dieser wieder neu bekleidet war, gab er sich zufrieden. Nur als wir eine Stunde später aus dem goldenen Horn führen und in der Kajüte saßen, wohin wir uns nach Ankunft auf dem Schiffe sofort begeben hatten, um aller Gefahr des Beobachtetwerdens zu entgehen, knurrte er:

„Ich würde ja ganz stolz sein auf die Zeichen des Kampfes, welche ich im Gesicht trage, wenn dieselben nur nicht gerade von Weiberhänden herrührten.“

* * *

Ein prachtvoller Tag war es, als wir in den Golf von Smyrna einfuhren.

Bei der Fahrt durch das Marmara—Meer, die Dardanellen—Straße und das ägäische Meer, zu welchem letzterem ja auch der Golf von Smyrna gehört, hatten wir nur selten die Küste aus dem Auge verloren.

Das tiefe Blau des Meeres wetteiferte mit der Farbe des Himmels.

Ruhig glitt unser Schiff dahin, mit dem scharfen Bug die Wellen glatt durchschneidend.

Mein Blick ruhte auf der Küste. Ich dachte einige Jahre zurück, wo ich zu Pferde das Hochland Anatoliens (Auch Andoli genannt) durchstreifte und beobachtete, wie bedürfnislos und doch gastfrei die Bewohner daselbst sind, wie sie mühsam dem Boden abringen, was er ihnen zu geben vermag.

Anatolien ist durchgehend Gebirgsland und Steppe und hat keine schiffbaren Flüsse. Die reichen mineralischen Schätze, die es birgt, werden zur Zeit noch wenig ausgenützt. Die Westküste weist aber fruchtbare Täler auf, wo es sich schon angenehmer wohnen läßt. — —

In elegantem Bogen fuhr das Schiff jetzt in den Hafen ein.

Hier entrollte sich unseren Augen ein ganz anderes Bild, als Konstantinopel es bot.

Smyrna gruppiert sich amphitheatralisch um einen Hügel, dessen Gipfel durch die Ruinen eines mittelalterlichen, festen Schlosses gekrönt ist.

Der schönste Teil der Stadt ist die nordostwärts gelegene Unterstadt am Meere mit dem Frankenwinkel, wo die Großkaufleute in palastartigen Gebäuden ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Unmittelbar am Ufer befinden sich die langgestreckten Gebäude der Infanteriekaserne, hinter denen der Palast des Generalgouverneurs liegt.

Smyrna (türkisch Ismir) ist Kleinasiens Haupthandelsplatz; es werden hier sämtliche Artikel aus allen Teilen des Landes durch Karawanen zugeführt, von wo sie dann zur Ausfuhr kommen, namentlich Baumwolle, Opium, Schwefel, Meerschaum usw.

Link traute seinen Augen kaum, als wir das Land betraten und er das rege Leben und Treiben sah.

Unsere Wohnung durften wir natürlich nicht in den Hotels am Hafen nehmen, da uns daran lag, möglichst unbekannt zu bleiben. Deshalb begaben wir uns nach der dem Ankerplatz gegenüber liegenden Vorstadt Kordilio und mieteten eine kleinere Wohnung. Von hier aus konnten wir Eisenbahn, Straßenbahn oder Boot benützen,

um zur Stadt zu fahren.

Nachdem das wenige Gepäck untergebracht, namentlich die von Konstantinopel mitgenommenen vortrefflichen Gewehre sorgfältig verschlossen waren, gingen wir nach einem Speisehause, um vor allem bei einer kräftigen Mahlzeit zu beraten, was für Schritte zunächst getan werden sollten.

Ich wählte dasselbe Speisehaus am Hafen, dessen Wirt ein Grieche und wo ich vor einigen Jahren täglicher Gast war. Einige Lorbeerbäume standen vor dem Eingange. Die Tische waren alle weiß gedeckt und es herrschte eine peinliche Sauberkeit. Link schmunzelte. Unsern Platz suchten wir dicht hinter einem der Lorbeerbäume, von wo aus man den ganzen Hafen beobachten konnte.

Achmed gab mir einen Wink, und machte mich auf Link aufmerksam, während — trotz seiner Traurigkeit — ein Lächeln um seinen Mund spielte.

Link hatte anscheinend guten Appetit und war schon an den großen Kochherd getreten, welcher an der rechten Seite des Eingangs begann und die halbe Länge des Lokals einnahm.

In tadelloser Ordnung standen daselbst vierzehn große, blank geputzte Blechgefäße, in welchen sich die vorrätig gekochten Speisen befanden. Diese Einrichtung sieht man hier in zahlreichen Speisehäusern. Beim Eintritt braucht man demnach nur anstatt nach der Speisekarte in die Töpfe zu sehen, um eine Auswahl zu treffen. Dies hatte ich Link bereits erzählt, und nun war er sofort beim Eintritt auf die Töpfe zugestürzt. Wir konnten ihn nur von der Rückseite betrachten und beobachteten mit Belustigung seine Inspizierung.

Schon war er beim dritten Topfe angekommen und hatte die ersten zwei kopfschüttelnd wieder mit dem Deckel geschlossen, während der ihm zunächststehende Koch eifrig auf ihn einsprach und die Vorzüge jeder einzelnen Speise hervorhob. Natürlich konnte Link kein Wort hiervon verstehen.

Vorsichtig hob er den dritten Deckel. Dichter Dampf schlug ihm entgegen. Er beugte sich tiefer, um den Inhalt zu erkennen. Da, was ging plötzlich mit ihm vor? Die Ohren fingen an, sich zu bewegen, der Schnurrbart sträubte sich ganz energisch. Der Kopf fuhr zurück, klirrend entfiel der Deckel seiner Hand. Die Nase war ganz weiß geworden, als er sich umwandte. Einen verzweifelten Blick sandte er uns, dann irrte derselbe den Wänden entlang, bis er eine Tür entdeckte, und nun stürzte Link, die Hand krampfhaft vor den Mund haltend, aus dem Zimmer hinaus.

Der Wirt, der mich sofort wiedererkannte, aber in respektvoll abwartender Stellung verharrte, hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Ich winkte ihm zu.

„Effendi?“ rief er fragend und kam eilfertig an unsern Tisch.

„Was hat denn dieses Gefäß für einen schreckenerregenden Inhalt?“

„Schnecken, Effendi. Soll ich davon bringen?“

Ich winkte ab, bestellte Wein und sagte zu Achmed:

„Das Gesicht möchte ich zwar gern sehen, wenn Link hereinkomme und fände eine Portion Schnecken vor sich, aber wir wollen es ihm nicht antun.“

Soeben kam derselbe wieder, setzte sich schweigend an den Tisch, nahm das bereits für ihn gefüllte Glas Wein und trank es hastig aus. Ein tiefer Atemzug folgte; hierauf sah er uns forschend an.

„War Ihnen nicht wohl?“, frug ich teilnehmend.

Nochmals sah er mich forschend an, als traue er meiner Teilnahme nicht recht, dann deutete er mit gespreizten Fingern nach dem verhängnisvollen Topfe.

„Haben Sie sich verbrannt?“, frug ich mit der unschuldigsten Miene.

Er schüttelte den Kopf.

„Schnecken“, kam es endlich gepreßt zwischen den Zähnen hervor, „Schnecken — — sogar noch — — mit — — dem Gehäuse — — auf dem Rücken, — — nur einfach im Wasser — — gekocht. Und das soll ein Mensch essen? Brr — —!“

Es schüttelte ihn, als ob er das kalte Fieber hätte.

„Gewiß“, erwiderte ich ruhig, „Fett kommt ja beim Kochen genug heraus. Soll ich Ihnen noch andere Tiere in den Töpfen zeigen, welche Sie noch gar nicht gesehen haben? Dieselben werden hier mit einer dreizinkigen Hacke aus den Steinen, an welche sie sich klammern, gelöst und aus dem Wasser geholt. Sie werden das noch oft am Strande von armen Leuten und Kindern beobachten können.“

„Bitte kommen Sie“, fuhr ich mit liebenswürdigem Lächeln fort, als er mir die Antwort schuld blieb, „ich will Ihnen den Inhalt der anderen Töpfe zeigen und erklären!“

„Um des Himmels Willen, wollen Sie mich morden?“ schrie er entsetzt, mir beide Hände abwehrend entgegenstreckend. Das Grauen sprach aus seinen Augen, er war ganz blaß geworden.

„Seien Sie unbesorgt“, beruhigte ich ihn, „ich lasse extra eine Speise für Sie bereiten, welche auf alle Fälle Ihren vollen Beifall finden wird.“

Ich ließ nun auf dem Rost einige schöne Stücke Fleisch braten und gab dem Wirt Auftrag zu einem Extra—Gericht als Nachspeise, welches bei meinem letzten Aufenthalt meine Liebesspeise geworden war.

Link hatte sich beim Anblick des Fleisches wieder völlig beruhigt und ließ es sich

vortrefflich munden, der Wein war auch ganz vorzüglich, und so kam er in die heiterste Stimmung.

Soeben erschien ein Stiefelputzer mit seinem Kasten. Ein Wink von mir, und er kniete neben Link nieder, dessen Füße auf den Kasten ziehend. Letzterer hatte, da er mit dem Rücken nach der Straße saß, auf den Eintritt des Türken nicht geachtet und fuhr nur, als er sich beim Fuße ergriffen fühlte, erschreckt und erzürnt zugleich kerzengerade in die Höhe.

„Was zum T ist denn nun wieder los? Was will denn dieser Mensch von mir?“

„Ihnen die Schuhe putzen, wir haben es alle nötig“, fiel ich ein, „hier können Sie es bequem haben und sich die beiden Schuhe beim Kaffeetrinken, Zeitunglesen oder während dem Speisen reinigen lassen.“

„Ach so, das ist etwas anderes, das lasse ich mir schon gefallen.“

Bequem streckte er sich nun in seinen Sessel aus, hielt, während der Türke seine Schuhe bearbeitete, das Weinglas graziös in der Hand und trank Achmed zu mit den Worten: „Ihr Volk hat zwar seine Eigenheiten, aber im Grunde, hm, gefällt es mir gar nicht übel hier.“

Endlich kam das von mir bestellte Gericht. Es sah genau wie Ragout aus und verbreitete einen angenehmen Geruch. Mißtrauisch und forschend sah mich Link erst an. Ich verzog keine Miene, sondern war ganz bei der Sache. Er nahm, nachdem er sich nochmals durch prüfende Blicke auf uns überzeugt hatte, daß es schmackhaft sein mußte, eine kleine Portion auf seinen Teller und kostete.

„Hm, vortrefflich! Ganz vortrefflich!“, schmunzelte er, gab mir einen derben Schlag auf meine Schulter und rief: „Haben Sie doch famosen Geschmack!“

„Es freut mich, daß es Ihrem Geschmacke entspricht!“

Geschmeichelt lächelnd, bot ich ihm den ganzen Rest an, welchen er auch dankbar in Empfang nahm.

Spitzbübisch dachte ich in meinem Innern: „Wenn du nur wüßtest, was es wäre, du würdest mir jedenfalls sofort alles an den Kopf werfen.“ Es waren nämlich — — die von mir schon erwähnten Weichtiere aus dem Meere, welche das Entsetzen Links hervorgerufen hatten. Nur anders zubereitet, ein Spezialgericht des betreffenden Hauses. Heute wollte ich Link jedoch nichts davon sagen, sondern erst, wenn er sich an die Speisen gewöhnt hatte.

Ich machte Achmed den Vorschlag, dies Speisehaus immer zu benützen und den Platz, an welchem wir saßen, für uns reservieren zu lassen; denn von hier aus konnten wir sehr gut die einlaufenden Schiffe beobachten.

Achmed war damit einverstanden und drängte nun: „Was gedenkst du für Schritte zu tun, um Elisabeth aufzufinden! Wir dürfen doch keine Zeit verlieren?“

„Dies ist ja bereits der erste Schritt, indem wir uns diesen Platz sichern.“

„Aber Freund, ich verstehe nicht — — —“

„Laß dir erklären, Achmed. Nachdem Samy in unsere Hände geraten war und wir den Zettel vorgefunden hatten, kam mir sofort ein Gedanke, durch dessen Ausführen wir am schnellsten den Aufenthaltsort Elisabeths entdecken könnten. Was glaubst du, was wird Samy machen, nachdem er wieder frei ist?“

„Da er uns auf dem Wege nach Damaskus wähnt, wird er ebenfalls diesen Weg sofort einschlagen. Darin haben wir ihn ja irreführt.“

„Das wird er nicht! Sondern er wird sofort dahin reisen, wo Elisabeth weilt“, erklärte ich mit Bestimmtheit.

„Ach, jetzt verstehe ich!“, rief Achmed, „der Gedanke ist gut.“

„Ich glaube es auch; denn ist sie noch in Smyrna, so werden wir auf seine Rückkunft nicht lange warten brauchen und können, da er uns hier nicht vermutet, ihm unbemerkt folgen. Er wird deshalb auch alle Vorsicht außer acht lassen.“

„Es ist alles recht, aber sollen wir untätig die Ankunft der Schiffe abwarten? Was kann unterdessen nicht alles mit Elisabeth geschehen?“

„Sie wird unter Gottes Schutze stehen“, entgegnete ich ernst. — —

Den nächsten Tag war kein Schiff aus Konstantinopel gemeldet, ein solches wurde erst am andern Morgen erwartet.

Wir durchstreiften ziellos die Stadt und deren Vororte. Der Gedanke, untätig sein zu müssen, quälte uns. Was sollten wir tun, wenn sich meine Kombination nicht erfüllte?

Nur Link war heiter und guter Dinge. ergötzte sich an allem, was er sah, und ihn fesselten namentlich die am Hafen entlang ziehenden Karawanen.

„Wenn man hier die Karawanen aus allen Teilen des Landes kommen sieht, so regt sich unwillkürlich der Wunsch, selbst in das Innere zu dringen, dahin, wo diese herkommen. O, wie bedaure ich jetzt, mein bisheriges Leben so verträumt zu haben! Hätte reisen, reisen sollen! Wie bedaure ich die Menschen, denen es nicht vergönnt ist, hinaus in die Welt gehen zu können, dieselben haben nicht gelebt. Ich fühle schon jetzt, daß ich ganz anders urteilen werde, mit ganz anderen Augen werde s e h e n lernen. Auf was bin ich jetzt stolz gewesen? Fast möchte ich über mich selbst lachen. O, wie klein, wie beschränkt kommt man sich hier vor, wenn

man wie vor einem geöffneten Tore steht und hinaustreten soll in die Freiheit. Man fühlt sich beklommen, man befürchtet zu straucheln wie ein Kind, welches zum erstenmale frei steht und den ersten Schritt tun soll. Und doch sehne ich mich hinaus, hinaus in die Freiheit. Wie muß die Brust sich schwellen beim tiefen Einatmen der klaren, reinen Luft, wie muß man sich fühlen in der wirklich freien, von der Kultur noch unbeleckten Natur, in dem Bewußtsein, als Mensch zur Herrschaft darüber geschaffen zu sein!“

Begeistert breitete er die Arme aus nach den Bergen, welche im Osten zu sehen waren und mich wie alte Bekannte grüßten.

Link, mein Link, ich kannte ihn gar nicht wieder! So viel hatte er noch nie zusammenhängend gesprochen. Ich kannte diese Gefühle und wußte sie zu schätzen.

Heiße Sehnsucht wallte in mir auf. Hatte ich sie doch schon gekostet, diese goldene Freiheit. Was galten die drohenden Gefahren gegenüber diesen erhebenden, beseligenden Gefühlen? Nichts, gar nichts! Mutig bietet man ihnen die Stirne und stürzt sich mitten hinein.

Wir wandelten am Strande entlang, vorbei an den schönen weißen Gebäuden der Konsulate bis zu unserer Speisehaushaus, wo wir den Abend beschließen wollten.

Soeben war ein deutsches Handelsschiff eingelaufen, der noch junge Kapitän kam in einem Boote, welches von zwei Matrosen gerudert wurde, an Land.

Wie scharf zeichnete sich die musterhafte Ordnung, das exakte Arbeiten der Bemannung von den übrigen hier liegenden Schiffen ab!

Sobald der Kapitän die Hafenvorschriften erledigt hatte, wurde das Zeichen zur freien Einfahrt gegeben. Kurze, klare Kommandoworte, der schrille Ton der Pfeife ertönte, und klatschend fiel der schwere Anker in die Flut. Ein reges Leben entwickelte sich. Eisenstangen wurden ausgeladen und mehrere hundert Schafe mit den breiten, sogenannten Fettschwänzen, aber zierlichen Köpfchen auf das Schiff getrieben. In fieberhafter Eile, aber musterhafter Ordnung wurden die Arbeiten erledigt, und nach kurzer Rast fuhr das Schiff wieder hinaus in das weite Meer.

Am ersten Morgen waren wir frühzeitig wieder auf unserem Posten, um das Einlaufen des von Konstantinopel gemeldeten Dampfers nicht zu versäumen. Stunde auf Stunde verrann, der Mittag nahte, das Schiff war noch nicht in Sicht.

Endlich sahen wir schwarze Rauchwolken in der Ferne. Das mußte es sein. Aber da wir wußten, daß bis zur Ankunft desselben noch einige Stunden verstreichen würden, so gingen wir noch eine kurze Zeit spazieren.

Als sich der Koloß näherte, zogen wir uns auf unsere Beobachtungsposten zurück. Mit Spannung überwachten wir die Landung der Passagiere. Boot auf Boot schoß

heran. Nirgends der Gesuchte. Die Menge zerstreute sich. Samy war nicht gekommen.

Mit einem gequälten Blick sah Achmed mich an.

„Da! Dort! Aufgepaßt! Jetzt kommt noch eins!“, rief Link, meinen Arm ergreifend, „ich lasse mich, gleich den Schnecken, kochen und Euch zum Frühstück vorsetzen, wenn das nicht einer der drei Burschen ist.“

Das Boot kam näher. Jetzt konnte man die Insassen deutlich erkennen. Doch der Passagier hielt den Kopf gesenkt.

„Bleibt hier, ich folge ihm“, rief ich Achmed und Link zu, „wenn es einer der drei ist.“

Ich mußte mich beeilen, daß er mir nicht entwischte; denn schon war er ausgestiegen und hatte sich nach links gewandt, um in die erste Querstraße einzubiegen.

Schwer war es für mich, am hellen Tage diesem Menschen zu folgen, ohne bemerkt zu werden. Noch wußte ich nicht, ob es überhaupt der Rechte war; denn sein Gesicht hatte ich noch nicht sehen können.

Immer weiter ging er, wir waren mitten im griechischen Teile der Stadt. Plötzlich zögerte er, schnell war ich unter einen Torbogen geschlüpft.

Deutlich bemerkte ich eine etwas schief stehende Nase, das war nicht Samy. Schon wollte ich aus meinem Versteck hervor, da wandte mir der Mann sein Gesicht voll zu.

„Ha!“ Heiß rieselte es mir durch die Adern. Es war zwar nicht Samy, aber doch einer der drei. Es war der Gepäckträger!

Ich wurde von ihm nicht bemerkt, er ging wieder schnelleren Schrittes voran und blieb vor einem besseren Hause stehen, welches von der Wohlhabenheit des Besitzers zeugte. Auf sein Klopfen wurde er eingelassen.

Da sich nicht weit von meinem Standpunkte ein kleines Kaffeehaus befand, trat ich in dasselbe, um von hier aus meine Beobachtung fortzusetzen. Ich war der einzige Gast dieser kleinen Schenke, in welcher es ungemein schmutzig aussah.

„Dein Beutel wird jedenfalls nicht alle Tage gefüllt sein, wenn nicht mehr Gäste hier verkehren“, redete ich den Wirt an, nachdem eine Stunde bereits verflossen war und ich mir den fünften Kaffee geben ließ.

„O, Effendi, ich bin zufrieden mit dem, was mir Allah giebt.“

„So treibst du außer dem Kaffeeschank noch ein anderes Geschäft? Denn

unmöglich könntest du sonst leben, da du jedenfalls von deiner Nachbarschaft keinen Verdienst hast.“

„O doch, Effendi“, prahlte er jetzt, „alle Bewohner der Straße laben sich an dem Wohlgeschmack meines Kaffees.“

Hier wurden wir unterbrochen, denn ein Mulatte trat ein und setzte sich an den nächsten Tisch.

Der Wirt schien sehr vertraut mit ihm zu sein. Er setzte sich an seine Seite, und beide begannen eine halblaute Unterhaltung. Nach kurzer Zeit schon ging der Mulatte wieder.

„Diese Diener des reichen Serkis sind meine beste Kundschaft“, setzte der Wirt, welcher ein Grieche war, unser unterbrochenes Gespräch wieder fort.

Serkis? Ich horchte auf.

„Ich kenne ihn sehr gut, diesen Serkis“, heuchelte ich, um mehr aus ihm herauszubringen, „ich habe auch schon ein Geschäft mit ihm gemacht.“

Dabei blinzelte ich ihm verständnisvoll zu.

„Überdies ein Herr, der seine Diener gut behandelt.“

„O, nicht alle, Effendi, der Mulatte ist sein Vertrauter, der hat es gut, aber ich kenne einen, der mehr Schläge als Essen bekommt.“

„Der arme Mensch, ich werde ihm zu helfen suchen.“

„O, wenn du das tun könntest, Effendi! Es ist der Sohn meines Bruders. Allah würde dich segnen!“

„Gut, ich werde wiederkommen, muß ihn aber sehen, damit ich mich überzeugen kann, daß ich meine Gunst keinem Unwürdigen schenke. Schweige vorläufig darüber.“

„Ob ich schweigen werde, Effendi, lieber beiße ich mir die Zunge ab, als ein Wort davon zu sagen.“

„Schön, wann ist er hier?“

„Des Abends kommt er immer einige Minuten.“

„Ich werde da sein.“

Mit diesen Worten warf ich ihm ein größeres Geldstück zu und entfernte mich.

Ich wußte genug. Serkis, der gesuchte Serkis war gefunden und mit ihm

hoffentlich auch — Elisabeth.

Ohne Zögern eilte ich jetzt zu meinen Freunden zurück, welche mich mit Ungeduld erwarteten.

Nach meinem Berichte machten wir uns auf den Weg, um die Umgebung des Hauses, welches Serkis bewohnte, anzusehen.

Ich wollte es erst dunkel werden lassen und schlug daher im Einverständnis Achmeds einen großen Bogen ein.

Wir wanderten durch das minder modern gebaute Grieben— und Armenierquartier, dann durch das sich anschließende enge, schmutzige Judenviertel und durchkreuzten die im Süden liegende Oberstadt, welche ausschließlich von Türken bewohnt ist und ein Gewirr von krummen, abschüssigen Gassen aufweist. Die Häuser sind hier größtenteils von Holz.

Zuletzt wandten wir uns wieder dem griechischen Teile zu und sahen bald das von uns gesuchte Gebäude vor uns.

Wir schwenkten seitwärts in eine Seitenstraße und standen an der Rückseite des Gebäudes.

Ein großer Garten lag vor uns, der von einer hohen, an einzelnen Stellen aber sehr beschädigten Mauer umgeben war. Hatten wir jemals Aussicht, in das Haus zu gelangen, so konnte es nur von hier aus geschehen. Sehr schwierig schien das nicht zu sein. Auf alle Fälle war es ausführbar, wenn wir uns einen Vertrauten unter der Dienerschaft gewinnen konnten.

Inzwischen war es für mich Zeit geworden, nach dem Kaffeehause zurückzukehren. Achmed und Link gingen unterdessen in unsere Wohnung zurück, mich dort zu erwarten.

Der Kawedschi kam mir bei seinem Eintritte sofort entgegen und führte mich in ein nebenliegendes kleines Gemach.

„Er wird sofort kommen, Effendi, er war schon einmal da, der arme Junge hat heute wieder sehr viele Schläge bekommen.“

„Gehe nur deine Gäste bedienen, ich werde warten.“

Mir lag daran, den Schwätzer los zu werden und mit dem Jungen allein zu sein, wenn er kam.

Meine Geduld war auf keine harte Probe gestellt; denn nach kurzer Zeit schon ging die Türe auf und ein kleiner, verschmitzt aussehender Bursche von zwanzig Jahren stand vor mir. Sein Gesicht war pockennarbig und machte keinen guten Eindruck

auf mich. Aber was half es? Wir brauchten den Menschen und ich mußte deshalb freundlich zu ihm sein.

„Du liebst deinen Herrn nicht?“, frug ich in gütigem Tone.

Erzürnt ballte er die Fäuste, streckte sich drohend aus und rief: „Allah verderbe ihn!“

„Er hat dich wieder geschlagen?“

„Geschlagen? O, Effendi, geschlagen ist nicht das richtige Wort. Zerrissen hat er meinen Leib mit der Peitsche!“

„So hast du seinem Befehle nicht gehorcht?“

„Wer kann den Befehlen eines Teufels gehorchen?“

Ich sah, sein Haß war echt, nicht erkünstelt.

Ein Goldstück hervorziehend, sagte ich: „Du könntest dir durch einige kleine Dienste deine Lage erleichtern.“

Begierig funkelten seine Augen.

„Sag an, o Effendi, was soll ich tun? Befehle, ich werde gehorchen.“

„Höre mir zu! Serkis hat von uns eine schöne Sklavin, die eine fremde Sprache spricht.“

„Ich weiß, ich weiß, o Effendi. Selim, der Eunuche, ist mein Freund, er erzählte mir davon. Aber der Herr hat einen schlechten Kauf mit ihr gemacht; denn sie ist wild wie eine Katze. Selim hat wegen ihr auch schon Schläge bekommen.“

„Sie ist es! Dieser möchte ich nun gern eine Botschaft zukommen lassen. Wird das möglich sein?“

„Es ist nicht leicht, o Effendi, aber ich und mein Freund Selim können es wagen, wenn du uns ein gutes Backschisch gibst.“

„Ich gebe nur Gold als Backschisch, wenn du meine Befehle gut ausführst.“

„O Allah, mußt du ein großer Herr sein!“ rief er, „befiehl, und ich werde alles tun. Du sollst mit deinem Diener zufrieden sein.“

Ich überlegte, welche Botschaft ich senden sollte, als er fortfuhr: „Selim hat mir erklärt, daß sie mit einer schwarzen Dienerin zusammen ein einzelnes Gemach innehat, welches nach dem Garten geht und ich habe schon manchmal gehört, daß sie weint!“

„Nach dem Garten? Da kann man doch eine Botschaft durch das Fenster werfen?“

„Gewiß, in dieses Zimmer mit Leichtigkeit, namentlich, da ich fast einen halben Tag immer im Garten beschäftigt bin!“

„Da will ich dir die Botschaft gleich mitgeben!“

Ich ließ das Goldstück in seine Hand gleiten. Das Glück war uns ja außerordentlich günstig. Ein Blatt Papier aus dem Notizbuch lösend, beobachtete ich die Gesichtszüge des Burschen. Freudestrahlend sah er das Goldstück in seiner Hand, es schien ihn förmlich trunken zu machen.

Plötzlich fuhr er auf.

Schlau lächelnd sagte er:

„Wie wäre es, o Effendi, wenn du selbst ihr die Botschaft überbringen würdest?“

„Ich selbst? Bist du toll?“, rief ich, den Schein der Ruhe mühsam bewahrend; denn das Herz klopfte mir stärker.

Das war es ja, was ich erwünschte, wozu ich ihn erst mit der Zeit bringen wollte. Jetzt kam er mir, durch das Gold geblendet, selbst entgegen.

„Ja, Effendi, du selbst! O, ich vermag mehr, als du denkst“, entgegnete er mir mit verschmitztem Lächeln. „Ich werde je nach der Größe deines Backschisches mehr oder weniger wagen.“

„Spitzbube“, dachte ich in meinem Innern.

„Das Backschisch soll nach der Größe deiner Tat gemessen werden. Bringe vorläufig diesen Zettel zu ihr. Morgen erwarte ich dich hier und hoffe, daß du es möglich machst, mich einzulassen.“

Ich schrieb in deutscher Sprache auf ein Blatt Papier: „Erwarte mich morgen Abend am Fenster.“

Dasselbe gab ich dem Burschen, worauf er eiligst verschwand. Kaum war er verschwunden, so steckte der Wirt seinen Kopf durch die Türe.

„Bist du zufrieden, Effendi?“

„Sehr“, war meine kurze Antwort. Ich zahlte und ging nach Hause, wo wir noch bis in die Nacht hinein unsere Pläne machten.

Der Abend des andern Tages war bald gekommen, wenn auch viel zu langsam für Achmed, welchen fieberhafte Unruhe quälte. Bald sollte er Gewißheit haben, ob es Elisabeth war oder ob wir uns auf falscher Fährte befanden.

Bis jetzt schien alles außerordentlich gut zu gehen. War sie es, so konnten wir dann die Hilfe der Konsulate in Anspruch nehmen, so daß die Befreiung keine große Schwierigkeiten mehr machte.

Sollten die Schurken wirklich gewagt haben, Elisabeth in Smyrna zu behalten? Das war ein höchst gefährliches Spiel.

Diesmal nahm ich Achmed und Link in das Kaffeehaus. Pünktlich kam der Bursche. Er erschrak nicht wenig und wollte wieder zur Türe hinaus, als er drei Personen erblickte, wo er nur mich anzutreffen erwartet hatte. Ich aber rief ihn zurück.

„Fürchte dich nicht, das sind zwei gute Freunde von mir, welche dich beschützen werden, falls jemand kommt, während ich im Garten bin. Und“, fuhr ich drohend fort, „groß ist das Backschisch, welches du erhältst, wenn du uns dienst, aber dein Leben hast du verwirkt, wenn du uns hintergehst!“

„Dann wird deine Güte über mir leuchten, o Effendi“, sagte er ruhig, „denn ich habe alles getan, was ich konnte. Allerdings wäre die Ausführung noch nicht möglich gewesen, wenn nicht mein Herr heute mit einem Gast abgereist wäre. So aber kann ich dich durch eine kleine Pforte einlassen.“

„Du sollst mit unserem Danke zufrieden sein“, sagte ich ihm, „doch nun wollen wir aufbrechen.“

„Mache einen Umweg, Effendi; gehe an der hinteren Mauer entlang, so wirst du eine kleine Pforte entdecken. An diese klopfte zweimal, und ich will öffnen. Geschieht dies nicht, so verhalte dich ruhig, bis ich komme; denn dann wäre nicht alles in der Ordnung.“

Wir benutzten eine Seitentüre des Kaffeehauses als Ausgang und schlugen, einzeln gehend, einen Bogen ein, um an die bezeichnete Stelle zu kommen.

Also Serkis war mit dem Gepäckträger heute abgereist. Aber wohin? Und wozu? Dies war uns ja gleich, wenn wir Elisabeth fanden.

Wir waren an Ort und Stelle. Ungünstig für uns blieb, daß wir hellen Mondschein hatten. Aber es galt, keine Zeit zu verlieren. Ich klopfte leise. Das Tor wurde geöffnet. Schnell schlüpfen wir hinein.

„Hütet euch vor dem Mulatten, er mißtraut mir“, flüsterte der Bursche.

Ich bat Link, sich direkt an der Türe hinter den Sträuchern zu verbergen und den Schlüssel an sich zu nehmen. Bei einem Pfiff von mir sollte er sofort öffnen, falls uns Gefahr drohte. Ebenfalls pfeifen sollte er, wenn ihm sonst etwas begegnete. Ich nahm meinen Gummischlager zur Hand.

„Geh du voraus“, befahl ich dem Burschen.

Leise schlichen wir durch den wohlgepflegten Garten bis kurz vor das Haus. Ein freier Platz lag vor uns, der unbemerkt überschritten werden mußte. Das war das gefährlichste Stück Weg; denn bisher konnten wir uns im Schatten halten.

Direkt vor uns befanden sich eine Reihe vergitterter Fenster, von denen eines schwach erleuchtet war. Die Fenster der Harems sind alle sehr hoch angebracht, so daß man von innen nicht ohne weiteres hinaussehen, ebensowenig von außen hereinsehen kann.

Unser Führer deutete nach einer Ecke, welche in Dunkel gehüllt war.

„Dort steht eine Leiter. Diese mußt du benützen, um zu dem erleuchteten Fenster zu gelangen; denn das ist das Zimmer der Deutschen.“

Diese Worte wurden an mich gerichtet. Achmed war blaß vor Aufregung und preßte krampfhaft meinen Arm.

„Ruhe, lieber Freund“, ermahnte ich ihn, „gehe jetzt hin und versuche dein Glück! Ich werde dich vor etwaiger Hinterlist oder Überrumpelung schützen.“

Vorsichtig glitt Achmed über den freien Platz. Ich behielt Ali fest im Auge und hätte ihn bei der geringsten verdächtigen Bewegung sofort niedergeschlagen. Doch dieser saß ruhig da.

Aber halt! Hörte ich nicht soeben ein Geräusch? War nicht zwischen den Blättern eines ungefähr dreißig Schritte entfernten Gesträuches einen Augenblick ein Stück weißes Tuch zum Vorschein gekommen? Konnte dies der Turban eines Beobachters sein? Auch Ali hatte etwas bemerkt.

„Ich hörte soeben etwas, Effendi“, flüsterte er, „sollte dies der Mulatte sein?“

Gespannt lauschte ich und glitt dann vorsichtig der Stelle zu, wo ich das Weiße hatte schimmern sehen, dabei Ali immer im Auge behaltend. Aber nichts war zu entdecken. Ich kehrte deshalb zurück.

Achmed hatte unterdessen die Leiter geholt und unter dem bezeichneten Fenster angelehnt. Wenn uns jetzt jemand erblickte und Alarm schlug, wurde es schlimm. Mir hämmerte das Blut in den Schläfen.

Da, wieder stärkeres Geräusch, aber diesmal von der Stelle her, wo Link sich verborgen hielt. Ich fuhr empor. Ängstlich klammerte sich Ali an mich.

„O, Effendi, wenn man mich sieht, erhalte ich die Bastonade, man schlägt mich tot. Schütze mich, o Effendi, schütze mich, sonst bin ich verloren.“

Ich schüttelte ihn ab. Was sollte ich tun? Zu Link eilen? War er in Gefahr? Es ging

nicht. Ich mußte ausharren.

Achmed hatte soeben die ersten Sprossen der Leiter bestiegen und wandte mir nochmals sein bleiches Gesicht zu.

Das Geräusch wiederholte sich, stärker als vorher, ein dumpfer Fall, wie der eines Körpers, schlug an mein Ohr. Himmel! Was sollte ich tun? Verließ ich Achmed, und dieser wurde von jemand beobachtet, so war er verloren. Ich mußte also ausharren.

Jetzt ging eine Türe im Hause auf. Ein Mann trat heraus. Auch das noch. Ich war wie auf die Folter gespannt. Noch konnte er Achmed nicht bemerken, da der Flügel des Gebäudes, aus welchem er getreten war, weiter zurücklag.

Da war Achmed oben.

Jede Minute konnte Link ein Zeichen geben, daß er unsere Hilfe benötige, aber auch jeden Moment konnte Achmed bemerkt werden. Ich sah, wie letzterer das Gesicht an das Gitter des geöffneten Fensters preßte. Nach kurzer Zeit neigte sich ihm aus dem Zimmer ein Mädchenantlitz entgegen.

Plötzlich hörte ich einen verzweifelten, halbunterdrückten Schrei Achmeds — — — sein Körper wankte oben auf der Leiter — — — wenn er stürzte — — —.

Ich sprang vorwärts zu ihm hin. Er hatte sich aber wieder gefaßt und stieg schwerfällig herab.

Der Mann im Hofe jedoch hatte seinen Schrei gehört und lief auf ihn zu. Als ich hervorsprang, stutzte er, blieb stehen, kehrte um und eilte, einen Schreckensschrei ausstoßend, in das Haus zurück.

Ich stieß die Leiter um, faßte Achmed am Arm und ließ mit ihm dem Ausgang zu, einen Pfiff ausstoßend.

Link stand schon vor der geöffneten Türe, als wir bei ihm anlangten. Ehe wir den Garten verließen, bog er vergnügt lächelnd die Zweige des Strauches auseinander, welcher ihm zum Verstecke gedient hatte.

Wir sahen den Mulatten liegen.

Ich erschrak, aber Link sagte:

„Sorgen Sie nicht um den. Ich habe sein Bewußtsein nur etwas spazieren geschickt, als er mich hier erblickte. Er muß sich bald wieder erholen.“

Jetzt kamen schreiend eine Anzahl Leute aus dem Hause, am meisten tobte unser braver Ali, welcher uns nun in Sicherheit wußte und der lärmenden Menge vorauslief.

Link konnte sich nicht enthalten, noch einen Schabernack zu spielen, und gab dem bewußtlosen Mulatten den Torschlüssel in die Hand.

Nach zehn Minuten schon schlenderten wir gleichgültig am Hafen entlang, als wenn nichts geschehen wäre.

Achmed hatte noch kein Wort gesprochen. Er war ganz erschüttert. Ich sah ihm forschend ins Gesicht.

„Nun?“

Er stützte sich schwer auf meinen Arm.

„Sie — ist — es — nicht!“ —

* * *

Am andern Tage ging ich in das Kaffeehaus, um Ali seine wohlverdiente Belohnung zu geben. Er trug ja keine Schuld, daß wir auf falscher Fährte waren; denn eine Deutsche hatte Achmed in dem Mädchen erkannt, aber Elisabeth war es nicht.

Als Ali eintrat, händigte ich ihm einige Goldstücke ein, worüber er große Freude zeigte. Lachend erzählte er, wie sie den Mulatten mit dem Schlüssel in der Hand gefunden hatten, und wie sich dieser nicht besinnen konnte, was geschehen war.

„Ist dein Herr wieder da?“, frug ich ihn.

„O nein, Effendi, er wollte einige Tage bleiben, wie ich erfuhr.“

Näher zu mir tretend, flüsterte er:

„Auch ein Weib hat er mitgenommen!“

„Was sagst du? Ein Weib? Was für ein Weib?“

„Ich weiß es nicht. Eine Geheimnisvolle.“

Er schnalzte mit der Zunge.

„Sie ist von niemand gesehen worden, und niemand weiß, wann sie gekommen ist.“

„Und der Gast ist mit ihm?“

„Ja Effendi.“

„Wohin?“

„Mit der Bahn nach Uschak, soviel ich weiß, Effendi.“

„Es ist gut.“

Ich stürmte hinaus nach unserer Wohnung, und der nächste nach Uschak abgehende Zug führte uns aus Smyrna fort — —

3. Abenteuer in Kleinasien.

„Ala Schehir!“

Scharf und klar tönte der Ruf des jungen Schaffners durch die heiße, in der glühenden Sonne zitternde Mittagsluft.

„Wir haben hier den längsten Aufenthalt auf unserer Fahrt nach Uschak“, bemerkte Achmed, „wollen wir diesen nicht benützen, um den Beinen etwas Bewegung zu verschaffen?“

„Vor allem der Zunge etwas Kühlung“, fiel Link ein, während er ausstieg und seine Glieder reckte. „Ach das ist schön, einmal aus diesem Brutkasten herauszukommen. Gibt es hier Bier?“

Also fragend wandte er sich an mich.

„Es gibt hier schon solches, aber ich würde Ihnen nicht dazu raten; denn vor zwei Jahren habe ich auf meiner Durchreise eine Flasche getrunken, oder vielmehr nur gekauft; trinken konnte ich das Bier nicht.“

Wir bestellten uns Limonade, Link ließ aber trotz meiner Warnung noch eine Flasche Bier kommen.

„Wann werden wir in Uschak eintreffen?“, fragte er, die Flasche öffnend.

„Erst gegen Abend.“

„Das wird ja eine nette Fahrt in dieser Hitze!“, stöhnte er. „Aber was ist denn das?“

Soll das Bier sein? Es ist ja ganz warm und lauter Schlamm!“

„Das kommt daher, weil es der Wirt nicht zu behandeln versteht und, wie ich bemerkte, nicht einmal im Keller aufbewahrt, sondern die Flaschen in dieser Hitze als Schmuck auf dem Schranke schön aufgestellt hat.“

„Sie dürfen auch vier Piaster dafür zahlen“, erwiderte ich lachend.

„W—a—s? Vier Piaster? Das ist stark! Werde mir nun essen und trinken abgewöhnen.“

Betrübt schaute er die vor ihm stehende Flasche an, die mit der verlockenden Bezeichnung „Bier aus der Brauerei der Gebrüder Beaumonte in Konstantinopel“ versehen war.

Soeben trat der Schaffner an unseren Tisch mit dem Bemerken, daß der Zug bald abfahre.

Unweit unseres Platzes hatte ein Eierhändler seinen Stand aufgeschlagen. Link steuerte darauf zu.

„Möchte mir noch einige Eier mitnehmen. Wie heißt Ei auf türkisch?“

„Jimurta!“

„Also, Heda! Effendi! Jimurta!“ rief er, auf den Händler zutretend und einen Piaster (zirka 18 ½ Pfg.) auf das Brett werfend. Link erwartete ein oder zwei Stück zu bekommen und hielt dem Händler die Tasche seiner weiten Pluderhosen entgegen.

Der Türke sah ihn erstaunt an. Offenbar war er überrascht. Bald aber hatte er seinen Gleichmut wieder gefunden und antwortete ruhig:

„Ewwet, Effendi!“

„Was will der Mensch, wetten? Eier will ich doch haben!“

Der Händler hatte einen Korb gekochter Eier auf das Brett gesetzt und fing an, eines nach dem andern mit größter Gemütsruhe in die tiefen Taschen Links verschwinden zu lassen, indem er halblaut zählte: „Bir — icki — ütsch — dort — besch — alty — jedi — schis —“

Mit Erstaunen hatte Link das Gebahren beobachtet.

Sein Mund öffnete sich, als wollte er etwas sagen, aber kein Laut war vernehmbar.

Ruhig zählte der Händler weiter: „Dokus — on — on bir — on icki —“

Links Ohren fingen an sich zu bewegen, aber immer noch hielt er die Tasche offen.

„On ütsch — on dört — on besch —“

Hier sträubte sich sein Bart, die Ohren bewegten sich schneller.

„On alty — on jedi —“

„Verrückt, total verrückt“, knurrte Link, „aber warte, du Gauner, du hast dich verrechnet.“

„On schis — on dakus — jirmi!“ Hier brach der Händler ab.

Links Gesicht aber leuchtete vor Schadenfreude, jedenfalls wollte er einen Streich ausüben. Schnell wandte er sich zu mir:

„Was heißt Huhn?“

„Tauk.“

„He, alter Vater! Du Ausbund aller Klugheit, der Du Dir einbildest, einen echten Wiener zum Narren halten zu können, indem Du ihm die ganzen Hosenbeine voll Eier stopfst, wenn man für einen Piaster ein oder zwei Stück kaufen will. Kannst Du nicht auch gleich das Tauk mit hineinstecken, damit die Eier ausgebrütet werden? Es ist gerade noch Platz.“

Der Händler hatte natürlich nur das Wort Huhn verstanden.

Mit größter Ruhe brachte er aus einem Korbe ein feistes Exemplar und hielt es Link entgegen.

„Uetsch Piaster, Effendi!“

Das war dem guten Link zuviel. Blaurot wurde sein Gesicht.

Wütend stemmte er sich gegen den Tisch, der Eier in seinen Hosentaschen nicht achtend.

Da, ein leises Knistern, von dem Brechen der Schalen der weichgekochten Eier herrührend, war hörbar. Link sprang zurück.

Im gleichen Augenblick winkte uns lebhaft der Schaffner. Ich ergriff Links Arm und zog den mit seinen aufgebauchten Hosen neben mir humpelnden Wiener nach unserem Kupee, damit wir den Zug nicht versäumten. Mit gespreizten Beinen blieb er stehen und drohte, während der Zug sich in Bewegung setzte, noch dem Händler zum Fenster hinaus. Dann begann er, die Eier Stück für Stück vorsichtig aus den Tiefen seiner Taschen an das Tageslicht zu befördern, sie sorgsam auf ihre Festigkeit zu prüfen und dieselben in Reih und Glied vor sich niederzulegen. Drei Stück davon waren vollständig zerdrückt, weshalb er zu einer gründlichen Reinigung seiner Hosen genötigt war.

Ruhig ließen wir ihn gewähren. Endlich brach ich das Schweigen.

„Warum wurden Sie auf einmal so wütend?“

Forschend sah er mich von der Seite an mit einem Blicke, den er mir immer zuwarf, wenn er nicht recht wußte, ob ich im Scherz oder Ernst sprach.

„Wenn der Kerl glaubte, mich zum besten zu haben, indem er mir meine Hosentaschen voll Eier stopft, so hat er sich jetzt sehr geirrt; denn ich habe ihm nicht mehr wie einen Piaster gezahlt. Der macht es so leicht nicht wieder.“

„Der arme Mensch hatte aber doch ganz recht. Hier sind die Eier außerordentlich billig.“

„Wa—a—s? Da hätte ich statt der Flasche Bier achtzig Eier haben können?“

„Gewiß!“

„Warum wollte er mich dann mit seinem „Ätsch“ verhöhnen?“

„Er verhöhnte Sie nicht, sondern sagte Ihnen nur den Preis des Huhnes: Uetsch Piaster (drei Piaster).“

„Hm, werde künftig vorsichtiger bei meinen Einkäufen sein“.

Wir widmeten der Landschaft nun wieder unsere Aufmerksamkeit.

In kühnen Windungen erklimm die Bahn von Smyrna aus das Hochland. Tunnel reihte sich an Tunnel. Schon zirka zwanzig Stück hatten wir durchfahren.

Unser Weg führte erst durch prachtvolle Gärten. Wir glaubten in ein Meer von Rosen zu versinken. Abwechselnd traten die Orangenbäume bis hart an die Bahnlinie heran und streckten uns verlockend ihre durch das grüne Blätterwerk hell hervorschimmernden Früchte entgegen. Weit über die schattenspendenden Pfefferbäume ragten die schlanken Platanen und die majestätischen Palmen. —

Höher und immer höher kamen wir. Das üppige Grün hatte längst einem eintönigeren Braun Platz gemacht. Die drückende Hitze ließ nach. Es wurde kühler und kühler. Auch unsere Stimmung wurde immer gedrückter, je näher wir dem Ziele, der Station Uschak kamen. Uns fröstelte beim Aussteigen, als wir endlich angelangt waren.

Dem Bahnhof gegenüber standen vereinzelte Häuser, von Uschak selbst sah man hinter einer kleinen Anhöhe nur die Minarets.

Jetzt galt es mit aller Vorsicht vorzugehen, denn in diesem kleinen Orte konnten wir nicht unbemerkt bleiben. Das zweite Haus war eine Kaffee—Wirtschaft.

Wir traten ein. Das Auge mußte sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, um den Schmutz und die verschiedenen Personen wahrzunehmen.

Rechts ließ an der Wand in ungefährer Höhe von einem Meter ein breites Brett hin, auf welchem drei zweifelhaft aussehende Händler hockten und behaglich ihren Kaffee schlürften.

In einer Ecke lehnte der Wirt, ein hagerer, langer Mensch mit verschlagenem Gesichtsausdrucke. Er schien sich einige Monate nicht gewaschen zu haben. Sein Gesicht wurde zeitweise von dem auflodernden Feuer, welches unter einem dreibeinigen Kessel brannte, grell beleuchtet.

Links vom Eingang lagen zwei Schläfer, in ihre Decken gehüllt.

Der fest gestampfte Lehm Boden zeigte tiefe Löcher und war verunreinigt durch herabgeworfene Reste von Zigaretten.

Dichter Tabaksqualm erfüllte den Raum.

Wir schwangen uns hinauf zu den drei Händlern.

„Bringe uns Kaffee!“, befahl ich dem Wirte, welcher uns mit unterwürfiger Höflichkeit bediente.

„Das Beste ist, wenn ich jetzt am Abend einmal die Stadt durchstreifte, es läßt mir keine Ruhe, untätig hier zu sitzen.“

Mit diesen Worten wandte sich Achmed an mich.

„Ich werde Dir gern behilflich sein und einen Teil der Stadt auf mich nehmen. Wenn Link Lust hat, kann er mit mir gehen. Wir treffen dann natürlich wieder zusammen.“

„Danke“, erwiderte Link, „mir gefällt es in diesem Hotel hier so gut, daß ich vorziehe, da zu bleiben, wenn Sie wieder hierher zurückkehren.“

„Gewiß kommen wir wieder. Eine halbe Stunde ist bis zur Stadt zu gehen, demnach können wir in zwei Stunden zurück sein.“

„Gut ich warte!“

Die Gewehre hatten wir im Bahnhof eingestellt und nur die Revolver bei uns.

Achmed verließ mit mir zusammen das Lokal. Noch war die Dunkelheit nicht völlig hereingebrochen, und wir sahen, auf der kleinen Anhöhe, welche zwischen Bahnhof und Stadt liegt, angelangt, Letztere vor uns liegen.

Erst kurz vor dem Orte trennten wir uns. Achmed schlug rechts, ich links einen

Bogen ein, um unsere Nachforschungen zu beginnen. Ich betrat Uschak von der dem Bahnhof entgegengesetzten Seite, wo die Friedhöfe liegen. Es waren lauter neue Häuser in dieser Straße, aber keine Kaffees, auf welche ich mein Hauptaugenmerk richten wollte.

Endlich kam ich in die belebteren Hauptstraßen.

Mir lag vor allem daran, einen Überblick zu gewinnen. Aus diesem Grunde durchwanderte ich auch die abgelegensten Winkel, immer hoffend, durch ein Zusammentreffen mit dem Gepäckträger auf eine Spur Elisabeths zu kommen. Aber vergebens. Mißmutig trat ich den Rückweg an.

Schon hatte ich die halbe Strecke zum Bahnhof zurückgelegt, als ich auf Achmed stieß, welcher mich zu erwarten schien. Auch sein Erfolg war nicht größer.

„Wir müssen jetzt am Bahnhofe Erkundigungen einziehen,“ wandte ich mich nach kurzer Zeit, während welcher wir schweigend und grübelnd nebeneinander schritten, an Achmed, „damit wir vor allem Gewißheit erhalten, daß die Gesuchten wirklich hier angekommen sind.“

„Ich bin auch schon zu diesem Schluß gekommen, es ist der einzige Ausweg.“

„Sieh, Achmed, was ist dies für ein Rauch? Bist Du nicht da vorübergegangen?“

Fragend deutete ich auf eine kleine Rauchsäule, welche sich hinter der Anhöhe erhob.

„Es ist ein kleiner Trupp Händler, welche ihr Zelt daselbst aufgeschlagen haben“, erwiderte Achmed. „Sie haben einige Kamele bei sich.“

„Wir müssen dieselben doch einmal näher ansehen. Die Dunkelheit begünstigt unser Vordringen.“

Kopfschüttelnd folgte Achmed.

Die ganze Anhöhe und weite Flächen um die Stadt waren nur mit Gras bewachsen, also konnte niemand anschleichen, ohne bemerkt zu werden, wenn die Insassen des Zeltes Argwohn hegten und aufpaßten. Aber hier vor den Toren der Stadt schienen sie sich sicher zu fühlen; denn kein Wächter war zu sehen.

Wir gingen in gebückter Haltung auf das spitze Zelt zu. Dreihundert Schritte vor demselben legten wir uns platt auf den Boden und schlichen vorwärts. Das Gras war feucht, auch machte sich die eintretende Kälte bemerkbar.

Langsam kamen wir vorwärts. Da wurde der Eingang des Zeltes zurückgeschlagen. Ein junger Bursche trat heraus, sah nach dem verglimmenden Feuer, warf einen Blick nach den drei Kamelen, welche, die Köpfe einander zukehrend, gemächlich

wiederkauend ruhig auf dem Boden lagen, und trat, sich fröstelnd in seinen Mantel hüllend, in das Zelt zurück.

Weiter drangen wir vorwärts. Dumpfes Gemurmel nur, aus dem Zelte kommend, war hörbar.

Wir mußten noch näher, wenn wir etwas verstehen wollten. Nach kurzer Strecke schon konnten wir Worte unterscheiden. Ich hörte „Kirili—Kassaba“ und „Marasch“ nennen.

Jetzt sprach eine klare Stimme: „Wir werden die Summe sicher erhalten? Gieb uns hundert Piaster vorher, Effendi, dann wollen wir warten und den Transport übernehmen.“

Die Antwort konnte ich nicht verstehen, es handelte sich offenbar um einen gewöhnlichen Warentransport.

Bald darauf hörte ich das Klingeln von Silbermünzen. Der Handel war jedenfalls abgeschlossen. Es waren nur harmlose Händler, deshalb zogen wir uns langsam wieder zurück.

Nach kurzer Strecke schon erhoben wir uns, um nun ungesäumt zu Link zu eilen, welcher jedenfalls ungeduldig wartete.

Da drang plötzlich ein Ton von dem Zelte her, welcher mir das Blut heiß durch die Adern jagte. Wie von einer Kugel getroffen blieb ich stehen und warf mich zur Erde, Achmed mit mir reißend.

„Bist Du toll!“ zürnte Achmed, welcher seinen Arm auf einen Stein geschlagen hatte.

„Hörtest Du nichts?“ fragte ich aufgeregt dagegen.

„Ich hörte lachen, sonst nichts!“

„Sonst nichts? Ist das nicht genug? Achmed, wo hast Du Deine Gedanken? Kantest Du denn dieses Lachen nicht?“

Da ging es wie ein Ruck durch seinen Körper.

„Samy! Er ist es. Komm! Schnell, daß er uns nicht entwischt!“

„Ruhig, Achmed! Verliere den Kopf nicht. Wir wollen Elisabeth, nicht aber Samy haben. Wenn wir ihm folgen, kommen wir eher auf ihre Spur.“

Soeben trat eine lange Gestalt aus dem Zelte. Das mußte Samy sein. Er hatte wahrscheinlich die Bahn von Skutari über Ismid, Eski Schehier, Asium—Kara—Hissar benützt, um nach Uschak zu kommen, während der Gepäckträger mit dem

Schiffe nach Smyrna zu Serkis fuhr, um dann hier mit Samy zusammenzutreffen.

Samy hatte unterdessen den Weg nach der Stadt eingeschlagen. Wir schlichen ihm nach. Aber kaum in der Stadt angekommen, so war er unseren Augen trotz der größten Aufmerksamkeit entschwunden.

Es blieb uns für heute weiter nichts übrig, als zu Link zurückzukehren und dann das Zelt der Händler scharf zu beobachten.

Bald traten wir in die am Bahnhof gelegene Kaffee—Wirtschaft ein.

Die drei Türken, welche bei unserer Ankunft Kaffee schlürften, lagen jetzt fest schlafend in ihre Decken gehüllt. Die anderen Besucher, welche wir schlafend angetroffen, waren fort. Aber mit Staunen fanden wir auch den Platz leer, wo Link gesessen hatte.

„Kawedschi, ist dieser Effendi weggegangen, der mit uns kam?“, frage ich den herbeitretenden Wirt.

„Ewwet, Effendi“, war seine Antwort.

Es schien mir, als ob ein höhnisches Lächeln seine Lippen umspielte.

„Wie lange?“

„Gleich nachdem Du ihn verlassen hattest.“

„Allein?“

„Er ist dem Kalidschi (Teppichhändler) gefolgt.“

Fragend sah mich Achmed an.

„Wir müssen warten“, sagte ich zu ihm, „und abwechselnd die Insassen des Zeltes beobachten. Bleibe Du jetzt hier, ruhe einige Stunden. Ich werde unterdessen die Beobachtung übernehmen. Behalte den Wirt mit im Auge. Ich traue ihm nicht!“

Schweigend nahm Achmed seinen Platz ein, welcher für die ganze Nacht nur zwei Piaster kosten sollte. Er erhielt ein Stück alte, mit Stroh gefüllte Leinwand, welche zum Kopfkissen dienen sollte. Selbstverständlich wurde das schmutzige Zeug von ihm abgelehnt.

Ich legte nun schnell den Weg nach der Stadt bis zur Nähe des Zeltes zurück.

Das Feuer war erloschen. Tiefe Stille ringsum. Leise schlich ich mich bis dicht heran. Es wurde noch gesprochen im Innern des Zeltes. Dieselbe klare Stimme, welche ich zuerst gehört, schilderte einen vergnügten Abend von Kirili—Kassaba. Also Dinge, welche mich nicht interessierten.

Nach und nach verstummte das Gespräch. Eine lange Pause folgte. Endlich fragte eine andere Stimme:

„Warum der Ismail nur solche Eile hat mit unserer Abreise?“

„Mir gefällt die ganze Sache ebenfalls nicht. Namentlich das geheimnisvolle Treiben.“

„Bist du gewiß, daß Hussein uns nicht hintergeht?“

„Wir werden unsere Augen offen halten. Hussein kennt mich als ehrlichen Händler, wenn ich einen Auftrag übernehme. so führe ich ihn auch aus. Er wußte, daß ich hier zu tun hatte und direkt nach Kirili—Kassaba zurückkehre. Deshalb erteilt er mir den Auftrag, mich bei Osman zu melden, von welchem mir eine Dienerin übergeben würde, die ich Hussein zuführen soll. Ich habe zugesagt und warte nur schon den vierten Tag. Morgen Nacht endlich wollen wir aufbrechen. Wir haben viel Zeit versäumt, und ich würde unbedingt heute fort sein, wenn Ismail uns für das Warten nicht dreihundert Piaster versprochen hätte, von denen er hundert zahlte.“

„Ich sage Dir alles deshalb, weil mir Ismail nicht gefällt und wir, da er mitreist, doppelt aufpassen müssen.“

„Was willst Du tun, wenn die Sache nicht in Ordnung ist?“

„Das weiß ich noch nicht, jedenfalls werden wir tun, was recht ist.“

„Hussein ist Dein Freund?“

„Er ist seit Jahren Käufer meiner Waren, sonst nichts!“ — —

Ich wußte nun genug, vorsichtig zog ich mich zurück. Jetzt konnten wir auf Verbündete rechnen. Sollte ich mich ihnen anvertrauen und alles erzählen? —

Nein, noch nicht! Sie könnten an mir noch zweifeln. Überdies mußten wir erst Gewißheit haben, ob die Erwähnte Elisabeth war. Nur dann durften wir handeln; vorerst waren alles nur Vermutungen.

Trotz dem Gehörten blieb ich die ganze Nacht auf meinem Posten, und erst nach Tagesanbruch suchte ich Achmed auf.

Dieser rieb sich erstaunt die Augen, als die Sonnenstrahlen durch den Eingang fielen, und er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn die ganze Nacht hätte schlafen lassen. Erleichtert atmete er auf, als ich ihm von der angehörten Unterredung berichtete.

Wo aber war Link? Wir mußten ihn suchen.

Nach der Rückseite des Hauses führte eine nur halb in den Angeln hängende Tür. Durch diese traten wir hinaus ins Freie. An einem Brunnen wuschen wir Gesicht und Hände und tranken frisches, klares Wasser, welches köstlich mundete.

Wir beschlossen, einen Rundgang um die Stadt zu machen; denn hinein wagten wir uns noch nicht, da wir nicht wußten, welches Haus unsere Feinde beherbergte. Bemerkten dieselben unsere Gegenwart, so konnte alles verloren sein. Wir hinterließen nichts für Link, da dem Wirt nicht recht zu trauen war und traten unsere Wanderung an. Link würde bei seiner Rückkunft auf jeden Fall zu dem Beamten am Bahnhof gehen, welcher unsere Gewehre hatte, und wenn er dieselben noch vorfand, dort warten.

Ich war durch die frische Luft und das kalte Wasser so munter, als ob ich die ganze Nacht geschlafen hätte. Diese Beobachtung konnte ich schon früher oft an mir machen. Ich konnte drei bis vier Tage fast nichts essen und verspürte keinen Hunger, oder ein bis zwei Nächte nicht schlafen und stellte am Tage bei den ärgsten Strapazen den Mann.

In einer Stunde schon hatten wir unseren Rundgang beendet. Jetzt schlugen wir die östliche Richtung ein.

Rüstig vorwärtsschreitend hatten wir uns wohl schon über eine Stunde von dem Orte entfernt, als mich Achmed beim Arme faßte.

„Still, hörtest Du nichts?“

„Ja, es klang fast wie ein Schrei, er schien aus der Richtung vor uns zu kommen“, entgegnete ich.

„Komm, laß uns eilen; vielleicht ist jemand in Gefahr!“

Wir beschleunigten unsere Schritte.

Nichts war zu sehen, überall das eintönige Grau des felsigen Bodens, welches nur stellenweise durch grüne Grasflächen unterbrochen wurde. Eine Anhöhe folgte der andern.

Da, — — — wieder ein Schrei, ein Hilferuf! Es mußte direkt hinter der nächsten Anhöhe sein.

Wir stürmten hinauf. Ein ausgedehntes Tal lag vor uns, durch welches sich ein schmales Wasser hinzog. Ungefähr achthundert Schritte entfernt von unserem Standorte war eine kleine Holzbrücke über das Wasser geschlagen, an deren Seiten sich keine Geländer zum Schutze befanden. Das Flußbett war sehr tief, man konnte es fast eine Schlucht nennen. Ein Sturz von der Brücke mußte unbedingt den Tod nach sich ziehen.

Hier an dieser gefährlichen Stelle rangen drei Männer miteinander. Zwei gegen einen, welcher sich verzweifelt wehrte.

Wir flogen förmlich den Berg hinunter. Schon konnte ich deutlich erkennen, daß dem einzelnen der Fez vom Kopf gerissen war, daß Blut über dessen Gesicht rann, und die Jacke zerfetzt von seinem Körper herunterhing.

Ich stieß einen wilden Schrei aus und sprang in gewaltigen Sätzen Achmed voraus.

In solchen Momenten erkenne ich mich selbst nicht mehr, es ist, als erwache eine zweite Natur in mir. Ich werde fortgerissen und handele dabei doch, als wäre alles wohl überlegt.

Die Kämpfenden stutzten, hielten einen Augenblick inne, aber bald begann das Ringen mit verdoppelter Anstrengung.

Jetzt sah ich den Angegriffenen wanken, stürzen — — — ein verzweifelter Schrei gellte durch die Luft.

Nur wenige Schritte hatte ich noch. Der Körper wurde von den beiden Banditen über den Rand der Brücke gestoßen. Krampfhaft erfaßten die Hände noch den Rand derselben.

Jetzt war ich heran. Auch Achmed kam dicht hinter mir. Die beiden Angreifer wandten sich zur Flucht, aber noch im Fliehen strich der letzte derselben mit seinem Messer quer über eine der Hände, um den Körper zum Stürzen zu bringen. Die also verwundete Hand ließ los, während sich die Finger der andern nur um so fester in das Holz bohrten.

Schnell sprang ich hinzu, legte mich platt auf den Boden und hielt den Arm des hängenden Mannes fest.

Es war die höchste Zeit. Mit leisem Ächzen ließ er los. Schwer hing der Körper über der Tiefe.

Ein Glück, daß Achmed kam. Allein hätte ich den Mann in dieser Situation nicht heraufgebracht, da derselbe die Besinnung verloren hatte. So aber gelang es uns mit vieler Mühe und Anstrengung, den Besinnungslosen aus der gefährlichen Lage zu befreien.

Unter leisem Stöhnen schlug er die Augen auf. Seine Wunden waren nicht sehr gefährlich. Ein Loch im Kopfe und ein Schnitt quer über die linke Hand, so daß die Knochen bloßlagen, außerdem noch Schrammen und Beulen.

„Einige Minuten später, und von dem armen Kerl war nichts mehr übrig als eine formlose Masse, er läge zerschellt in der Schlucht“, sagte ich zu Achmed, welcher sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

„Ich befürchtete erst, es könnte Link sein“, entgegnete dieser in deutscher Sprache.

Der Verwundete richtete sich plötzlich erstaunt auf.

„Alemandsche bilirmisşinis!“ (Sprechen Sie deutsch). „Ewwet, Effendi“, bestätigte ich, nicht wenig verwundert.

„Ich bin ein Deutscher und heiße Barthel“, erklärte nunmehr der Fremde in deutscher Sprache, welcher man jedoch anhrte, daß er dieselbe seit langer Zeit nicht mehr benzt haben konnte.

„In Uschak halte ich mich nun schon seit vielen Jahren auf und betreibe das Tischlerhandwerk“, fuhr er fort, sich aus seiner sitzenden Stellung mit meiner Hilfe ganz aufrichtend.

„War das ein Raufanfall oder ein Racheakt, dem Sie heute bald zum Opfer gefallen wären?“ fiel Achmed ein.

„Ich machte nur einen Morgenspaziergang, als mir die zwei Wegelagerer entgegenkamen. Ich hielt sie für harmlose Wanderer, sie aber wußten es einzurichten, daß wir auf der Brücke zusammentrafen und griffen mich an. Es waren Fremde; ich kannte sie nicht. Doch nun nehmen Sie meinen herzlichsten Dank entgegen. Ohne Ihre Dazwischenkunft war ich verloren. Das Geld haben mir die sauberen Burschen allerdings aus dem Gürtel gerissen.“

Wir halfen ihm seine Wunden auswaschen und mit Taschentüchern notdrfzig verbinden.

„Die Herren sind auf der Durchreise hier?“, begann er das Gespräch wieder, als wir langsam der Stadt zuschritten.

„Allerdings“, erwiderte ich, „aber Sie können uns einen kleinen Gegendienst erweisen, wenn Sie über unsere Anwesenheit vorläufig Stillschweigen bewahren.“

„Auf Ihren Wunsch hin selbstverständlich. Darf ich Sie bitten, sich als meine Gäste zu betrachten?“

Nichts konnte uns erwünschter sein, als dieses Angebot, wenn wir nur nicht Gefahr liefen, in der Stadt an dem Hause Osmans vorberzukommen, wo Samy jedenfalls war und uns sehen konnte.

Durften wir uns Barthel oder Bartholy wie er sich nannte, anvertrauen? Jedenfalls brachte es keinen Schaden, da wir voraussetzen konnten, daß unsere Reise dem belauschten Gespräche im Zelte nach die nächste Nacht weiterging.

„Wir nehmen mit größtem Danke an“, antwortete ich daher unbesorgt.

„Giebt es in der Stadt viele, welche den Namen Osman tragen?“, fragte Achmed.

„Gewiß, bei einem, für den ich schon viel gearbeitet habe, war ich gestern wegen neuer Arbeit bestellt, konnte aber nicht empfangen werden, da er Besuch erhalten hatte, wie mir der Diener sagte.“

„Näher hat er den Besuch nicht bezeichnet?“

„Nein, er bemerkte nur, es seien drei fremde Effendis gekommen, deshalb habe der Herr keine Zeit.“

Drei Effendis! Das könnte stimmen. Jedenfalls war das unser Osman.

„Gerade diese drei werden es sein, welche wir suchen. Können wir vermeiden, an diesem Hause vorbeizugehen?“

„Nichts leichter als das“, entgegnete Barthel, „namentlich, da mein bescheidenes Heim ganz entgegengesetzt liegt.“

Wir überließen uns nun seiner Führung, kamen wieder an den Friedhöfen vorüber, wie ich am vergangenen Abend und bogen in dieselbe Straße ein, welche ich zuerst betreten hatte.

„Hier werden in jedem Hause Teppiche geknüpft“, erklärte Barthel, „wenn Sie Interesse daran haben, treten wir ein und sehen es uns einmal an.“

„Mit Vergnügen“, entgegnete ich.

Wir traten in das nächste Haus. Im Parterre saßen fünf Frauen und Mädchen vor einem großen Gestell und knüpften mit bewundernswürdiger Fertigkeit die berühmten Teppiche. Die Knoten wurden mit kleinen hölzernen mehrzinkigen Gabeln oder Rechen von oben nach unten festgeschlagen.

Da man uns Stühle zum Sitzen gebracht hatte, beobachteten wir längere Zeit die Arbeiterinnen.

„Diese Leute arbeiten sofort nach jeder Vorlage das gewünschte Bild in den Teppich, es sind darunter wirkliche Künstlerinnen“, sagte unser Führer und machte dabei auf alles Wissenswerte aufmerksam.

„Eine mühsame Arbeit“, äußerte Achmed.

„Gewiß, namentlich wenn man annimmt, daß die Leute für diesen großen Teppich kaum mehr als 200 Franken bekommen.“

„Was?“, rief ich erstaunt, „200 Franken für einen Teppich, der bei uns mindestens 1400 Franken und mehr kosten würde?“

„Die werden wohl drüben noch teurer sein“, erwiderte Barthel, die Achsel zuckend und aufstehend; „dies ist nun einmal so, die Ware geht durch viele Hände.“

Achmed warf den Frauen noch ein größeres Geldstück zu, als wir gingen.

In eine Nebenstraße einbiegend, blieb Barthel vor einem kleinen Häuschen stehen.

„Hier ist mein bescheidenes Heim“, sagte er, „die Wohnung eines Junggesellen.“
Wir traten ein. Die hier herrschende Sauberkeit wirkte wohltuend auf uns.

Er sorgte für vorzüglichen Kaffee, welcher nach dem Spaziergange sehr gelegen kam. Barthel war nach dem Umkleiden und Auflegen eines frischen Verbandes wieder munterer geworden. Seine Umgangsformen ließen darauf deuten, daß er früher in besserer Gesellschaft verkehrt sein mußte. Unbedingt machte er einen sehr soliden Eindruck und war mit vierzig Jahren eine stattliche Erscheinung.

Mit trübem Lächeln bemerkte er, während sein Blick die einfache Ausstattung streifte:

„Ich habe hier mein ganz gutes Auskommen und angenehmes Leben, unterhalte einen Gehilfen. Das Tischlerhandwerk ist nicht von Anfang an mein Beruf; denn mir wurde es nicht an der Wiege gesungen, daß ich mir mein tägliches Brot mit den Händen verdienen müßte. Dies alles habe ich einem Schweizer Bankier zu verdanken. Ein Glück, daß ich nicht verheiratet war; denn sonst weiß ich nicht, was ich mit dem Menschen gemacht haben würde.

O“, setzte er ingrimmig hinzu, „ich sehe ihn noch vor mir, diesen ehrwürdigen Bankier L, diesen Betrüger, welcher durch seine raffinierte Gaunerei einen Menschen nach dem andern ins Unglück zu stürzen suchte. Ich sehe ihn noch vor mir, wenn er mit seinem scheuen Blicke und stiernackigem, dickem Kopfe durch die Straßen der Stadt schoß — denn von Gehen konnte bei den kurzen Schritten kaum die Rede sein, — als bliebe ihm nicht genug Zeit, Intrigen zu spinnen. Wenn der graue helle Hut auftauchte, wurde mir vor Ekel übel.

Und sagen Sie, ja sagen Sie“, krampfhaft umklammerte er in der Erregung mit der rechten unverletzten Hand meinen Arm, „so ein gemeingefährliches Ungeheuer darf dort ungestraft herumlaufen? Könnte dies hier vorkommen? Leben wir da hier nicht besser?

Ich weiß ja, daß dieser Mensch von allen verachtet wird, nur seine Kreaturen, die von ihm abhängig sind, grüßen ihn.

Wenn er heute eine Zusicherung gab, so bestritt er mit frechem Gesicht den nächsten Tag alle seine Aussagen, und so gab es leider noch mehrere solche Ehrenmänner, die sich nicht scheuten, anderen die Ehre durch Lügen abzuschneiden und laufen doch ungestraft herum.

Ist dies immer noch so?“

„Leider“, erwiderte ich, den Bedauernswerten mitleidig anblickend, „Auch ich

kenne solche Kreaturen, die nicht Menschen genannte zu werden verdienen. Aber beruhigen Sie sich, der Lohn solcher Taten bleibt nicht aus; denn der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Und vielleicht hat gerade der, den Sie meinen, seinen Meister schon gefunden.“

„Das will ich hoffen!“, rief Barthel, noch immer erregt. „Aber wenn noch nicht, so wird er ihn jetzt in mir finden, wenn ich in wenigen Jahren zurückkehre.“

Leider sind gerade diese Schurken die größten Feiglinge, wenn es auf persönlichen Mut ankommt. Ich werde jedoch deutlich genug mit ihm sprechen. Aber ich bitte um Verzeihung, meine Herren, wenn ich mich so von der Erinnerung fortreißen ließ und Sie damit langweilte.

Ich werde Sie jetzt noch in die größte Wollfärberei führen, welche sich hier befindet.“

„Wir sind Ihnen dankbar. Vielleicht kann man nach der Besichtigung noch einen Gang zur Bahn machen, um zu sehen, ob Link noch nicht zurück ist.“

„Ich stehe für heute und auch noch länger ganz zu Ihrer Verfügung“, entgegnete Barthel.

Jetzt konnten wir ihn auch ruhig in unsern Plan einweihen. Deshalb unterrichtete ich ihn in Kürze von allem.

Er versprach uns seine Mithilfe und wollte, wenn wir gezwungen waren, noch diese Nacht abzureisen, die Aufsuchung Links energisch in die Hand nehmen. Er schien sichtlich froh zu sein, uns einen Gegendienst erweisen zu können.

Inzwischen war die kurze Strecke bis zur Färberei zurückgelegt, und wir betraten das ziemlich umfangreiche Etablissement.

Da standen zuerst in Reih und Glied vier große Maschinen, welche mittels Kämmen die Rohwolle je nach ihrer Feinheit in verschiedene Sorten trennte. Dann kamen die mächtigen Bottiche, worin das Färben vorgenommen wurde. So konnten wir den ganzen Gang beobachten, bis die Wolle zum Knüpfen der Teppiche fertig wurde. Der Besitzer selbst gab uns in liebenswürdigster Weise die nötigen Erklärungen.

Es war schon nachmittag, als wir endlich zum Bahnhof kamen. Aber Link war noch nicht da, hatte sich auch nicht sehen lassen. Die Nachfrage in der Kaffeewirtschaft blieb ebenso resultatlos.

Auf dem Rückwege nach der Stadt konnten wir beobachten, daß in dem kleinen Lager der Händler noch die größte Ruhe herrschte, also an einen baldigen Aufbruch wohl nicht zu denken war.

„Nun werde ich aber bald besorgt um Link“, bemerkte Achmed, „es könnte ihm etwas ernstes zugestoßen sein.“

„Ich habe meinerseits schon gefürchtet, die beiden Halidschi, welche erst bei unserem Eintritt an der linken Seite des Raumes schließen und dann auch verschwunden waren, könnten mit im Spiele sein“, entgegnete ich.

„Der Teufel oder seine unstillbare Neugier muß ihn geplagt haben, den Platz zu verlassen. Wäre er ruhig sitzen geblieben, so konnte nichts geschehen“, fuhr ich ärgerlich fort, „wie soll man ihn nur finden und wo suchen? Was mag er treiben? Er kann ja die Sprache gar nicht!“

Ein Speisehaus mittlerer Qualität lag jetzt gerade vor uns.

„Wir müssen uns mit diesem begnügen, wenn die Hauptstraße, wo das Haus Osmans liegt, vermieden werden soll“, schlug Barthel vor.

Unseren Entschluß, hier zu speisen, brauchten wir auch nicht zu bereuen; denn das Essen war vortrefflich.

Mir ließ es aber keine Ruhe, ich mußte nochmals nach dem Bahnhofe, um zu sehen, ob Link noch immer nicht zurück sei. Deshalb versprachen wir Barthel, ihn dann aufzusuchen und begaben uns wieder nach dem Bahnhofe.

Diesmal stand der Beamte schon vor der Tür und winkte uns von weitem zu.

„Effendi“, rief er mir zu, „der Mann mit den wackelnden Ohren war da. Allah segne ihn; denn er gab mir ein großes Bakschisch.“ Er zog und in das Gemach, wo unsere Gewehre standen.

„Wo ist er denn?“

„Wieder fort; diesen Zettel befestigte er an das Gewehr und sprach viel in einer Sprache, die ich nicht verstehe!“

Wirklich! An meinem Gewehre hing ein kleiner Zettel. Ich nahm ihn und entzifferte die in Eile mit zitternder Hand geschriebenen Worte.

„Habe mein Nestchen in dem Gebüsch aufgeschlagen, welches Sie links vom Bahnhof in weiter Ferne sehen. Prachtvolle Sommerfrische. E r w a r t e b a l d i g e n B e s u c h . Rufet bei Eintritt in das Wäldchen „Hallo!“ Ich werde antworten. Link.“

Schweigend reichte ich Achmed den Zettel. Wir sahen uns an.

„Da steckt etwas dahinter“, sagte ich. „Er hat die Worte „erwarte baldigen Besuch“ unterstrichen. Wahrscheinlich braucht er uns.“

„Laß uns eilen!“, rief Achmed. „Dieser Originelle Mensch mit seinem guten Wesen ist mir schon an das Herz gewachsen.“

„Der Effendi hat Eier mitgenommen“, sagte der Beamte noch, als wir uns zum Gehen wandten.

„Das Wort „Jimurta“ hat er sich wahrscheinlich gemerkt und deshalb nichts anderes kaufen können“, bemerkte ich lachend zu Achmed; denn auch ich erhielt frohe Stimmung, da wir unseren alten Link wiederbekommen sollten.

„Ah, das ist das kleine Wäldchen.“ Achmed deutete nach dem Punkte. „Wir sind heute früh nach der entgegengesetzten Richtung gegangen. Also, auf zur Jagd nach Link!“

So sehr wir uns auch beeilten, es verging doch ziemlich eine Stunde, ehe wir den Wald erreichten.

Wir wollten Link zur Strafe für sein Ausreißen überraschen und riefen deshalb nicht „Hallo!“ sondern gingen vorsichtig vorwärts.

Das Wäldchen war nicht groß, und so konnten wir ihn nicht verfehlen. Nach einigen Schritten hörten wir sprechen. Es war Links Stimme.

Wir legten uns nieder und krochen geräuschlos vorwärts.

Das Terrain war günstig zum Anschleichen. Vorsichtig räumten wir jeden dünnen Zweig aus dem Wege, damit er beim Darüberhinweggleiten nicht etwa von der Schwere unseres Körpers gebrochen würde, und das Knacken Links Aufmerksamkeit auf sich zog.

Niederer Gestrüpp verdeckte uns. Stückweise rückten wir vorwärts.

Link sprach nicht mehr, aber wir hatten uns die Richtung gemerkt, aus welcher die Laute gekommen waren.

Zehn Minuten mochten mindestens wieder vergangen sein, eine beträchtliche Strecke lag schon hinter uns, jedoch nirgends konnten wir Link bemerken.

Da plötzlich hörten wir ihn direkt vor uns. Soeben begann er in den zärtlichsten Tönen:

„So, mein süßes Täubchen, sieh nur, wie das schmeckt. Hast Du auch Hunger? Ich möchte Dir gern eine Freude bereiten. Na warte, Schnuckelchen, ich habe Deinen Herzensfreund bestellt; er muß bald kommen. Siehst Du, ich Sorge für Dich! Die ganze Nacht habe ich wegen Dir geopfert.“

Vorsichtig bogen wir die Zweige des uns verdeckenden Strauches auseinander. Was wir sagen, überraschte und belustigte zugleich derart, daß es uns Mühe

kostete, ein lautes Auflachen zu unterdrücken. Ich preßte deshalb mein Gesicht fest auf den Boden. Erst nachdem ich mich gesammelt hatte, wagte ich wieder aufzusehen.

Nur einige Schritte entfernt saß Link, an einen Baumstamm gelehnt, gemütlich auf dem Boden, vor sich einen Berg Eier aufgebaut, von denen schon einige verzehrt waren. Der Revolver lag neben ihm.

Soeben löste er wieder die Schale eines Eies. Vergnügt blitzten seine Äuglein, als er mit freundlichem Kopfnicken fortfuhr:

„Du hast gewiß Hunger, mein Engelchen? Komm, ich werde Dir etwas davon geben.“ Mit diesen Worten suchte er die Eierschalen zusammen.

Hatte Link seinen Verstand verloren? Aber nein. Er sprach wirklich mit jemand; denn vor ihm an einem anderen Baume stand, — — ah — — — jetzt sah ich es erst genau — — war f e s t g e s c h n ü r t e i n M a n n .

Ich traute meinen Augen nicht, als ich in ihm den Gepäckträger von Konstantinopel erkannte.

Der Gepäckträger! Das war ja ein Meisterstück von Link. Woher hatte er den geholt? Link war bei seinen letzten Worten aufgestanden. Während dem Geräusche, welches er dabei verursachte, schob ich mich noch weiter vor, so daß meine Hand die Eier und den am Boden liegenden Revolver erreichen konnte.

Link steuerte mit einer Hand voll Schalen auf den Gebundenen zu. Letzterer verstand natürlich kein Wort von dem, was der Wiener erzählte.

Vorsichtig ergriff ich unterdessen ein Ei nach dem anderen, zuletzt auch noch den Revolver und zog alles in unser Versteck.

Die beiden achteten nicht darauf; denn Link hielt dem anderen gerade einige Eierschalen unter die Nase, ihm ermunternd zunickend.

Der Türke warf ihm wütende Blicke zu. Plötzlich schnappte er in seiner Wut nach der Hand Links. Dieser konnte nicht schnell genug zurück und wurde in den Finger gebissen.

Link tanzte vor Schmerz auf einem Bein.

„Ah, Du Satanskerl!“ rief er erzürnt. „Dir ist Fleisch lieber als Eierschalen? Und noch dazu Fleisch von mir, was nicht einmal mein Kaiser zu essen bekommt!“

Jetzt sah ich, daß seine Ohren sich bewegten. Ihm war jedenfalls ein neuer Gedanke gekommen.

Ich hatte nicht Unrecht; denn er holte plötzlich mit der Hand aus und gab dem

Gepäckträger eine weithin schallende Ohrfeige, erst auf die rechte, dann eine solche auf die linke Backe.

„So mein Liebling“, sagte er befriedigt, „Du wirst wohl nicht mehr zweifeln, daß Du dies bist; denn wen man lieb hat, den straft man!“

Vergnügt trällerte er nun vor sich hin, sich seinem Platze zuwendend, wo er gesessen hatte.

„Putt, putt, putt, mein Hühnchen, putt, putt, putt mein Hahn, möchte gerne wissen, wie man Ei — — — Ei — — — Ei — — — Ei — — —.“

Weiter kam er nicht; das Wort Eier konnte er vor Staunen nicht vollenden und fing an zu stottern, als er bemerkte, daß der Berg Eier verschwunden war. Er rieb seine Augen, als traue er diesen nicht, kniff sich in die Nase, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, sondern wache. Die Ohren blieben diesmal fest zurückgelegt, als wagten sie sich nicht vor, das Unheimliche zu schauen. Die ganze Gestalt sah aus wie ein großes Fragezeichen.

Achmed konnte sich jetzt nicht mehr halten, sondern lachte laut auf. Ich aber vollendete den angefangenen Satz Links und rief:

„Möchte gerne wissen, wie man Eier legen oder besser, wie man Eier verschwinden lassen kann; denn das haben wir Ihnen soeben gezeigt.“

„Teufelskerle!“, begrüßte uns Link schmunzelnd, nachdem er sich von seiner Überraschung erholt hatte, „wäre bald erschrocken. Willkommen in meiner Sommerfrische!“

„Wir waren besorgt um Sie, als wir gar nichts von Ihnen hörten!“

„Na, na, wegen mir brauchen Sie nicht in Angst zu kommen; denn Unkraut verdirbt nicht so schnell.“

„Wie kommen Sie zu diesem ausgezeichneten Fange?“

Verschmitzt lächelte er.

„Hihihi, das trauten Sie mir nicht zu? Was?“ Vergnügt rieb er sich die Hände.

„Also setzen wir uns erst und verzehren wir dabei den Rest der Eier.“

Können Sie sich noch auf die zwei Schläger besinnen, welche gleich am Eingang der Kaffeewirtschaft lagen? Nun, es konnte niemand munterer sein als diese; sie schliefen nur scheinbar und beobachteten ganz scharf. Als Sie zur Türe hinausgingen, hob einer derselben den Kopf. Er glaubte wahrscheinlich, wir entfernten uns alle drei. Sein Gesicht war einen Augenblick sichtbar. Da erblickte er mich und verfiel anscheinend wieder in tiefen Schlaf. Was glauben Sie, wer das

war? Da drüben steht er in Lebensgröße am Baum, schaut uns mit giftigen Blicken an und beißt, wenn man in seine Nähe kommt.

Aber weiter! Ohne Eile stand ich auf und trat vor die Tür. Der Wirt kam mir nach und hielt mir eine lange Rede, die ich natürlich nicht verstand.

Ich schob ihn sanft zu seiner Tür hinein und machte ihm dieselbe vor seiner schmutzigen Nase zu. Ich wollte Ihnen nach und das Geschehene mitteilen.

Kaum war ich zwanzig Schritte gegangen, als der Schall leiser Schritte mein Ohr traf; ich schielte zur Seite und bemerkte, daß mir jemand folgte. Deshalb schlug ich die entgegengesetzte Richtung ein, um die Person von Ihnen abzulenken. Wie ein Schatten folgte mir dieser verwünschte Kerl. Na, dachte ich, Du wirst schon ablassen und näherkommen. Ohne mich umzusehen, stolzierte ich weiter. Schon wollte ich im Bogen zur Stadt zurückkehren, als das Wäldchen vor mir auftauchte.

Da schoß mir ein genialer Gedanke durch den Kopf. Ruhig schritt ich zwischen die Bäume hinein, machte aber nach kurzer Zeit halt und duckte mich zur Seite nieder.“

„Bravo!“ kam es unwillkürlich von meinen Lippen.

Link nickte mir gravitatisch zu und erwiderte:

„Ich wollte ein Kunststückchen versuchen, wie Sie mir deren viel erzählt haben, und mich darin üben.“

Dann fuhr er fort: „Der Verfolger glaubte mich nur aus den Augen verloren zu haben und nahm einen hastigeren Schritt an. Als er an meinem Verstecke vorüberkam, streckte ich meinen Arm aus, faßte mit der Hand seinen nackten Fuß und zog ein wenig daran. Dies brachte ihn aus dem Gleichgewicht, er strauchelte und stürzte, worauf ich mich sofort liebevoll über ihn beugte und nach seinem Halse fühlte, ob er sich nicht beschädigt habe. Daß ihm dabei die Luft ausging, war seine Schuld, mir aber kam es gelegen; denn ich konnte ihn mit Stricken, die er selbst bei sich führte und welche jedenfalls für uns bestimmt waren, an den Baum binden. Mit mütterlicher Sorgfalt habe ich dann die ganze Nacht bei ihm gewacht und meinen Posten nur verlassen, um Ihnen Nachricht zu bringen. Das ist alles.“

Wir machten Link nun mit unseren Erlebnissen völlig bekannt, war er doch überraschend schnell ein sehr brauchbarer Reisegefährte geworden, und ich freute mich, daß er uns begleitete.

„Was beginnen wir mit dem Gefangenen jetzt!“ Link warf diese nicht leicht zu beantwortende Frage auf.

„Ja, was tun? Vorerst einmal mit dem Burschen sprechen“, entgegnete Achmed.

„Du wirst nichts erfahren, Achmed“, fiel ich ein, „es ist das Beste, wir beachten ihn nicht. Zurückgehalten muß er aber auf jeden Fall werden.“

„Allerdings, aber wie?“

„Link und ich, wir haben noch nicht geschlafen, Du jedoch mußt diese Nacht bei den Händlern Wache halten“, wandte ich mich an Achmed: „denn wir können damit rechnen, daß Samy mit denselben abreist. Deshalb müssen auch wir in deiner Nähe sein.“

Das Beste ist, daß wir bei anbrechender Dunkelheit Barthel aufsuchen, ihn unterrichten und bitten, seine Schritte morgen früh, falls wir fort sein sollten, hierher zu lenken, damit er zufällig den Gepäckträger auffindet und befreit. So kann auf ihn kein Verdacht fallen. Einverstanden?“

„Vollkommen“, erwiderte dieser, „namentlich da es keine bessere Lösung geben kann. Samy wird seinen Genossen zwar vermissen, aber sich hoffentlich dadurch nicht zurückhalten lassen. Den Namen möchte ich aber doch von dem Gebundenen gern wissen.“

Achmed ging zu dem uns scharf beobachtenden Türken.

„Was hast Du für Deinen Herrn zu besorgen?“ — Keine Antwort.

„Willst Du mir nicht Deinen Namen nennen, wenn ich verspreche, daß Dir kein Leid geschehen wird“, fuhr Achmed fort.

Der Türke verharrte in finsterem Schweigen.

„Spare Mühe und Zeit, von diesem erfährst Du nichts oder Du lässest ihm die Bastonnade geben.“ Mit diesen Worten suchte ich Achmed wegzuziehen.

Hätte mich der Gefesselte in diesem Augenblicke mit den Blicken verschlingen können, von mir wäre nicht ein Stückchen übrig geblieben.

„Gieb mir die Hände frei, damit ich Dich zermalmen kann, Giaur“, knirschte er.

Ich hoffte eher etwas zu hören, wenn ich ihn reizte, und fuhr daher fort in verächtlichem Tone: „Hüte Dich, daß Du an Deinen prahlerischen Worten nicht erstickst, Schwächling!“

Wütend fuhr er jetzt auf. Eine Flut von Schmähungen kam von seinen Lippen. Ich aber lächelte, sah ihm ruhig in das Gesicht und erwiderte gelassen:

„Schrei zu, Dummkopf, ich brauche von Dir nichts zu erfahren, denn ich weiß alles. Dein Herr hat Dir befohlen, die Ankunft der Züge zu beobachten, weil Ihr uns fürchtet.“

„Hund!“

„Du hast Deinem Herrn aber schlecht gedient, weil Du Dich fangen liebst.“

„Der Zorn meines Herrn wird Dich zermalmen!“

„Dein Herr ist in meiner Hand!“

„Hast Du ihn vielleicht aus Konstantinopel mitgebracht?“ höhnte er, sein Gesicht zu einer Grimasse verzerrend.

„Das hatte ich nicht nötig, denn er kam von selbst.“

„Allah hat Deine Sinne verwirrt; Du sprichst wie ein Kind“, entgegnete er jetzt unsicher.

„Wüßte ein Kind, daß Samy sich bei Osman befindet?“

Jetzt erblaßte er. Es bedurfte einiger Zeit, bis er sich gesammelt hatte und mühsam hervorpreßte: „Du irrst, Samy ist nicht hier!“

„Richtig! Samy ist nicht hier, aber dafür Ismail, wie er sich jetzt nennt, welcher die Entführte zu Hussein bringen will“

„Scheitan!“, entfuhr es seinem Munde, während er mich erschreckt und erstaunt zugleich mit großen Augen anstarrte.

Ich hielt es nicht für nötig, ihn weiter über mein Wissen aufzuklären, da wir diesmal zweifellos auf rechter Fährte waren, und trat zurück zu meinen Gefährten.

Link hatte sich bereits lang ausgestreckt und schlief. Für mich war es das Beste, seinem Beispiele zu folgen, und ich bar Achmed, uns bei Eintritt der Dunkelheit zu wecken.

Als wir nach kurzem Schläfe, von Achmed ermuntert und den Gepäckträger seinem Schicksale überlassend, Uschak zuschritten, waren wir neu gestärkt und schlugen die Richtung nach Barthels Hause ein. Diese hatte uns schon mit Ungeduld erwartet und ein kräftiges Mahl bereitet. Durch seine Vermittlung gelang es auch, drei Pferde aufzutreiben, welche für uns bereit gehalten wurden, im Fall wir deren bedurften. Ebenso willig wollte unser Gastgeber am nächsten Tag nach dem Wäldchen gehen und den Türken befreien.

Bei dem Überschreiten einer Hauptstraße bemerkte Link, nach einem Spezialeiden deutend:

„Da hängen recht schöne Stricke, wie wäre es, wenn wir uns einen Vorrat davon mitnehmen? Wir könnten sonst in Verlegenheit kommen.“

Er hatte nicht Unrecht und Barthel schickte seinen Diener, welcher noch bei uns war, zu dem Kaufmann, um einige Stricke zu holen; denn gingen wir selbst, so wäre es aufgefallen.

Vor der Stadt trennten wir uns von Barthel mit dem Versprechen, früh bei ihm zu sein, wenn bis dahin kein Aufbruch erfolgt war.

Achmed holte die Gewehre vom Bahnhof, während ich mich mit Link soweit als irgend möglich dem Zelte der Händler näherte.

Allzu weit durften wir uns nicht wagen, um von Samy, falls derselbe aus der Stadt kam, nicht bemerkt zu werden.

Bald gesellte sich Achmed wieder zu uns und übernahm für die ersten Stunden die Wache. Link und ich dagegen hüllten uns fest in unsere Decken und versuchten noch ein wenig zu schlafen.

Lange lag ich schon, als sich aus dem Dunkel vor mir einige Gestalten abhoben. Noch konnte ich nichts deutlich unterscheiden. Lautlos kamen sie heran. Endlich erkannte ich, daß es zwei Männer waren, welche einen verhüllten menschlichen Körper trugen. Eine dritte lange Gestalt in schwarzem Mantel folgte. Wie gebannt blieb ich liegen. Der einzelne Mann gab ein Zeichen. Die Träger ließen ihre Last zu Boden gleiten. Langsam schlug ersterer seinen Mantel zurück und wandte mir das Gesicht zu. — — — Es war Samy.

Höhnisch grinsend, aber auch furchtbar drohend, streckte er seinen langen Arm aus, deutete mit der knöchernen Hand nach dem am Boden liegenden Körper und schlug dann vorsichtig die schwarze Umhüllung desselben zurück.

Da! O Himmel! Welch gräßlicher Anblick! Mein Blut drängte sich gewaltsam nach meinem Herzen, schoß nach dem Gehirn, als sollte mir der Kopf zerspringen.

War ich denn wahnsinnig? Ich wollte schreien, ich konnte nicht. Ich wollte aufspringen, es hielt mich wie mit tausend Armen zurück. Ich versuchte die Augen abzuwenden, aber wie gebannt hing mein Blick an dem schauerlichen Bilde.

Vor mir lag — — — Elisabeth, Achmeds Schwester. Sie mußte es sein; denn zu groß war die Ähnlichkeit mit Achmed.

Aber w i e lag sie da? Bleich wie der Tod, die schönen schwarzen Haare hingen wirr und feucht um ihre hohe, geistvolle Stirn. Ihre schlanken Hände hielten krampfhaft das seidene Jäckchen über die Brust.

Aber war das nicht Blut, was zwischen den schneeigen Fingern hindurchsickerte? Frisches, rotes Blut? Meine Augen bohrten sich förmlich durch das Dämmerlicht, daß sie schmerzten, und entdeckten eine tiefe klaffende Wunde an der linken Brustseite. Der Dolch war ihr mit sicherer Hand ins Herz gestoßen worden!

Ich lag erstarrt, unfähig mich zu rühren.

Da zog Samy langsam eine breite blitzende Klinge aus seinem Gewande — noch sah ich dunkle, von Blut herrührende Flecken auf derselben — und kam Schritt für Schritt, lautlos, wie ein Schatten, auf mich zu.

Diese furchtbaren, gleißenden Augen hielten mich gebannt, ich wagte kaum zu atmen.

Näher und näher kam er. War ich denn plötzlich feige geworden? Ich machte verzweifelte Anstrengungen, mich aufzurichten und aus dieser grauenvollen Nähe zu entkommen, aber vergebens.

Schon war Samy bei mir. Jetzt streckte er die Hand vor — — — da — — — ein verzweifelter Schrei rang sich von meinen Lippen. Der Bann war gebrochen!

Wild blickte ich mich um. Aber was war das? Wo war Samy, wo Elisabeth?

Alles ruhig um mich her — — —. Ich hatte g e t r ä u m t .

Erleichtert atmete ich auf.

Da fiel mein Blick auf den Ort, wo das Zelt stand. Es war nicht mehr da. Neben mir kauerte Achmed und schließ, ebenso Link auf der andern Seite.

Schnell weckte ich meine Gefährten. Achmed machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er auf seinem Posten eingeschlafen war. Ich beruhigte ihn; denn was nützte dies? Was nützen Vorwürfe überhaupt? Sie können niemals Nutzen, aber sehr oft wohl noch mehr Schaden bringen. Hier war es übrigens nicht so schlimm, da wir wußten, wohin der Weg Samys führte, und es galt nun, schnell zu handeln.

Ich übernahm, die für uns bereit stehenden Pferde zu holen, und eilte zur Stadt. Es stellten sich mir keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, und bald sprengte ich durch die stillen Straßen, wo der Hufschlag der drei Pferde dumpf widerhallte, zurück zu meinen Freunden, welche, während ich im Sattel blieb und von Achmed nur mein Gewehr nahm, sofort aufsaßen.

In leichtem Trabe, welchen das herrschende Dämmerlicht erlaubte, ging es unseren Feinden nach, indem wir die Richtung nach Süden einschlugen.

Link war ein guter Reiter und fühlte sich wohl wie der Fisch in seinem Element. Plötzlich zügelte er sein Pferd und lauschte. Wir folgten seinem Beispiele, aber nichts war zu hören. Schon wollten wir wieder vorwärts, als der leichte Wind, welcher sich erhoben hatte, aus der Richtung von Uschak uns den Ton verhallender, schneller Hufschläge an das Ohr trug.

Wir warteten noch eine Zeitlang; der Ton wiederholte sich indes nicht, der Reiter

hatte jedenfalls einen anderen Weg eingeschlagen.

„Ob dies uns gegolten hat?“, fragte Achmed besorgt.

Ich zuckte die Achseln.

„Vorsehen und möglichst schnell vorwärts ist das einzige, was wir tun können.“

Schweigend setzten wir unsern Weg fort. Endlich kam die Sonne hinter den Bergen hervor.

Jetzt konnten wir unsere Tiere schärfer ausgreifen lassen, und lustig ging es in den frischen Morgen hinein. Fast regelmäßig folgte eine Anhöhe auf die andere.

Wir ritten soeben in ein kleines Tal hinab, als auf dem vor uns liegenden Hügel eine kleine Karawane auftauchte. Die Kamele waren nicht belastet und trabten in munterem Schritte einem vorangehenden Maultiere nach, auf dem ein alter brauner Geselle mit freundlichem Gesichte saß.

„Salem aleikum!“ (Friede sei mit Euch) grüßte er schon von weitem.

„Aleikum salem!“ rief Achmed hinüber.

Ohne anzuhalten, ritten wir aneinander vorüber. Bald sahen wir rechts und links bebautes Feld, zum größten Teile mit Mohn bewachsen, aus dem das Opium gewonnen wird und von Smyrna aus in den Handel kommt.

In der Ferne sahen wir einen Türken mühsam mit dem Pfluge arbeiten, vor welchem ein Kamel und ein Ochse gespannt waren. Es mußte eine Ortschaft in der Nähe sein.

„Sehen Sie vor uns am Rande der Straße den Araber sitzen?“, wandte ich mich an Link, mit der Hand die Richtung angehend.

„Ja!“

„Sie werden Sehen, daß man schon in dieser Gegend gewöhnt ist, sich mit Waffen in der Hand zu begegnen.“

Wir näherten uns dem von mir bezeichneten Araber, der ein einfacher Handelsmann war, aber sein Gewehr vor sich auf den Knien liegen hatte.

Er nahm es schußfertig zur Hand, ohne sich zu erheben.

„Will dieses Männchen etwa schießen?“, fragte Link.

„Nein, es ist nur die gewöhnliche Vorsicht, welche man bei Begegnungen

anwenden muß. Je weiter wir in das Innere kommen, desto schlimmer wird es natürlich.“

„Interessant, sehr interessant“, schmunzelte Link, „das gefällt mir!“

Inzwischen waren wir ganz herangekommen, grüßten freundlich und stiegen ab. Der Araber dankte höflich, lud uns zum Sitzen ein und bot Tabak zum Rauchen an. Wir forderten ihn auf, sich uns anzuschließen, da wir bis zum nächsten Orte einen Weg hatten und sein Pferd in der Nähe graste.

„Gern“, erwiderte er, „aber ich muß noch meinen Gefährten hier erwarten, mit welchem ich mich besprochen habe. Doch da kommt er schon.“

Bei den letzten Worten machte er uns auf einen mit einem Maultier quer über die Felder reitenden Araber aufmerksam.

„Seit drei Stunden habe ich gewartet“, fügte er aufstehend hinzu.

„Es ist gewiß reger Verkehr hier auf der Straße?“, fragte ich anscheinend absichtslos.

„Nein, nur zweimal sind Leute vorübergekommen.“

„Ach ja, wir sind ja der kleinen Karawane begegnet“, erwiderte ich, „die andere ist jedenfalls vor uns her.“

„Ja. Sie ist erst vor kurzer Zeit vorüber.“

„Diese kann aber den Spuren nach nicht groß gewesen sein“, sagte ich harmlos.

„Sie hat nur drei Kamele bei sich. Ein einzelner Reiter holte sie kurz vor meinem Platze ein. Er schien dringende Botschaft zu bringen, denn der Trupp eilte dann viel schneller vorwärts als vorher.“

Ich wußte genug. Konnte es möglich sein, daß ein Reiter uns von Uschak her im Bogen umritten hat, ohne von uns bemerkt zu werden? Aber wer war dieser Reiter?

Achmed war auch unruhig geworden; er gab mir mit den Augen einen Wink. Aber wir konnten jetzt nicht davonreiten, sondern mußten notgedrungen mit den beiden Arabern (der zweite war unterdes herangekommen) bis zur nächsten Ortschaft zusammenbleiben, um nicht unhöflich zu sein.

Glücklicherweise erreichten wir dieselbe schon nach einer halben Stunde.

Als wir uns dem Orte näherten, waren an einem großen Brunnen nur einige Frauen und Kinder zu sehen, welche Wasser schöpften. Sofort verhüllten erstere das Gesicht, während die Kinder schreiend auseinander stoben.

Schweigend ritten wir vorüber und machten vor einem größeren Hause Halt. Kein Mensch war mehr zu erblicken.

Wir stiegen ab und traten in einen ziemlich geräumigen Raum, während ein Araber bei den Pferden blieb. Mokkatassen standen auf einem an der Wand befestigten Brette, auch Kaffee in einer kleinen Büchse. Brot und Käse lagen unter dem Brette auf dem Erdboden. Ein kleiner Bursche von zirka sieben Jahren steckte seinen Krauskopf, welcher mit einem alten Fez ohne Quaste bedeckt war, zur Türe herein.

„Heda!“, rief ihm der Araber zu, „Gäste sind da, bringe uns eine Kaffeemühle!“

Der Kopf verschwand, und nach kurzer Zeit kam der Knabe wieder mit der Kaffeemühle. Wir hatten unterdessen ein Feuer angezündet, verteilten das vorhandene Brot und ließen uns zu diesem den Käse vortrefflich schmecken.

Nachdem auch noch der heiße Mokka zu uns genommen war, brachen wir wieder auf. Im Orte selbst hatten wir außer dem Kleinen niemanden zu sehen bekommen, da die Männer jedenfalls auf den Äckern und bei den Herden beschäftigt waren.

So ritten wir ohne Dank weiter. Als die letzten Häuser hinter uns waren, trennte sich unser Weg von dem der Araber, und nun ließen wir unsere Tiere ausgreifen, damit Samy mit seiner Begleitung noch bis zum Abend eingeholt wurden.

Nur wenig veränderte sich die Landschaft. Den bebauten Äckern schlossen sich weite grüne Matten an, welche abwechselten mit öden, steinigen Hügeln oder von kleinen Wäldchen unterbrochen wurden, deren Bäume nur mittlere Größe erreichten.

Die zeitweise im Boden bemerkbaren Spuren zeigten uns, daß wir noch auf rechtem Wege waren. Nachmittags hielten wir einmal kurze Rast, um nicht Gefahr zu laufen, daß Samy uns vorzeitig bemerkte; denn erst in der Nacht wollten wir ihn im Lager überraschen.

Am Spätnachmittag kamen wir wieder an ein kleines Wäldchen. Vorsichtig näherten wir uns demselben. Nichts verdächtiges war zu bemerken. Unbehelligt ritten wir hindurch. Der Wald war nicht tief; denn wir gelangten bald an das andere Ende und sahen vor uns wieder freies, aber hügeliges Land.

Link machte uns auf einen dunklen Punkt aufmerksam, welcher sich langsam einen entfernt liegenden größeren Hügel hinauf bewegte.

Ich zog mein Fernrohr und erkannte die Gesuchten. Auf einem Maultier glaubte ich deutlich eine Frauengestalt zu sehen.

Wir durften jetzt den Wald nicht verlassen, zogen uns daher wieder zurück und gönnten uns sowie unseren Tieren etwas Ruhe. Im Schutze der Dunkelheit, welche bald eintreten mußte, konnten wir dann Samy überraschen.

Schon über eine Stunde hatten wir gelegen, nur in gedämpftem Tone sprechend.

Link konnte es kaum erwarten, daß ihm Gelegenheit wurde, sich in offenem Kampfe mit Samy zu messen.

„Diesen borstigen Menschen werde ich nicht entkommen lassen“, wandte er sich zu uns, „überlassen Sie mir denselben.“

„Wenn es Ihnen Freude macht, gern“, erwiderte ich, „aber erst müssen wir bei ihm sein; wir wollen hoffen, daß er uns nicht im letzten Augenblicke entschlüpft.“

„Was? Entschlüpfen? Wo wir ihn schon vor uns sehen? Dann verdienten wir die Bastonnade!“, rief Link entrüstet. „Warum brechen wir noch nicht auf? Wollen ihm wohl Zeit zum Davonlaufen lassen?“

„Nicht so laut, lieber Link“, ermahnte ich ihn, „Sie kommen schnell genug noch ins Feuer.“

Ungeduldig stand Link auf.

„Werde doch einmal an den Waldesrand gehen und nachsehen, ob wir die Verfolgung aufnehmen können. Ich halte es nicht aus, ruhig hier zu warten!“

„Noch ist es zu hell! Seien Sie nicht unvorsichtig, und bleiben Sie da“, suchte ich ihn zu beschwichtigen, „Übereilung kann alles verderben. Vor allem aber sprechen Sie nicht so laut.“

Link maß mich mit mitleidigem Blicke von oben bis unten, als er erwiderte:

„Nicht so laut sprechen? Fürchten Sie sich denn? Ich habe bisher angenommen, daß Ihnen dieses Gefühl fremd ist!“

„Sie sind ein Neuling im Reisen, lieber Link, sonst würde ich Ihnen zürnen. Lernen Sie nur erst Vorsicht von Furcht unterscheiden, ehe Sie sich ein Urteil erlauben. Nur Laien sehen in der Vorsicht die Furcht.“

Geärgert wandte ich ihm den Rücken. Er aber schlenderte sorglos in den Wald hinein.

Noch keine fünf Minuten waren vergangen, als ich rufen hörte. Ich machte Achmed hierauf aufmerksam, und beide lauschten wir gespannt.

Da fiel ein Schuß. Wie elektrisiert sprangen wir auf. Ein zweiter Schuß folgte. Schnell ergriffen wir die Gewehre und eilten vorwärts.

Bald hörten wir das heftige Stampfen zweier Ringenden. Da erscholl nochmals ein gepreßter Hilferuf. Es war Links Stimme. — Wieder krachte ein Schuß, dann blieb alles still. — — — —

Das dichte Unterholz hinderte uns an der freien Übersicht. Jetzt mußten wir an Ort und Stelle sein. Aber wo war Link, wo der Angreifer?

Da stöhnte es dicht neben uns. Wir folgten der Richtung und standen plötzlich einem traurigen Bilde gegenüber. An der Wurzel eines Baumes saß Link. Das Gesicht war weiß und schmerzlich verzogen. Entsetzt starrte er auf einen vor ihm in hohen Farren liegenden Körper, während Träne auf Träne über seine Wangen rann.

Wir riefen ihn an. Er hörte uns nicht.

Ich trat direkt vor ihn hin und faßte seinen Arm.

„Sind Sie verwundet?“

Mit dem gleichen starren Blick sah er mich verständnislos an, dann suchten seine Augen wieder die Stelle, wo der Gefallene lag; ein heftiger Schauer machte den Körper erzittern, und aufschluchzend barg er das Gesicht in beide Hände.

Armer Link! Ich kannte diesen Gemütszustand.

Achmed hatte die mächtigen Farren zur Seite gebogen, und ein leises „Ah“ entfuhr seinem Munde.

„Der Gepäckträger!“, rief er mir halblaut zu.

Ich legte meine Hand auf Links Schulter und sagte ernst und eindringlich:

„Fassen Sie sich, lieber Freund! Es war ein Akt der Notwehr. Ich weiß es wohl, was für ein Aufruhr im Innern desjenigen tobt, welcher zum erstenmale einen seiner Mitmenschen niedergestreckt hat. Der Schmerz ist um so größer, wenn man selbst unverwundet bleibt. Aber bedenken Sie, daß Sie an seiner Stelle liegen würden, wenn dieser Mensch es vermocht hätte.“

„Ich wollte ihn nicht töten!“, stöhnte Link.

Sanft zog ich ihn empor:

„Kommen Sie zu den Pferden, wir müssen bald aufbrechen.“

Ich versuchte, ihn von der Stelle wegzubringen, während Achmed sich um den Verwundeten bemühte. Link aber wehrte ab und trat zu Achmed. Ich folgte ihm.

„Die Kugel ist beim Ringen durch den Hals nach oben in den Kopf gedrungen. Er ist verloren“, flüsterte mir Achmed zu.

Der Atem des Verwundeten ging pfeifend und kurz. Schweiß klebte die Haare fest an die niedrige Stirne. Schmerzliches Zucken ging beständig über sein Gesicht,

während die Finger den Erdboden aufwühlten.

Link sank in die Kniee, er konnte sich bei diesem Anblicke nicht aufrecht erhalten.

Unruhiger wurde der Verwundete, die Lippen bewegten sich, die Züge nahmen einen furchtsamen Ausdruck an und mit den Zeichen höchster Angst riß er plötzlich die Kleider von der Brust auf.

Gequält stöhnte Link bei diesem Anblicke, während heftiges Schluchzen seine Brust erschütterte.

Da traf ein Strahl der scheidenden Sonne das Antlitz des Sterbenden. Erschreckt riß er die Augen weit auf. Ein gurgelnder Ton kam aus seinem zerschossenen Halse. Mit gewaltiger Anstrengung bäumte sich der Oberkörper auf.

„Ha!“, tönte es rasselnd und heiser zu uns herüber, „seid Ihr schon da, Ihr — — — Rächer! Holt sie nur — — — wenn Ihr könnt, — — — sie — — — ist es, — — — die — — — Ihr sucht. Ihr — — — bekommt — — — sie — — — nicht. Samy — — — Hussein — — — oh Allah — — —.“

Mühsam nur hatte er sich aufrecht erhalten. Seine Lippen bewegten sich noch, aber nur unverständliche Laute waren hörbar. Plötzlich fuhr er wild mit den Händen in die Höhe, faßte nach dem Halse, entsetzliche Angst sprach wieder aus seinen Zügen, und während blutiger Schaum vor die Lippen trat, erhielt der Körper einen Ruck, als wenn ein elektrischer Schlag ihn getroffen hätte. Ein Blutstrom quoll aus seinem Munde — — —, schwer fiel der Oberkörper zurück. Ein kurzes, qualvolles Röcheln noch, ein Strecken der Glieder — — — es war vorüber.

Wie ein Kind ließ sich Link jetzt hinwegführen. — — Ich ließ ihn zurück bei den Pferden und half Achmed, den Körper beerdigen. Bei unserer Rückkehr saß Link noch genau so da, wie ich ihn verlassen.

Als ich zu ihm trat, stieß er mehr hervor als er sagte: „Also so, so ist die Wirklichkeit, das sind die erträumten Reize des Reisens in fernen Ländern!“

„Ja, Freund, das ist die Wirklichkeit in diesen Ländern. Ich wünschte, die heranwachsende Jugend, welche beim Lesen der Reisebeschreibungen verschiedener Schriftsteller bei den in überschwenglichen Farben geschilderten Kampfszenen in helle Begeisterung ausbricht und demjenigen als ihrem Helden im Geiste zujubelt, der die größte Anzahl Feinde tötet, könnte sehen, wie es sich in Wirklichkeit abspielt, und ich bin überzeugt, daß alle krankhaften Illusionen im Augenblick für immer zerstört würden.“

Zustimmend nickte Link, immer noch in Gedanken versunken.

„Aber glauben Sie etwa, es ist bei uns zu Hause besser als hier?“ fuhr ich fort. „Im Gegenteil, schlimmer, viel schlimmer! Hier verteidigen Sie sich, wenn Sie

angegriffen werden. Bei uns jedoch wird von gewissenlosen Schurken und Spekulanten moralisch gemordet und gewütet, ohne daß sich die armen Opfer zur Wehr setzen können. Denken Sie an Barthel in Uschak, mit dessen Erzählung von dem Bankier L . . . ich Sie bekannt machte. Und nun Kopf hoch, vorwärts geschaut! Wir müssen weiter, da es nun dunkel genug ist.“

„Wie kamen Sie zu dem Gepäckträger oder wie dieser zu Ihnen?, fragte Achmed.

Während Link zwei leere Hülsen aus seinem Revolver zog und durch neue Patronen ergänzte, berichtete er:

„Als ich Sie verließ und kaum fünfzig Schritte gegangen war, wurde ich durch ein Geräusch aufmerksam und sah den Menschen hinter einem Strauche hocken. Er hatte ein Gewehr auf mich gerichtet und war im Begriff abzudrücken.“

„In dem Augenblicke wird Ihnen wohl nicht gerade sehr behaglich zumute gewesen sein“, fiel ich ein.

„Die Gefahr, in welcher ich schwebte, kam mir erst später zum Bewußtsein. Sowie ich das auf mich angelegte Gewehr sah, duckte ich mich unwillkürlich. Zu gleicher Zeit krachte der Schuß. Ich blieb unversehrt, zog sofort meinen Revolver und schoß, traf meinen Gegner jedoch auch nicht und nun sprang dieser auf mich zu. Schon nach kurzem Ringen fühlte ich, daß er mir überlegen war. Wir stürzten beide zu Boden. Ich kam unter ihn zu liegen, bemerkte aber dicht neben mir den Revolver, welcher meiner Hand entfallen war. Dieser blieb meine einzige Rettung; denn schon griff der Türke in seinen Gürtel nach dem Messer, während von Ihnen noch nichts zu sehen war. Ich kam ihm zuvor und hatte bei einer schnellen Wendung den Revolver aufgehoben. Kaum sah dies der Gegner, als er mit beiden Daumen auf meine Augen drückte. In wahnsinnigem Schmerze schoß ich in der Richtung, wo ich seine Brust vermutete. Ich traf nur zu gut. Die Daumen lösten sich, seitwärts taumelte der Körper von mir herunter zu Boden. — — — Das Übrige ist Ihnen bekannt.“

„Vor allem müssen wir das Pferd des Gefallenen suchen; denn zu Fuß wird er natürlich nicht hier sein“, wandte ich mich an Achmed.

„Allerdings, hoffentlich werden wir dadurch nicht zu lange aufgehalten“, entgegnete dieser. „Wollen wir gleich ans Werk gehen?“

„Gewiß, Link kann sich unterdessen noch etwas erholen und bei unseren Tieren bleiben.“

Wir verabredeten noch, daß das gegenseitige Zeichen das Schreien eines Uhus sein sollte und trennten uns.

Langsam und lauschend schritt ich durch den in Dunkel gehüllten Wald bis zur Stelle, wo Link überfallen worden war. Jedenfalls hatte der Türke sein Pferd nicht

weit von dem Orte zurückgelassen. Aber nichts war zu hören.

Die Bäume standen nicht sehr dicht, hatten auch keine bedeutende Höhe, deshalb konnte man die nächste Umgebung gut erkennen. Weiter drang ich vorwärts. Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Erscheinen des Gepäckträgers. Wie war derselbe so schnell hier angekommen? Er mußte noch in der Nacht frei geworden und uns nachgeritten sein.

Ich kombinierte weiter: Wir hörten Hufschlag von Uschak her, als wir schon ein Stück unterwegs waren. Es mußte der Türke gewesen sein. Er war es sicher auch, welcher die Truppe kurz vor dem Araber einholte und jedenfalls von uns berichtete. Nun wahrscheinlich von Samy zurückgelassen, sollte er uns im Rücken bleiben und beobachten.

War er allein?

So in Gedanken versunken schritt ich fort. Schon sehr weit mußte ich mich entfernt haben. Um mir Gewißheit zu verschaffen, ob mich Achmed hören würde, ahmte ich den Schrei des Uhus nach.

Keine Antwort erfolgte.

Trotzdem ging ich vorwärts. Die Bäume standen hier etwas vereinzelter, die Farren dagegen immer dichter, der Boden wurde feuchter. Plötzlich befand ich mich vor einer dunklen Wasserfläche. Ich trat nicht hinaus ins Freie, sondern hielt mich im Schatten und ging an dem Waldrande entlang um das Wasser, welches einen großen Umfang haben konnte.

Schon glaubte ich auf Erfolg verzichten zu müssen und wollte umkehren, als sich vor mir die dunklen Umrisse einer Hütte abzeichneten.

Beim Näherkommen drang leises, unruhiges Schnaufen aus einem Verschlage neben der Hütte. Es rührte von einem Pferde her, welches mich wahrscheinlich witterte und unruhig wurde.

Vorsichtig schlich ich heran, Schritt für Schritt, dem Winde entgegen, damit das Pferd mich nicht durch sein Schnaufen verraten sollte. Schon befand ich mich ziemlich an der östlichen Seitenwand der Hütte und wollte versuchen, ob ich nicht einen Blick ins Innere tun könnte, als sich erhöhtes Schnauben und Stampfen vernehmen ließ. Es mußten mehrere Tiere sein. Ich drückte mich schnell zu Boden, da ich befürchtete, die Insassen könnten durch das Getöse aufmerksam werden und herauskommen. Aber alles blieb ruhig.

Langsam erhob ich mich wieder und legte mein Ohr an die Holzwand. Es drang wie unterdrücktes Schluchzen im Innern, sonst war nichts hörbar.

Plötzlich wieherte ein Pferd. In kurzer Entfernung antwortete ein zweites aus dem

Walde, in der Richtung, von welcher ich gekommen war. Ich erschrak. Sollte Link seine Ungeduld wieder nicht haben zügeln können und herumstreifen? Noch dazu mit dem Pferde? Welche Unvorsichtigkeit!

Schon hörte ich den näher kommenden Schritt eines Pferdes. Ich wollte mich vorsichtig zurückziehen von meinem Posten, um den Waghalsigen zu warnen, da ging die Türe des Hauses leise auf.

Es war zu spät.

Mich konnte der Heraustretende nicht sogleich sehen, da ich an der Seite der Hütte stand, während die Türe an der Vorderfront war.

Ich legte mich platt zu Boden und kroch vorwärts bis zur Ecke, um eventuell bei drohender Gefahr Link beispringen zu können. Schon erkannte ich die Umrisse des Reiters. Wenige Sekunden später stand er an der Hütte. Es war nicht Link, soviel sah ich an der Gestalt. Erleichtert atmete ich auf.

Der Mann sprang ab. Schußbereit heilt er den Revolver in der Hand, ein Gewehr hing ihm quer über den Rücken.

Die Zügel im Arme schritt er auf die Türe zu. Demnach schien niemand herausgekommen zu sein. Der Ankömmling pochte an dieselbe.

„Was willst du?“, rief eine Stimme von innen.

Ich zuckte zusammen. War es Schreck oder war es Freude, die mich durchbebte? Diese Stimme, die ich aus dem Innern hörte, war mir bekannt. Es konnte, nein, es mußte Samy sein.

Wie gut, daß wir nicht sofort dem Trupp Händler nachgeritten waren; denn wenn Samy in unsere Hände kam, konnten wir Elisabeth jedenfalls leicht von den Händlern befreien; daß diese sich noch bei letzteren befand, hatten wir ja durch das Fernrohr gesehen.

Samy war jedenfalls durch den Gepäckträger gewarnt und zurückgeblieben, um uns in den Rücken zu fallen.

Blitzschnell durchkreuzten die Gedanken mein Gehirn.

„Hast du Raum für einen müden Wanderer?“, hörte ich die Stimme des Fremden.

Die Antwort blieb mir unverständlich, aber da die Türe aufging, konnte ich annehmen, daß Samy den Fremden aufnahm.

Ich wartete noch, bis das Pferd untergebracht, und die beiden in die Hütte zurückgekehrt waren, dann zog ich mich schnell zurück und eilte zu Link.

Achmed war schon da, er hatte keinen Erfolg gehabt. Die Pferde standen marschbereit, und Link schwang sich auf, als er mich sah. Er hatte seine Schwäche vollkommen überwunden.

„Die Herrschaften werden uns noch entkommen“, rief er mir zu, „das liegt doch wohl nicht in Ihrer Absicht?“

„Durchaus nicht, lieber Freund“, entgegnete ich aufsteigend, „wie Sie bald sehen werden.“

Ich lenkte mein Pferd nach dem Innern des Waldes, woher ich gekommen. Link sah mir mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdrucke nach, wandte sich zu Achmed und fragte diesen:

„Ist es hier in diesem Lande möglich, daß ein Mensch ohne weiteres überschnappen kann?“

„Gewiß“, entgegnete Achmed erstaunt, „hier ebenso wie in Ihrem Lande.“

„So, so, dann ist es soeben mit unserem Freunde geschehen.“

„Nein, lieber Link“, rief ich lachend, „beruhigen Sie sich. Ich habe noch alle fünf Sinne beisammen. Aber Sie nahmen so selbstverständlich an, daß ich nichts gefunden habe, daß ich mir eine kleine Überraschung schon gönnen darf.“

„Du hast das Pferd gefunden? Warum brachtest Du es nicht mit?“ fragte Achmed.

„Weil ich Euch hierzu haben möchte; denn außer dem Pferde habe ich noch Samy gefunden, vielleicht auch noch mehr.“

„Was? Samy? Hier im Walde?“, stürmten beide mit Fragen auf mich ein.

„Gewiß!“, nickte ich vergnügt. „Aber laßt uns eilen, folgt mir!“

Auf dem Wege zur Hütte gab ich so genau wie möglich Bescheid.

„Ich hörte Schluchzen in der Hütte“, ergänzte ich, „es ist nicht ausgeschlossen, daß uns Samy auf schlaue Weise an der Nase führen wollte und Elisabeth hier hat.“

„Aber die Frau, welche wir bei den Händlern sahen?“

Ich zuckte die Achseln. „Dieses Rätsel weiß ich noch nicht zu lösen. Es war vielleicht gar keine!“

Achmed befand sich in begreiflicher Aufregung.

Wir ritten so nahe wie nur irgend möglich an die Hütte heran, um die Pferde sofort bei der Hand zu haben, wenn man sie benötigte. Dann schlichen wir vorwärts, Achmed in der Mitte, da er Einlaß begehren sollte; Link und ich an den beiden

Seiten, um ihm beizuspringen, wenn die Tür geöffnet wurde.

Unbemerkt erreichten wir die Türe.

Achmed klopfte. Nichts regte sich.

Er klopfte wieder, diesmal stärker. Alles blieb ruhig.

Sollten sie ausgeflogen sein? Doch nein, soeben hörten wir das Stampfen der Pferde in dem Verschlage. Achmed stieß mit dem Gewehrkolben an die Türe. Endlich hörte man Schritte.

„Wer ist da?“, klang eine tiefe Stimme von innen.

Das war der Fremde, welcher vor kurzem gekommen. Welch' Glück; denn dieser kannte uns nicht.

„Ein einsamer Wanderer begehrt Einlaß“, entgegnete Achmed.

„Bist Du allein?“

„Ein Freund begleitet mich.“

Wir hörten den Riegel zurückschieben. — — Da tönte eine erschreckte Stimme aus dem Innern:

„Allah! — Was willst du tun? Öffne nicht, ich kenne diese Hunde!“

Es war Samy, der so rief und, wie es schien, schnell herbeikam.

Aber zu spät. Mit aller Kraft warfen wir uns gegen die Türe, um den Eingang zu erzwingen. Dieselbe gab der gemeinsamen Anstrengung nach und flog zurück. Wir drangen ein, den Fremden zur Seite schiebend und eilten in das zunächst liegende Gemach. Es war leer, das zweite ebenfalls. Von hier führte eine Tür ins Freie. Diese stand offen.

„Er ist zu den Pferden“, rief ich, „eilt, sonst entwischt er noch.“

Ich stürmte vorwärts, stürzte über einen im Wege liegenden Baumstamm, mein Gesicht blutig schlagend, raffte mich wieder auf und stand an der Tür des Verschlages.

Da flog diese auf, mir direkt an die Stirn, so daß ich zurücktaumelte, und heraus raste, auf einem prächtigen Hengste sitzend und vor sich ein Weib haltend, Samy.

Der Schweif des Rosses peitschte mir das Gesicht.

Ich sah, wie das geängstigte Mädchen, der die Arme an den Leib gefesselt waren, vergebens strebte, sich los zu machen.

Da gellte ein wilder Schrei von Achmeds Lippen, der soeben um die Ecke kam.

„Elisabeth!“

„Konstantin, Konstantin, hilf mir, o hilf mir!“, scholl es verzweifelt zurück.

Gellendes Hohnlachen Samys antwortete. Er verschwand in der Dunkelheit. Dies alles währte nur wenige Minuten.

Aber schon war ich am Verschlage, schwang mich auf das zunächst stehende Pferd, es schien dasjenige des toten Gepäckträgers zu sein und demjenigen Samys an Wert nicht nachzustehen und sprengte dem Flüchtlinge nach.

Achmed hatte keinen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren und folgte meinem Beispiele.

Das brave Tier, auf welchem ich saß, tat sein Möglichstes. Wie im Fluge schoß es auf dem weichen Sande des Ufers dahin, kaum den Boden berührend.

Schon sah ich Samy wieder vor mir. Da wandte sich derselbe während des Reitens, zog den Revolver und drückte auf mich ab. Bei seinen Bewegungen beugte ich mich blitzschnell auf den Hals des Pferdes. Die Kugel pfiß weit neben mir vorüber. Lautlos, unbeirrt galoppierten wir vorwärts. Zu schießen dürfte ich nicht wagen, um nicht Elisabeth zu treffen.

Immer geringer wurde die Entfernung, da der Hengst mit der doppelten Last nicht so schnell vorwärts konnte. Nur fünf Schritte trennten mich noch von Samy.

Ich mußte suchen, ihn zwischen mich und das Wasser zu bringen, da das Ufer jetzt ziemlich hoch über dem Wasser lag, und eine Flucht nach dieser Richtung hin unmöglich war.

Der nächste Satz meines Pferdes mußte mich an seine Seite bringen.

Samy sah nochmals nach mir und den mir folgenden Achmed. Ein Ausdruck lag in seinen Zügen, welcher mich erschreckte. Es war Angst, Haß, Wut und doch auch wieder Entschlossenheit darin zu lesen. Was mochte in diesem Manne jetzt vorgehen?

Plötzlich riß er heftig an dem Zügel. Hochauf bäumte sich der Hengst. Er warf ihn mit dem Kopfe nach dem Wasser herum.

In diesem Augenblick schoß mein Tier vorbei. Ich konnte die auf dem Rücken Samys hängende Jacke erfassen. Ein heftiger Ruck — — —, die Jacke blieb in meinen Händen — — — Samy aber setzte in weitem Bogen mit seinem Hengste von dem steilen Ufer hinab in das Wasser.

Der doppelte Aufschrei von Elisabeth und Achmed vereinigten sich mit dem

Triumphierenden Gelächter Samys, aus welchem jedoch auch wilde Verzweiflung klang, — — — ein dumpfes Aufschlagen folgte, und hoch aufspritzten die dunklen Wasser unter uns.

Zitternd standen unsere Tiere. Entsetzt sahen wir uns an.

Da der Mond unterdessen aufgegangen war, konnten wir die ganze Wasserfläche überblicken. Sie war lang, aber schmal.

Wir sahen Samy mit seiner Beute auf dem Hengste schon inmitten des Sees schwimmen. Er suchte das gegenüberliegende Ufer zu erreichen.

„Ihm nach!“, schrie Achmed. „Sucht den See zu umreiten, das Ende desselben scheint nicht mehr weit zu sein. Ich folge ihm“

Mit dem Rufe „Gott stehe mir bei!“ gab er dem Pferde die Sporen und sprang Samy nach.

Gerade als sich das Wasser über ihm schloß, kam Link herbei, unsere Pferde mitführend. Ich deutete schweigend auf die Wasserfläche.

Da tauchte Achmed wieder auf.

Sobald ich die Gewißheit hatte, daß er unverletzt war, gab ich Link einen Wink, mir zu folgen, und wir suchten nun in größter Eile das andere Ufer auf dem Landwege zu erreichen.

Das Glück war uns günstig. Bald flachten sich die Ufer ab, der See wurde seichter, und an einer Stelle schob sich das Land weit in das Wasser vor. Dies benützten wir und schwammen hindurch.

Nun schnell zur Stelle wo Samy landen mußte oder schon gelandet war.

Fast hätte ich einen Jubelruf ausgestoßen, als ich bemerkte, daß sich derselbe noch immer im Wasser befand, da ihn Elisabeth durch ihr Sträuben sehr beschäftigte, weshalb er nicht so schnell vorwärts kam.

Achmed war ihm schon nahe gerückt. Wir drängten unsere Pferde schnell zwischen die Bäume, um von Samy nicht bemerkt zu werden und ritten ziemlich weit vor.

Der Räuber hatte keine Zeit, darauf zu achten, er wählte uns auch noch nicht am Platze.

Wir sprangen ab. Gebückt vorwärts eilend, befanden wir uns bald Samy gegenüber und legten uns platt auf den Boden, um ihn zu überraschen.

Die Ufer waren hier flach, so daß das Pferd ohne Mühe aus dem Wasser konnte.

Schon hörten wir es mächtig schnauben und keuchen. Es schien sehr ermattet. Da tauchte der Kopf des Hengstes und gleich darauf der Samys auf. Elisabeth lag jetzt quer über dem Sattel.

Triefend und schnaubend stand das Tier direkt vor uns. Es zitterte an allen Gliedern, wahrscheinlich witterte es uns.

Samy sah dies alles nicht, er fühlte sich sicher. Mit seinem höhnischen Grinsen sprang er ab, nahm aus der Brusttasche eine Blechbüchse mit Patronen und lud den Revolver.

Ah, kaltblütig wollte er jetzt Achmed, welcher im Wasser immer näher kam, niederschießen.

Elisabeth hatte dies alles mit angesehen. Nun schrie sie angstvoll aus:

„Konstantin, rette dich, er wird dich töten!“

Deutlich hörte ich jetzt Samys Worte, welche vor Aufregung heiser waren:

„Erst ihn und dann, wenn die andern Hunde nachkommen sollten, auch Dich! Lebend erhalten sie Dich nicht zurück!“

Er hob die Waffe, da sprang Link, welcher auf seiner Seite lag, empor und umschlang ihn von rückwärts mit seinen kräftigen Armen.

Ich erhob mich ebenfalls, und um das Pferd herumspringend, welches zwischen mir und ihm stand, schlug ich von vorne kommend den Arm Samys in die Höhe.

Der Schuß krachte, aber unschädlich ging die Kugel in die Lüfte. Dann riß ich ihm die Waffe aus der Hand. Samy war ein ungemein kräftiger Mensch mit sehnigem Körperbau und machte uns beiden zu schaffen. Wir stürzten alle drei. Ich schlug dabei hart mit dem Kopfe auf einen Stein, welcher Schmerz mich in eine förmliche Raserei versetzte. Ich sprang empor und schlug nun blindlings auf Samy ein, welcher sich wieder aufgerafft und von Link losgerissen hatte, bis er stöhnend zusammenbrach.

Als Achmed das Ufer erreichte, waren wir schon mit dem Fesseln Samys beschäftigt, auf welches wir große Sorgfalt legten. Daher konnte sich Achmed sofort seiner Schwester widmen, und ich bemerkte, wie sie innig umschlungen im Grase saßen. Die übergroße Nervenanspannung hatte eine Erschlaffung herbeigeführt. Sprechen konnten sie noch nicht, sondern beide weinten still vor sich hin.

Link aber sprach immerfort mit Samy, während derselbe von uns auf ein Pferd gebunden wurde. Samy verstand ja die deutsche Sprache, wie er in Konstantinopel bewiesen hatte.

„Drücken Dich vielleicht die Stricke, mein Söhnchen?“, fragte Link zärtlich, während er dieselben immer fester zusammenzog. „das hat weiter nichts zu sagen, die Schmerzen gehen vorüber, und bald wirst Du so ein prächtiges Schnürchen um Deinen Schwanenhals bekommen!“

Samy achtete gar nicht auf seine Reden.

Link fuhr unbeirrt in gemütlichem Tone fort: „Du glaubst mir wahrscheinlich nicht, Freund Salami oder Samy, wie Du Dich zu nennen beliebst, oder hast Du Hoffnung, unserer liebenden Fürsorge bald entrinnen zu können? Vielleicht gar von mir als Eunuche meines zukünftigen Harems angestellt zu werden? Ja? Wie? Das wäre etwas für Dich. Da könntest Du mir eine Frau nach der andern gemütlich entführen, du Teufelskerl.“

Unter solch drolligem Geplauder hatten wir Samy endlich genügend befestigt, und ich wandte mich zu Achmed. Dieser streckte mir schon von weitem die Hand entgegen und rief mit Freudentränen im Auge:

„Sieh da, Elisabeth, dies ist mein Freund, den Du aus meinen Schilderungen schon seit Jahren kennst, als wäret Ihr zusammen aufgewachsen. Nebst Gott haben wir ihm vor allen zu danken, daß Deine Spur gefunden wurde.“

Tapfer drängte ich das verräterische Naß, welches auch mir in die Augen treten wollte, zurück und wehrte lächelnd ab. Lange sah mir Elisabeth, welche das Ebenbild der Traumgestalt in der Nacht von Uschak war, ins Auge. Dann sagte sie mir mit einem innigen Blicke und lieblichem Lächeln ihrer noch blassen Lippen die kleine, wohlgeformte Hand reichend und die meinige fest und herzlich drückend:

„So, ja genau so habe ich mir den lieben Freund meines Bruders vorgestellt. Kein Zug durfte anders sein. Nehmen Sie vorläufig herzlichsten Dank — — —, mein — — — lieber Freund! Darf auch ich so sagen?“

„Mit Freuden begrüße ich dieses Vertrauen“, entgegnete ich, „welches Sie mir dadurch entgegenbringen.“

Wir wurden hier unterbrochen, da Achmed Link herbeigeholt hatte.

„Hier hast Du noch unseren tapferen Reisegefährten Link aus Wien, welcher viel zu Deiner Befreiung beigetragen hat.“

So mutig der gute Link auch beim Kampfe war, derartigen Scenen gegenüber konnte er schlecht standhalten. Er wollte energisch seine Rührung niederdrücken, es gelang ihm aber schlecht, sondern bewirkte nur, daß er eine komische Grimasse zog, schluckte und schluckte, während die Ohren in ihrer Schadenfreude nicht wußten, was sie angeben sollten und förmlich hüpfen. Ja, als Elisabeth den braven Link durch ihr liebreizendes Entgegenkommen und warmen Händedruck noch

mehr in Verlegenheit brachte, führten sie einen wahren Kriegstanz auf.

Jetzt beschlossen wir aufzubrechen, trotzdem der Tag noch fern war und langsam bis zum nächsten Orte zurückzureiten, daselbst zu übernachten und am anderen Tage den Gefangenen bis Uschak zu transportieren.

Wir beeilten uns nicht sehr und schritten, die Tiere am Zügel führend, um den See herum der Hütte zu, wo Elisabeths Pferd noch stand.

Hier erwartete uns der Fremde, welcher die Türe geöffnet hatte, und dessen Augen mit Entsetzen dem ganzen Vorgange gefolgt waren. Ein Glück, daß er unterdessen nicht mit dem Pferde Elisabeths das Weite gesucht hatte, aber es stellte sich heraus, daß er ein friedlicher Händler war und sich auf einer Geschäftsreise nach Uschak befand.

Da Elisabeth sehr ermüdet schien, gaben wir unseren ersten Vorsatz, gleich weiter zu reiten, auf, gönnten uns einige Stunden Ruhe und blieben bis zum Tagesanbruch in der Hütte. Dann ritten wir alle denselben Weg zurück in möglichst langsamer Gangart, um Elisabeths Kräfte zu schonen.

Es war schon am späten Nachmittag, als wir in das Dorf einritten, wo uns sofort eine Anzahl der kräftigen Bewohner umringte.

Als die Menge den Gefangenen sah, schien sie nicht übel Lust zu haben, eine drohende Haltung gegen uns einzunehmen, aber wenige aufklärende Worte Achmeds beruhigte sie wieder.

Wir konnten Elisabeths wegen die Nacht nicht weiter reiten und waren daher auf die Gastfreundschaft der Anatolier angewiesen; denn Gasthäuser gab es hier nicht.

Während Achmed mit den Leuten verhandelte, beobachtete ich in der Menge einen jungen Menschen, welcher sich anscheinend die größte Mühe gab, Samys Aufmerksamkeit zu erregen, indem er sich immer mehr an dessen Pferd herandrängte. Er wurde von Samy nicht bemerkt, oder dieser konnte sich derartig beherrschen, daß er ganz gleichgültig dreinschaute.

Inzwischen war Achmed zum Abschlusse gekommen, aber nicht ganz nach unserem Wunsche; denn wir konnten kein gemeinsames Quartier beziehen, sondern mußten je zwei in drei Hütten bleiben, welche allerdings nebeneinander lagen.

Wären wir weiter im Innern gewesen, so hätte ich unter keinen Umständen meine Einwilligung hierzu gegeben und wäre lieber im Freien übernachtet, aber in dieser Gegend sind die Bewohner friedlicher Natur, und es war nichts zu befürchten. Wir einigten uns dahin, daß Achmed mit seiner Schwester, Link und dem Händler und ich mit Samy zusammenblieb.

Dies war mir lieb, und ich folgte einem alten, mürrischen Türken, welcher uns einen Raum in seiner Hütte einräumte. Es entging mir nicht, daß der junge Mensch, welcher meine Aufmerksamkeit schon erregt hatte, in einiger Entfernung folgte.

Vor der mehr als ärmlichen Hütte angekommen, band ich Samy vom Pferde los, hielt ihn aber an meiner Seite fest, bis die Tiere untergebracht waren, und ließ ihn dann vor mir her in die Hütte treten, während ich dicht hinter ihm mit dem Revolver in der Hand ging. Beim Überschreiten der Schwelle blickte er sich plötzlich um und nickte höhnisch grinsend.

Galt dieses Kopfnicken mir oder einer anderen hinter mir stehenden Person?

Vorsichtig und mißtrauisch sah ich mich um. Trotzdem dieses Umschauen nur Sekunden währte, konnte es doch bald mein Verderben sein; denn kaum wandte ich den Kopf, so erhielt ich einen gewaltigen Stoß vor die Brust, so daß ich zurücktaumelnd niederstürzte.

Samy hatte die Gelegenheit wahrgenommen, um mir mit seinem Kopfe gegen die Brust zu rennen, während er seinen Fuß auf den meinen setzte. So komme man leicht zu Fall, und er erreichte auch seine Absicht.

Glücklicherweise verlor ich die Kaltblütigkeit nicht und erfaßte mit beiden Händen Samys Bein, als er über mich davonestürmen wollte. Er fiel mit der Stirn auf den Boden, da seine Hände gefesselt waren. Dessenungeachtet blieb er bei voller Besinnung, schlug mit den Beinen wild um sich und suchte mich zu beißen, dabei die gräßlichsten Flüche ausstoßend.

Dies geschah alles so schnell, daß der Wirt gar nicht zu Hilfe kommen konnte, wenn er überhaupt gewollt hätte. Aber dies schien nicht der Fall zu sein. Er kam erst in Bewegung, als ich ihn ziemlich barsch aufforderte, den Gefangenen mit ins Haus zu tragen, nachdem es mir gelungen war, Samy die Füße zu binden.

Wir erhielten einen kleinen, völlig kahlen Raum zur Verfügung gestellt, welcher jedenfalls nicht das Staatszimmer dieser Hütte war. Der Boden bestand wie gewöhnlich aus festgestampftem Lehm und war mit einigen zerfetzten Matten bedeckt.

Da Samy, welcher vor Wut schäumte, daß sein Anschlag mißglückt war, nicht aufhören wollte zu toben, drängte ich ihm einen Knebel in den Mund. Er befand sich an der dem Eingange gegenüberliegenden Wand. Eine andere Öffnung als die Türe und ein durch die Decke ins Freie führendes Loch gab es nicht in dem Raume.

So konnte ich vor einer Flucht Samys sicher sein, wenn ich mich quer vor den Ausgang legte. Überdies war derselbe derart gebunden, daß er sich kaum zu rühren vermochte; ein Lösen der Fesseln kam daher nicht in Betracht.

Bei der Übermüdung, welche durch die Strapazen und die vorhergegangene schlaflose Nacht sich bei mir geltend machte, verspürte ich keinen Hunger, sondern zog die Ruhe vor und machte es mir so bequem wie möglich.

Bald umgaukelten mich die schönsten Träume. Ich sah mich in Indien. Link und ich waren bei einem indischen Fürsten eingeladen. Zwanzig junge, schöne Mädchen von reizender Gestalt führten mit graziösen Bewegungen einen Tanz auf.

Links Augen strahlten, — — — sein Gesicht glühte, — — — — die Ohren wackelten, — — — er sprang begeistert auf, — — — — stürzte sich mitten unter die Mädchen und führte, abwechselnd mit dem linken und dann mit dem rechten Beine stampfend, dazu mit dem Kopfe nach allen Seiten nickend, den Tanz eines Verrückten auf. —

Meine Gedanken verwirrten sich wieder. Dann tauchte vor mir in klaren Umrissen ein indischer Tempel auf. Leises Gemurmel traf mein Ohr, es schien aus dem Innern des Tempels zu kommen.

Plötzlich sah ich Link in gravitatischer Haltung als Priester aus dem Tempel treten. Er führte an seiner Hand eine häßliche alte Indierin, welche hinkte, und deren Gewänder vor Schmutz starrten. Vergnügt schmunzelnd stellte er mir dieses Muster aller Hexen als meine zukünftige junge Frau vor.

Das furchtbare Weib öffnete den zahnlosen Mund, aus dem ein Geruch kam, — huh, der mir das Atmen unmöglich machte, breitete ihre dünnen Arme weit aus und umfing mich, um mir einen Kuß zu geben.

Mich überlief ein kalter Schauer, ich wurde rasend vor Wut, wollte dem dämonischen Weibe samt dem unseligen Link das Genick brechen und versuchte vor allem, die riesenhafte Mundöffnung von mir wegzudrängen.

Aber was war das? Ich konnte meine Arme nicht bewegen, der Druck um meinen Körper wurde immer stärker, ich schrie auf und — — — erwachte.

Tiefe Finsternis um mich herum, das Gemurmel tönte noch an mein Ohr, und auf mir lag in Wirklichkeit ein Körper, welcher mich fest umschlungen hielt.

Ich wollte aufspringen, wurde aber sofort von einer zweiten Person zurückgerissen und vereint mit dem mich Festhaltenden nach allen Regeln der Kunst geschnürt, während mir zu gleicher Zeit ein Tuch um den Mund gebunden wurde.

Das alles spielte sich ziemlich lautlos im Dunkeln ab.

Plötzlich hörte ich Samys Stimme dicht neben mir:

„Giaur! Vor Dir werde ich mir Ruhe verschaffen.“

Unterdrückter Grimm lag in dem Tone. Die Sekunde darauf fühlte ich einen heftig brennenden Schmerz im linken Oberarme. Samy hatte mit einem Messer zugestoßen, war aber von seinen beiden Befreiern noch im rechten Augenblick zurückgerissen worden und hatte so nur den linken Arm anstatt die Brust getroffen.

„Bist Du von Sinnen, Samy?“, raunte eine Stimme. „Willst Du Dir aufs neue die ganze Bande auf den Hals hetzen? Danke Allah, daß Du frei bist, und verliere keine Zeit zur Flucht!“

Soviel ich unterscheiden konnte, zerrten sie Samy zur Tür hinaus.

Noch im Fortgehen zischte letzterer:

„Warte, Hund, unsere Wege kreuzen sich noch einmal und dann — — dann — —“

Mehr hörte ich nicht. Die Schritte entfernten sich eilig. — —

Der Schmerz an meinem Arm nahm stetig zu, ich fühlte das Blut rinnen, konnte mich aber nicht rühren. Bald überkam mich große Mattigkeit. Schwer fielen meine Augenlider herab. — — —

Als ich erwachte, sah ich Achmed, Link und den Händler nebst meinem Wirt um mich herumstehen, während Elisabeth sich über mich beugend, eifrig meine Stirne mit einer scharfen Flüssigkeit rieb.

Man hatte mich aus meiner kläglichen Lage befreit und ich ruhte weich gebettet auf einigen Fellen. Die Wunde war gewaschen und verbunden. Ich hatte zwar viel Blut verloren und war dadurch etwas geschwächt, aber sonst schien der Stich ungefährlich und sichtlich kehrten meine Kräfte zurück.

Elisabeth hatte Tränen in den Augen und drückte mir schweigend, aber innig die Hand.

Link dagegen gab lärmend seiner Freude Ausdruck:

„Servus, Effendi!“ rief er, „ist Ihre Seele wieder zurück von der Wanderung? Ich glaube schon, der vortreffliche Samy hätte dieselbe mitgenommen, um sich Ihrer Freundschaft zu versichern.“

„Der Teufel hole Samy und seine ganze Sippschaft!“, erwiderte ich mißmutig, indem ich mich zu erheben suchte, was mir auch ganz gut gelang.

Ich fühlte mich stark genug, um bis Uschak weiter zu können, und drängte zum Aufbruche; denn mir lag vor allem daran, Elisabeth in Sicherheit zu bringen.

Als wir in Uschak anlangten und Barthel aufsuchten, was dessen Freude sehr groß. Er ließ es sich nicht nehmen, uns für Abend einzuladen, und wir mußten alle bei ihm speisen, ausgenommen der Händler, welcher seinen eigenen Geschäften

nachging.

Elisabeth hatte sich mit liebevoller Sorgfalt meiner angenommen, und ich fühlte mich kräftig genug, am nächsten Tage zu einem Streifzuge nach Samy und den in dem bei diesem gefundenen Briefe erwähnten Hussein aufzubrechen.

Achmed wußte noch nichts davon, ebensowenig Link. Beide waren fest überzeugt, daß ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge in ihrer Begleitung nach Smyrna und von dort nach Konstantinopel zurückkehren würde.

Ich hob mir die Bekanntgabe meines Entschlusses aber bis kurz vor der Abreise auf, um unnötigen Bitten aus dem Wege zu gehen.

Elisabeth hatte am Tage während unseres Rittes nur in kurzen Sätzen ihre Leidensgeschichte erzählt, deshalb bat ich sie nun am Abend, als wir uns bei Barthel das Essen schmecken ließen, möglichst ausführlich zu wiederholen, wie sie in die Hände der Entführer gekommen war.

Ein leiser Schauer überlief ihre schlanke Gestalt, als sie begann:

„Die ganze Sache läßt sich, so inhaltsschwer dieselbe auch ist, mit wenigen Worten sagen.

Eine Jugendgespielin von mir, welche den gleichen Vornamen trägt, ist seit drei Jahren bereits in Smyrna als Erzieherin. Es ging ihr den Berichten nach sehr gut und ich beschloß, sie bei meiner Durchreise zu besuchen.

Unser Wiedersehen gestaltete sich zu einem Freudenfeste. Meine Freundin hatte seit sechs Tagen ihre Stellung verlassen und den Posten einer Lehrerin der deutschen Sprache in einem Privathause in Konstantinopel angenommen, welche sie in zwölf Tagen antreten mußte.

So konnten wir einige Zeit in Smyrna verleben und dann den gleichen Dampfer nach Konstantinopel benützen. Dort wollten wir natürlich oft zusammenkommen.

Die ersten zwei Tage gingen ohne den Zwischenfall vorüber. Wir besuchten alle Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Ich schrieb meinem Bruder nach Konstantinopel jeden Tag eine Karte.

Den dritten Morgen jedoch erhielt meine Freundin eine kurze Einladung von dem Vater ihrer zukünftigen Zöglinge, welcher sich zufällig einen Tag in Smyrna aufhielt, nach seinem Hotel zu kommen, da er sie gerne einmal sprechen möchte.

Wir hatten für diesen Tag gerade einen kleinen Spaziergang vorgenommen, deshalb kam uns dieser Bescheid sehr ungelegen; aber Elisabeth schlug vor, beides zu verbinden. Darum begaben wir uns zusammen auf den Weg und standen kurz

darauf in einem Empfangszimmer des Hotels.

Auf unsere Anmeldung hin erschien ein elegant gekleideter junger Mann, welcher sich in fließendem Deutsch als Privatsekretär des Herrn Nikrasso vorstellte und bedauerte, daß sein Prinzipal zu einem Geschäftsfreunde wegen dringender Erledigung einiger Differenzen gegangen war. Da die Abreise jedoch noch heute erfolgen sollte, lasse er das Fräulein bitten, ihn in dem Hause des Herrn Makri aufzusuchen, nur damit er wenigstens einige Minuten mit ihr sprechen und verschiedene Winke in betreff ihrer zukünftigen Tätigkeit geben könne. Er wäre im Begriffe, eine größere Reise zu unternehmen, und deshalb bei ihrem Antritte nicht in Konstantinopel.

Der Sekretär bot sich uns als Führer an. Er ließ ein Geschirr kommen, und wir hielten nach einer Fahrt von vielleicht vierzig Minuten vor einem großen Gebäude, dessen Türe sofort nach Vorfahren des Wagens geöffnet wurde. Uns blieb nicht einmal Zeit, zu sehen, in was für einer Gegend wir waren.

Nach einer Minute schon standen wir in einem prächtig ausgestatteten, geräumigen Zimmer. Angenehmes Halbdunkel herrschte hier. Dicke Teppiche machten die Schritte unhörbar, selbst die Worte klangen gedämpft durch das Vorhandensein schwerer, dunkler Vorhänge, welche vor Türen und Fenster angebracht waren. Wohltuende Kühle ging von einem kleinen, mit wohlriechendem Wasser gefüllten Zimmerspringbrunnen aus.

Der Sekretär rollte zuvorkommend einige Polster heran und bar um ein wenig Geduld, er würde uns sofort melden. Nach wenigen Minuten kam er wieder geräuschlos mit dem Bescheide, daß Herr Nikrasso sofort erscheinen würde. Er ließe uns bitten, einstweilen eine Tasse Mokka anzunehmen. Er trat zurück, während eine orientalisch gekleidete, schwarze Dienerin hereinschlüpfte, welche uns auf einem silbernen Tablett zwei Tassen Mokka überreichte. Neben diesen stand noch eine kostbare Karaffe mit Eiswasser und eine prachtvolle, goldene Bonbonniere, mit köstlichem Konfekt gefüllt. Lautlos entfernte sich die Schwarze mit einer Verbeugung.

Wir waren allein.

Tiefe Stille um uns, nur das leise Plätschern des Springbrunnens, dessen durch das parfümierte Wasser ausströmender starker Duft förmlich lähmend auf unsere Sinne wirkte. Der Mokka mußte uns anregen, und wir schlürften mit Behagen den herrlichen Trank, naschten auch einige Bonbons.

Doch die gewünschte Anregung des Getränkes blieb aus. Schwerfälliger wurde mein Gedankengang. Schläfrig blinzeln schauten wir uns gegenseitig an, lehnten uns in die Polster zurück und — — — — weiter kann ich nicht berichten; denn wir waren beide fest eingeschlafen.

Als ich erwachte, befand ich mich mit meiner Freundin in einem ähnlichen Gemache, wie das vorher geschilderte. Ich lag auf einer Ottomane, vor welcher ein altes, schwarzes Weib hockte und mir freundlich grinsend frische Luft zufächelte.

Jäh richtete ich mich auf.

„Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“, rief ich.

Keine Antwort erfolgte.

Meine Freundin ruhte an der gegenüber befindlichen Wand auf einer gleichen Ottomane wie ich, anscheinend fest schlafend.

„Elisabeth! Elisabeth!“, schrie ich nun laut in meiner Angst.

Dieselbe regte sich nicht.

Ich wiederholte meine Fragen an die Schwarze in französischer, dann in englischer Sprache. Nur ein breites Grinsen war die Antwort.

Ich sprang auf, eilte zur Türe. Diese war verschlossen! Ich rüttelte Elisabeth heftig, ich schrie — — tobte — — Alles umsonst!

In stoischer Ruhe folgte die Alte mit ihren gleichgültigen Blicken meinen vergeblichen Anstrengungen.

Verzweifelt warf ich mich zuletzt auf die Ottomane und weinte bitterlich.

Nach einigen Stunden erst schlug meine Freundin die Augen auf. Als sie zur Erkenntnis unserer Lage kam, ging es ihr nicht besser als mir. Sie frug die Schwarze in türkischer Sprache. Doch diese deutete schweigend auf beide Ohren, dazu den Kopf schüttelnd und ihr weißes Gebiß zeigend. Sie war also taub oder stellte sich so.

Ich untersuchte meine Taschen. Es war mir nichts genommen, nur eine Postkarte, welche ich an meinen Bruder geschrieben und noch nicht nach der Post getragen hatte, fehlte.

Wir harrten vergebens, daß uns jemand Aufklärung geben sollte.

Die Speisen, deren Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, wurden durch eine kleine Öffnung hereingeschoben. Dieselben blieben von uns die ersten Tage unberührt, bis sich der Hunger zu sehr geltend machte und wir uns ein wenig in das Schicksal ergeben hatten.

Mir tat mein armer Bruder leid; denn ich wußte, wie sehr er sich sorgen würde.

Es verging ein Tag nach dem anderen. Tränen hatten wir keine mehr.

Eines Morgens jedoch kamen zwei Herren, deren einer uns in französischer Sprache berichtete, sie seien von der Regierung und wollten uns befreien. Er fragte nach den Namen, welche der andere notierte, und erklärte dann, daß alles seine Richtigkeit habe. Von meinem Bruder sei die Behörde auf die Entführung aufmerksam gemacht worden, und nur den eifrigen Bemühungen der Behörde sei es zu verdanken, daß man die Spur gefunden und das Verbrechen aufgedeckt habe.

Mit ausgesuchtester Höflichkeit bat er uns, daß wir uns reisefertig machen und ihn begleiten sollten; denn er halte es für seine Pflicht, uns nicht zu verlassen, bis wir wohlbehalten in Sicherheit seien. Er zeigte einen Brief, der von meinem Bruder war, in welchem derselbe bat, man möge mich auf seine Kosten unter sicherem Schutze bis Uschak bringen, wohin er entgegenkommen würde.

Da ich die Handschrift Achmeds bestimmt zu erkennen glaubte, zweifelte ich keinen Augenblick an der Wahrheit der Angaben. Meine Freundin wollte jedoch noch einmal in ihre alte Wohnung, trotzdem der Herr versicherte, alles Gepäck sei schon nach dem Bahnhofe gebracht, was ja wahrscheinlich sein konnte, da wir unsere sämtlichen Sachen reisefertig geschnürt hinterlassen hatten.

Mit Widerstreben willigte der Beamte ein. Er gab seinem Begleiter den Befehl, zwei Wagen zu besorgen, und dieser entfernte sich, um kurze Zeit darauf deren Ankunft zu melden.

Meine Freundin küßte mich noch herzlich mit der Versicherung, sich in der Wohnung nicht lange aufhalten zu wollen, sondern noch rechtzeitig auf dem Bahnhofe zu erscheinen, und wir trennten uns, um uns bis heute noch nicht wiedergesehen zu haben.

Am Bahnhofe war mein Gepäck wirklich zur Stelle, und ungeduldig erwartete ich die Rückkehr meiner Freundin. Die Abfahrt rückte heran, wir mußten einsteigen, Elisabeth aber kam nicht.

Im letzten Augenblick erschien in größter Eile ihr Begleiter mit der Entschuldigung, dieselbe hätte noch einige Briefe vorgefunden, welche sie noch erledigen müßte. Deshalb würde sie direkt nach Konstantinopel kommen und mich dort aufsuchen.

Ich hatte eine Frauenabteilung erster Klasse für mich und konnte nun meinen Gedanken recht nachhängen. Die Freude über meine Befreiung und auf das Wiedersehen mit meinem Bruder herrschte natürlich vor. Doch immer drängte sich mir Zweifel auf.

Warum war mein Bruder nicht selbst gekommen, um mich zu holen? Wie ich ihn kannte, würde ihn nichts von der persönlichen Beteiligung bei den Nachforschungen abgehalten haben. Dagegen aber sprach wieder der Brief, welcher von ihm herrühren mußte; denn ich hatte deutlich seine Handschrift

erkannt.

Unter dem Einflusse dieser hin— und herstreitenden Gefühle kamen wir in Uschak an, wo mir der Beamte wieder einen Wagen besorgte und mich zu einem angeblichen Geschäftsfreunde meines Bruders führte, bei welchem ich eine ganz annehmbare Unterkunft fand.

Hier verabschiedete sich einer der Herren, welcher bisher immer mit mir gesprochen hatte. Nur der andere, welchen eine etwas schiefe Nase kennzeichnete, schien zu bleiben.

Bis dahin war noch keiner mit Namen gerufen worden, jetzt aber hörte ich, daß der Geschäftsfreund Samy genannt wurde.

Samy kam am nächsten Morgen mit einem zweiten Briefe Achmeds, welcher soeben eingetroffen sein sollte und worin er mitteilte, daß seine Ankunft jedenfalls in drei Tagen erfolgen würde. Sollte ich unterdessen schon in Uschak sein, so könnten wir ihm ja die Freude machen, einige Stunden bis zu dem nächsten Orte entgegenzureiten.

Ich erkannte Achmeds Geschäftsbriefbogen und dessen Schrift, wodurch nun auch der letzte Verdacht gehoben wurde.

Mit einem kleinen Spazierritte erklärte ich mich gerne einverstanden, und so brachen wir am nächsten Morgen zeitig auf.

Es war noch dunkel, und mir fiel es auf, mit welcher Vorsicht aus der Stadt geritten wurde. Die Pferde hatten die Hufe umwickelt. Bald schlossen wir uns einer Truppe Händler an, welche ihre Kamele gerade zum Aufbruche rüsteten.

Im Laufe des Tages schöpfte ich aus dem Benehmen Samys einen unbestimmten Verdacht, und mir wurde recht ängstlich zu Mute.

In dem Wäldchen nun begannen Samy und sein Begleiter, der unterwegs zu uns gestoßen war, mit den Händlern einen Streit und blieben zurück. Kaum waren letztere außer Hörweite, so änderten die beiden ihr Benehmen gegen mich und befahlen mir, ihnen zu folgen. Ich wollte mein Pferd wenden und fliehen, aber sofort hatten sie mich erfaßt, gebunden und nahmen mein Tier in die Mitte.

Nach kurzer Zeit befand ich mich in der Hütte, in welcher Ihr mich gefunden habt.

Das Weitere ist ja genügend bekannt.

Meine Gefühle wiederzugeben, welche ich in dem Augenblick hatte, als mich Samy mit roher Gewalt in der Hütte aufriß, zu meinem Pferde schleppte, als ich dann, vor ihm auf dem Sattel liegend im Davonsprengen meinen lieben Bruder erkannte, und namentlich auch als Samy mit seinem Tiere den grausigen Sprung in

die Tiefe unternahm, ist ganz unmöglich.“

Bei diesen Erinnerungen fuhr sie erschauernd zusammen, und ihre Tränen ließen sich nicht länger zurückhalten. Achmed dagegen saß finster brütend da, seine Hände ballten sich zeitweise krampfhaft zu Fäusten. Die Lippen biß er während Elisabeths Erzählung fast blutig. Links Interesse bekundete zur Genüge die Beweglichkeit der Ohren sowie das besorgniserregende Sträuben seines Schnurrbartes.

Minutenlanges Schweigen folgte nach dem Berichte Elisabeths. Endlich brach Achmed dasselbe mit den Worten:

„Noch ist das Spiel nicht aus, ich werde die Sache weiter verfolgen, den Schurken soll ihr Lohn nicht vorenthalten werden!“

„Gewiß nicht!“, rief ich, diese Gelegenheit benützend. „Ich werde mich morgen gleich nach Eurer Abreise auf den Weg machen und unseren lieben Freund Samy sowie den noch in märchenhaftes Dunkel gehüllten Hussein ausfindig zu machen suchen. Hoffentlich habe ich Glück!“

Jetzt ging aber ein Tumult los.

„Bist Du von Sinnen?“, rief mir Achmed zu. „Du sollst Dich jetzt bei mir in Konstantinopel erst unter der Pflege meiner Schwester von den ausgestandenen Strapazen und Gefahren erholen. Ich glaube, Ruhe ist uns allen zu gönnen.“

Dies brachte mich selbstredend nicht von meinem Entschlusse ab, hatte ich doch diesen Protest vorausgesehen. Gelassen, aber bestimmt erwiderte ich:

„Lieber Achmed, Du weiß sehr gut, daß große Anstrengungen, das Bestehen von Gefahren meinen Körper nur stählen und daß Letzterer sehr widerstandsfähig ist. Ebensowenig habe ich die Folgen kleiner Verwundungen zu fürchten. Also ist Dein Vorwand hinfällig. Ich dagegen begründe meine Weiterreise damit, daß nicht nur Dir und mir, sondern der ganzen Menschheit gedient ist, wenn ich nicht nachlasse, bis ich den Mädchenräubern das Handwerk gelegt habe. Wieviele Familien mögen diese Verworfenen schon unglücklich gemacht, wie viele arme, unschuldige Mädchenherzen gebrochen haben? Wie viele verzweifelte Gebete solcher Unglücklichen, denen die Ehre geraubt werden sollte, oder solchen, denen sie schon geraubt wurde, mögen zum Himmel gesandt sein, damit diesem Treiben Einhalt getan wird? Wäre es nicht verdammenswert, wenn ich mich träge der Ruhe hingeben wollte, wo mir die göttliche Vorsehung förmlich alles in die Hände giebt, unter diesen Schurken aufzuräumen? Bin ich nicht auf dem besten Wege, diesen Hussein, wahrscheinlich die geheime Triebfeder des ganzen lichtscheuen Unternehmens, in seinem Verstecke zu entdecken? Vor allem aber auch dies: Schmachtet nicht vielleicht noch die Freundin in den Händen dieser Leute? Achmed! Achmed! Es kann Dein Ernst nicht sein, mir von der Weiterreise

abzuraten! Ich weiß sogar genau, daß Du nicht säumen würdest, Dich mir anzuschließen, wenn Du nicht die Pflicht hättest, bei Deiner Schwester zu bleiben! Also rede mir nichts mehr davon!“

Nur zögernd wandte Achmed noch ein:

„Aber die Gefahren — — —?“

„Gefahren? Achmed, ich kenne Dich nicht mehr. Du wärest der erste, der alle Gefahren mißachtete und selbst sein Leben einsetzte, wenn es gilt, das Anderer zu retten. Überdies stelle ich es Link frei, mich noch eine Strecke zu begleiten; er hat ja bewiesen, daß er ein nicht zu verachtender Kämpfer und sehr angenehmer Gefährte ist.“

Achmed wagte keinen Einwand mehr.

Während meiner Rede hatte sich Elisabeths Antlitz mehr und mehr gerötet, edle Begeisterung strahlte aus ihren Augen, mit denen sie mich dankerfüllt ansah. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, indem sie mehr hauchte als sprach:

„O, daß ich ein Mann wäre!“

In diesem einen Satze lag volle Anerkennung meiner Worte. Mit einem warmen Händedruck dankte ich ihr.

Link dagegen hatte mit den Blicken meine Worte förmlich von den Lippen gesogen. Als ich aber zum Schlusse erwähnte, daß er mitreisen könne, stieß er einen hellen Jauchzer aus, sprang wie elektrisiert in die Höhe und wirbelte mich fest im Kreise herum.

Endlich wurde Ruhe und ich fuhr fort:

„Überdies, bei rechter Überlegung ist es besser, ich fahre nochmals mit bis Smyrna und suche die Spur der Erzieherin aufzunehmen. Lange will ich mich dabei nicht aufhalten, sondern darf Samy und Hussein nicht zu Atem kommen lassen. Was bürgt mir übrigens dafür, daß das Mädchen nicht noch in Smyrna weilt?“

Ich überschaue die Lage ziemlich klar. Meiner Ansicht nach war es im Anfang nur auf die Erzieherin abgesehen, welche durch ein fingiertes Engagement gelockt wurde. Bei derartigen Abschlüssen scheint ein ganzer Apparat zu arbeiten. Denn Samy engagiert von Konstantinopel aus unter falschem Namen, und Serkis läßt die Opfer in Smyrna verschwinden. Daß Achmeds Schwester gerade zu dieser Zeit anwesend war, bildete für die Leute kein Hindernis, sondern sie sahen es als eine angenehme Beigabe an. Bei Durchsuchung Elisabeths fanden sie die geschriebene Karte, wodurch sie Kenntnis von Achmeds Adresse und der bestehenden Verwandtschaft erhielten. Achmeds Schritte wurden daraufhin überwacht, damit er keinen Schaden anrichten konnte. Die Briefe, welche man Elisabeth vorwies,

waren natürlich auf geschickte Weise gefälscht, um sie ohne Mühe von Smyrna wegzubekommen, da ihnen daselbst der Boden zu heiß wurde. Ich bin überzeugt, daß verschiedene Zwischenpersonen keine Ahnung von dem wirklichen Zusammenhänge haben, wie z. B. Osman in Uschak hier. Derselbe wird von Samy getäuscht worden sein. Schlau genug sind diese Herrn dabei zu Werke gegangen; denn Elisabeth kann uns nicht sagen, in welchem Hause man sie gefangen hielt, ja nicht einmal, in welcher Gegend. Ich glaube fest, daß am Tage der Entführung der Wagen erst unter vielen Umwegen kreuz und quer gefahren wurde, und der Kutscher jedenfalls die vierzig Minuten zu einem Weg von kaum zehn Minuten gebraucht hat. Ebenso bei der Fahrt nach dem Bahnhofe. Steckt also Serkis mit dahinter, so wird er schwer zu fassen sein; denn in seinem Hause hat er Elisabeth unter keinen Umständen gehalten, dazu ist er zu vorsichtig.

Doch wollen wir dies Thema heute lassen, wir sitzen ja hier nicht am Beratungsfeuer. Ich fahre morgen früh mit nach Smyrna, wo wir uns trennen. Deshalb ist es besser, schon unserem Gastgeber zu Ehren, den ernsten Ton fallen zu lassen und von etwas anderem zu sprechen. Ich schlage vor, wir erzählen uns einige Erlebnisse aus der Vergangenheit, Jagdgeschichten oder ähnliches.“

„Einverstanden!“, rief Achmed. Auch die übrigen stimmten lebhaft zu.

Unser Gastgeber, Barthel, räusperte sich und schien etwas sagen zu wollen, setzte aber immer wieder ab. Endlich begann er:

„Ich erlebte vor vielen Jahren eine nette Geschichte, von welcher ich bisher noch nie gesprochen habe und eigentlich auch nicht gern spreche, aber heute will ich sie doch auftischen.

Im Jahre 1891 fuhr ich einigemal mit dem Orient—Expreßzug von Paris nach Konstantinopel und umgekehrt. Ich hatte, wie bereits früher angedeutet, durch Schurkenstreiche eines Schweizer Bankiers Schiffbruch gelitten und mußte mehrere Jahre ein ziemlich bewegtes Leben führen. In diese Zeit fällt auch meine Tätigkeit bei dem Orient—Expreß.

Es war in einer wunderschönen Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni; wir kamen von Konstantinopel und befanden uns zwischen Sinekli und Tscherkeskiöi. Ich befand mich im Gepäckwagen direkt hinter der Maschine, wo ich einige Arbeiten für mich verrichtete. Da meine Müdigkeit immer mehr zunahm, sah ich nach der Uhr und wollte schlafen gehen. Es war genau 1 Uhr 45 Minuten.

Ungefähr fünf Minuten später stand ich im Begriff, den Wagen zu verlassen, als plötzlich ein fürchterlicher Stoß erfolgte, der Boden wankte unter mir, ich wurde von einer Seite zur andern geschleudert und sah noch, wie sich die rechte Seite des Wagens hob und derselbe umstürzte.

Tiefe Finsternis umgab mich sofort. Natürlich hatte sich dies alles in wenigen

Sekunden abgespielt. Glücklicherweise war ich nicht verletzt und suchte aus dem Wagen zu kommen.

Da fielen Schüsse, während heftiges Geschrei die Luft erfüllte. Endlich hatte ich mich hinausgearbeitet. Ich sah, daß der Schienenstrang vor mir aufgerissen war. Die Lokomotive, der Tender sowie zwei Gepäckwagen lagen entgleist und umgestürzt. Die Maschine hatte sich tief eingegraben und lag vor mir wie ein zu Tode verwundetes Ungeheuer. Das Ganze bot mitten in der Nacht ein Bild schauerlicher Verwüstung.

Plötzlich sah ich einen wild und verwegen aussehenden Mann. Er trug türkische Kleider. Die Beine mit Pelzen umschnürt, den Gürtel strotzend von Waffen, den Turban etwas zurückgeschoben, stand er mit schußbereitem Gewehre vor mir, während ein ihm über den Rücken hinunterhängendes, großes Fell phantastisch im Winde hin und her wehte. Seine schwarzen Augen blitzten mich drohend an.

Da tauchte ein zweiter auf und untersuchte in größter Seelenruhe meine Taschen nach Waffen, nahm mir aber nichts ab, weil ich solche nicht führte.

Kein Wort wurde gewechselt. Schweigend deutete der eine Räuber nach Beendigung seiner Arbeit nach einer Gruppe Menschen, worin ich beim Näherkommen eine Stangesche Reisegesellschaft erkannte, welche im Abteil erster Klasse untergebracht war. Um Sie herum standen einige Räuber in gleicher Tracht wie vorher geschildert. Ich zählte deren acht.

Der Anführer war, wie ich später erfuhr, Athanasios, welcher in den Zeitungen viel von sich reden machte.

Sorgfältig wurde nun von seinen Untergebenen die Plünderung vorgenommen. Dann erklärte Athanasios, er müsse mehrere Reisende als Pfand für ein Lösegeld beanspruchen, welches 200.000 Franken betragen sollte.

Als diese Geiseln erwählte er die deutschen Herren Maquet aus Liegendorf, Gräger aus Berlin und Kotzsch aus Zörbig. Als Dolmetscher wurde Maschinist Freudiger mitgenommen. Ein Herr Israel aus Berlin erhielt den Auftrag, nach Konstantinopel zurückzufahren und das Lösegeld von da nach Kirkilissa zu beordern. Dort sollte Freudiger den Betrag holen und zu einem Stelldichein mit den Räubern bringen.

Athanasios fügte noch die Drohung bei, daß er sofort sämtliche Geiseln erschießen lassen werde, wenn er such nur das geringste Zeichen eines Verrates merkte. Sollte es der Regierung einfallen, Militär oder unberufene Personen mitzusenden, so werde er die Exekution sofort vollziehen.

Ein kurzer, scharfer Pfiff von Athanasios ertönte und gleich darauf tauchten aus einem Hinterhalte noch zwanzig bis fünfundzwanzig Mann auf, welche die Gefangenen umzingelten und mit sich fortführten. Ich blieb bei Freudiger.

Athanasios rief uns noch zu: „Beeilt Euch!“, und auch er war verschwunden.

Dieser Überfall wird Ihnen nicht unbekannt sein; denn die Zeitungen haben genug darüber geschrieben. Das Lösegeld wurde von der Regierung prompt und bedingungslos gezahlt.

Ich selbst war mit in Konstantinopel, bin mit dem Maschinenführer von Kirkilissa aus zum Zusammenkunftsorte mit den Räubern geritten und habe der Ablieferung des Geldes sowie der Freilassung der Gefangenen beigewohnt.

Es war bei dem Überfalle niemand verletzt worden. Athanasios ist im Gegenteil immer wie ein Mann von Bildung aufgetreten. Er hat sich zwar hier und da auf türkischem Gebiete gezeigt und der Regierung zum Trotz sich auf Bahnstationen zu erkennen gegeben, aber von weiteren Räubereien, bei denen er beteiligt gewesen, hat man nie gehört.

Es geht ein Gerücht, welches die Ursache des Überfalls zu beschönigen oder aufzudecken sucht. Es heißt: Lathanasios lebte in Konstantinopel als angesehener Mann, die Regierung aber konfiszierte ungerechterweise sein Vermögen, und er mußte fliehen, da man ihn politischer Umtriebe beschuldigte. Aus Rache dafür habe er diesen Streich auf türkischem Boden ausgeführt, um dadurch von der Behörde das ihm entzogene Vermögen, wenn auch in Form eines Lösegelde, zurückzuerhalten. Ob etwas Wahres an der Sache ist, weil ich nicht beurteilen.“

„Potz Blitz!“, rief Link aus, „was bis ich da für ein Kind in Ihrer Mitte, wenn es auf Erfahrungen ankommt. Ich kann gar nichts erzählen. Bin noch nicht viel von Wien weggekommen und müßte gerade den alten Stephansturm beschreiben.“

„Dafür will ich noch eine kleine Beobachtung aus dem Tierleben zum besten geben, welche ich in Afrika machte“, fiel ich ein. „Da die Zeit heute Abend schon ziemlich vorgeschritten ist, will ich mich kurz fassen.

Es war in den ersten Jahren meiner Reisen, und wenn man sich wie ich für die Natur sehr interessiert, so bietet jeder Tag etwas Neues und Wissenswertes. Große Freude machte mir stets, wenn ich Gelegenheit hatte, diejenigen Tiere, die mir bisher nur in zoologischen Gärten hinter Eisenstäben vor Augen gekommen waren, in der Freiheit zu beobachten. Ich hatte Antilopen, auch Leoparden und Panther gejagt, auch Krokodile geschossen, hegte aber den dringenden Wunsch, den Elephanten in der Wildnis kennen zu lernen, da mir von dessen Intelligenz viel erzählt wurde. Diese Wunsch sollte mir in reichem Maße erfüllt werden.

Ein Araber hatte einen Ort ausgekundschaftet, wo Elephanten zur Tränke kamen, und ich beschloß, mir diesen Anblick nicht entgehen zu lassen. Deshalb machten wir uns nachmittags auf den mehrere Stunden langen Weg, um am Abend rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein und ein passendes Versteck auszusuchen. Ich hatte meinem Begleiter strengstens verboten, auf die Tiere einen Schuß abzugeben,

um dieselben nicht zu stören.

Wir näherten uns einem kleinen See, welchen der Araber als die richtige Stelle zur Beobachtung dieser Tiere bezeichnete. Stundenlang schritten wir durch Wald, und nun lag vor uns ein freier Platz, dem sich das Wasserbecken anschloß. Dicht am Waldesrande standen Affenbrotbäume, deren einen ich mir zum Versteck erkor, während mein Begleiter es sich auf einem gegenüberstehenden gleicher Baume bequem machte.

Einen schöneren Beobachtungsort, als wie mir der Affenbrotbaum (*Adunsonia digitata*) bot, konnte es schwerlich geben. Dieser Baum ist in dem tropischen Westafrika einheimisch, man trifft denselben aber auch in Ost— und Westindien. Er gehört zu der Familie der Malvazeen.

Das Exemplar, auf dem ich saß, mochte kaum zwanzig Meter hoch sein, hatte aber eine Krone von mindestens fünfzig Meter Breite. Die Äste mit den über fußlangen, melonenähnlichen Früchten hingen zur Erde herab.

Ich saß ganz vergnügt auf einem starken Aste, den Rücken an den Stamm gelehnt.

Die Nacht brach herein. Es wurde jedoch nicht dunkel, sondern es herrschte ein Dämmerlicht, bei welchem man ziemlich weit sehen konnte.

Das Nachtkonzert der Tropen ging los.

Dunkle Schatten huschten unter meinem Baume dahin. Es waren Schakale und Hyänen, deren heiseres Winseln abstoßend auf mich wirkte.

Plötzlich wichen sie vom Wasser zurück bis in das Dickicht, aus welchem man nur noch die Laugen leuchten sah.

Was war der Beweggrund ihres Rückzuges?

Ah! Da schlich es heran, leise, katzenartig, langgestreckt. Ein Panther, ein wahres Prachtexemplar. Er beherrschte jetzt den Platz und schlürfte behaglich das kühle Naß. Einigemal hörte ich ihn fauchen, und, mißtrauisch nach allen Seiten blickend, verschwand er wieder.

Die kleineren Raubtiere kamen wieder näher. Voran die Hyänen. Da tönte plötzlich ein tiefes, dumpfes Rollen in der Ferne. Wie gebannt standen alle Tiere. Die Hyänen sträubten leise knurrend die Haare, während sie Kopf und Schwanz einzogen.

Da! Ein zweites tiefes Grollen ganz in der Nähe, Dem ein fürchterliches Gebrüll folgte, welches in kurzen Zwischenräumen austönte.

Sämtliche Tiere waren wie vom Erdboden verschwunden. Der Platz unter mir leer.

Aber gleich darauf betrat die Lichtung in seiner kolossalen Größe ein Löwe, den mächtigen Kopf hoch erhoben, den Boden heftig mit dem Schweife peitschend. Majestätisch und imposant. Man mußte in ihm den König der Tiere erkennen.

Noch einmal erhob er sein ohrenbetäubendes Gebrüll, als wollte er jeden warnen, ihn zu stören; dann schritt er langsam zum Wasser vor.

Mir zuckte es in den Fingern, das edle Tier zu erlegen, aber ich bezwang mich; war ich doch gekommen, um zu beobachten, nicht zu jagen.

Langsam, sich fortwährend umblickend, schritt der Löwe, der Herr mit dem dicken Kopfe, wie die Araber sagen, nach dem Trinken davon und bald tönte wieder sein donnerähnliches Gebrüll wie dumpfes Rollen aus weiter Ferne.

Lange Zeit verging, nichts regte sich mehr.

Schon begann ich zu zweifeln, daß wir uns am geeigneten Orte befanden, und bedauerte in diesem Falle, den Löwen nicht aufs Korn genommen zu haben.

Da endlich hörte ich leises Knistern unweit meines Versteckes am Ausgange des Waldes. Das konnte doch unmöglich ein Elephant sein; denn so ein plumpes Tier mußte man schon von weitem hören.

Aber was war das? Am Waldesrande stand eine riesenhafte Masse, wie aus Stein gemeißelt, nur die mächtigen Ohren bewegten sich lebhaft. Also doch ein Elephant!

Jetzt bewegte sich der Koloß vorwärts, und wieder konnte ich nichts vernehmen. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Elephant so lautlos schreiten konnte. Langsam, immer nach einigen Schritten stehenbleibend und nach allen Seiten vorsichtig umschauend, ging er bis zum Wasser vor. Aber hier trank er nicht, sondern kehrte zum Walde zurück. Es war eines der größten Exemplare, welches ich je gesehen hatte.

Kurze Zeit darauf kam er mit drei anderen fast ebenso großen Tieren wieder. Diese wurden von ihm wie Vorposten in umsichtiger Weise am Rande des Wassers verteilt. Keiner trank. Lange standen sie lauschend. Plötzlich hob der erste den mächtigen Rüssel, — — — ein schriller Ton, ähnlich dem einer Trompete, erschallte, — — — und dann ging es los.

Ein ungeheures Getöse entstand im dem Walde, die Erde zitterte, Bäume brachen krachend zusammen, und herangestürmt kam, jedes Hindernis vor sich niedertretend, in geschlossener Masse eine ganze Herde dieser Riesentiere, die Rüssel hoch erhoben und helle Trompetenstöße ausstoßend. Die Weibchen und Jungen befanden sich in der Mitte, die männlichen Tiere an allen Seiten. So stürzten sie vor und direkt in den See.

Hier benahmen sie sich wie übermütige Kinder. Mutwillig peitschten ihre Rüssel die Wasserfläche. Große Wasserstrahlen bliesen sie sich gegenseitig an den Kopf. Die Leittiere waren zuletzt in den See gegangen.

Lange ergötzte ich mich an diesem Treiben. Da fiel ein Schuß, mein Araber hatte sich nicht mehr halten können und sein Gewehr abgefeuert. Der ersterwähnte, größte Elefant, gleichsam der Kommandant, bäumte sich in die Höhe. Ein schmetternder Trompetenton, ganz anders als die erstgehörten, und im Nu brauste die ganze Herde davon. —

Ich hatte die Tiere genau betrachtet. Man sieht sofort den Unterschied zwischen dem afrikanischen und dem indischen Elefanten. Bei denen in Afrika ist die Stirne gewölbt, die Ohren sind größer als der ganze Kopf. In Indien dagegen haben dieselben eine flache Stirne und mäßig große Ohren.

Sehr befriedigt ging ich zu unserem Zeltlager zurück, nur etwas ärgerlich über den allzu großen Jagdeifer meines Begleiters.

„Sie sehen, lieber Link“, wandte ich mich an diesen direkt, „daß es noch Genüsse giebt, von denen so ein bedauernswerter Großstädter keine Ahnung hat, und ich behaupte, daß derjenige, welcher nie reisen kann, nur halb gelebt hat.“

„Allerdings“, entgegnete Link, „zu dieser Ansicht bin ich auch bekehrt und bereue aufrichtig, nicht schon früher andere Länder angesehen zu haben. Ob man mir aber dann nicht schon längst den Kopf abgeschnitten oder mich als Sonntagsbraten verspeist hätte?“

„So schnell geht dies denn doch nicht, werter Link“, entgegnete ich lachend. „Sie würden sich schon tapfer zur Wehr gesetzt haben. Aber nun wollen wir aufbrechen, da morgen früh um sieben Uhr unser Zug abfährt.“

„Nehmen Sie unseren herzlichen Dank für Ihre Gastfreundschaft“, wandte ich mich an Barthel, „und vergessen Sie uns nicht so schnell.“

„Wie könnte ich je meine Lebensretter vergessen?“, rief Barthel, indem er Achmed und mir kräftig die Hände schüttelte. „Wir sehen uns morgen früh nochmals am Bahnhofs.“

Unbehelligt erreichten wir unser Hotel „Handji Chan“ und ruhten endlich wieder einmal ohne Sorgen.

Am nächsten Tage stand Barthel schon am Bahnhofs, als wir daselbst anlangten, und lange noch sahen wir ihn Abschiedsgrüße mit dem Tuche winken, während unser Zug mit der in der Türkei üblichen Langsamkeit davonfuhr.

In Smyrna hatten wir glücklicherweise sofort Anschluß an ein nach Konstantinopel abgehendes Schiff, und ich begleitete mit Link Achmed und seine Schwester an

Bord.

Hier notierte ich noch die frühere Adresse der Freundin Elisabeths und versprach Letzterer, alles für deren Befreiung zu tun, was in meinen Kräften stände.

Ein kurzer, aber desto herzlicherer Abschied erfolgte, dann wandte ich mich mit meinem Wiener Freunde der Schiffstreppe zu, welche zu meinem Boote führte, das uns an das Ufer bringen sollte.

Da trat Elisabeth, welche mir nachgesehen hatte, nochmals mit schnellen Schritten an mich heran. Krampfhaft umschlossen ihre Hände meine Rechte.

Als ich sie fragend ansah, merkte ich ein leises Zittern ihrer Finger. Mit glühender Wange und heftig arbeitender Brust stand sie vor mir. Während ihre Augenlider gesenkt blieben, kam es leise bebend, halb zagend von ihren Lippen:

„Gehen Sie mit Gott, edler Freund! Meine Gebete begleiten Sie. Hoffentlich sehen wir uns bald, recht bald wieder!“

Sie schaute auf. Ein Blick traf mich, welcher mir ein ganzes Geheimnis enthüllte und vor dem ich fast erschrak. Lag doch die reine Seele dieser unschuldigen Mädchenknospe vollständig in diesem Augenaufschlage.

Noch ein inniger Druck ihrer schlanken Finger und sie trat schnell zu ihrem Bruder, ihr Haupt weinend an dessen Schulter lehnd.

Wir winkten uns noch ein letztes Lebewohl zu, und pfeilschnell glitt unsere Barke nach dem Ufer, während der Dampfer, kühn das Wasser durchschneidend, in stolzem Bogen den Hafen verließ.

Lange stand ich noch am Strande und blickte dem sich mehr und mehr entfernenden Schiffe nach, in tiefes Sinnen verloren.

Da fühlte ich ein leises Zupfen an meinem Arme.

„Und nun, mein werter Effendi?“ , tönte Links Stimme an mein Ohr.

Dies brachte mich aus meinen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Ich wandte mich zu ihm, schlug derb auf seine Schulter und rief:

„Nun, lieber Link, jetzt gilt es. Darum unverzagt an unsere Aufgabe!“

Bei den Anatoliern

Laut und anhaltend gellte am nächsten Morgen ein schriller Glockenton durch ein im vornehmen Stile gehaltenes Haus des griechischen Viertels von Smyrna. Ich hatte schon zum zweitenmale den Glockenstrang und zwar diesmal mit kräftigem Rucke gezogen.

„Wir werden zu früh gekommen sein“, bemerkte mein Freund Link, welcher sich noch schlaftrunken seine sonst lustigen Äuglein rieb, „es wird doch keinem vernünftigen Menschen einfallen, in so früher Morgenstunden schon für alle Welt zu sprechen zu sein!“

„Das nennen Sie frühe Morgenstunde, wenn die Uhr bereits auf neun steht! Nein, nein, Meister Link! Sie würden gewiß auch besser ausgeschlafen haben, wenn die Wiener Damenkapelle gestern Abend nicht eine ganz besondere Anziehungskraft auf Ihr Gemüt ausgeübt hätte. Sie waren ja gar nicht fortzubringen aus dem Kaffee! Aber es kommt wahrhaftig niemand. Na, versuchen wir es noch einmal, oder besser, ziehen Sie doch einmal, vielleicht haben Sie mehr Glück.“

Link ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Mit den Worten: „Die sollen jetzt etwas zu hören bekommen“, faßte er mit beiden Händen den Klöppel, ein heftiger Ruck, — — — ein schriller, aber jäh abbrechender Ton, — — und Link saß vor mir auf der Erde, mit hoch erhobenen Armen krampfhaft ein Stück Glockenstrang haltend.

Ich selbst war anfangs ganz erschrocken, mußte aber hell auflachen, als ich Link vor mir sitzen sah. Mit verdutztem Gesichte und mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das Stück Draht, welches senkrecht aus seinen vorgestreckten Händen in die Höhe ragte. Neugierig schauten die mit ungarischer Wichse gedrehten Schnurrbartspitzen auf die fest geschlossenen Fäuste, und sogar die Ohren schienen bestrebt zu sein, soweit als möglich nach vorne zu kommen, um das ungeheuerliche Abenteuer ihres Herrn und Meisters betrachten zu können.

Nun schaute Link auf. Verdrossen blickte er mich an, indem er vor sich hinbrummte:

„So etwas kann nur mir passieren!“

Trotzdem blieb er aber stillvergnügt sitzen.

„Ja wollen denn Sie hier sitzen bleiben bis man öffnet? Wollen Sie nicht lieber aufstehen? — — Link, schnell, dort kommen einige türkische Ladys, dieselben haben Sie schon bemerkt und machen sich gegenseitig auf Sie aufmerksam!“

Aufspringen und den Draht wütend von sich werfen, war jetzt das Werk eines Augenblicks.

„Wünschen die Herren etwas?“, klang da eine Stimme durch die in der Haustür

geöffnete Klappe.

Diese Worte wurden deutsch gesprochen. Man hatte jedenfalls unsere Unterhaltung oder wenigstens Teile davon gehört.

Ich bemerkte hinter dem Gitter das alte, freundliche Gesicht der Dame, welche uns mit hellen, offenen Blicken musterte.

„Verzeihung, wenn wir so früh Ihre Ruhe stören, aber ich würde Ihnen für Beantwortung einiger Fragen sehr dringender Natur herzlich dankbar sein“, entgegnete ich ebenfalls in deutscher Sprache.

Die Türe wurde geöffnet und wir traten ein.

Eine alte Dame stand vor uns und führte uns in ein kleines Empfangszimmer.

„Womit kann ich nun dienen?“, fragte sie in höflichem Tone.

„Ich möchte mich nach einem mir bekannten Fräulein Elisabeth Natty erkundigen, welche bei Ihnen bis vor kurzem wohnte.“

„Sehr gern. Um was handelt es sich?“

„Nur um die Abreise dieser Dame. Es liegt nämlich die Befürchtung sehr nahe, daß das unglückliche Mädchen in eine Falle gelockt und entführt wurde.“

Ich sagte dieser Dame ohne Besorgnis die Wahrheit; denn dieselbe erschien äußerst vertrauenerweckend.

„Um Himmels Willen! Das kann Ihr Ernst nicht sein!“, rief sie bestürzt aus, die Hände zusammenschlagend. „Dieses arme, seelengute Wesen, welches sich so auf die neue Stellung in Konstantinopel freute und mir immer wie eine liebe Tochter war!“

„Leider wird es nur zu sehr bitterer Ernst sein“, erwiderte ich finster. „Doch hoffen wir zu Gott, daß es mir gelingt, dieselbe zu befreien und den Übeltätern ihr Handwerk zu legen. Bitte, wollen Sie mir erzählen, ob Elisabeth Natty, nachdem dieselbe mit ihrer Freundin zusammen die Wohnung verlassen hatte, nach längerer Zeit, ungefähr zwei Wochen, nochmals allein zurückkam, oder auf welche Art ihr Gepäck geholt wurde?“

Ich fügte noch eine kurze Schilderung von den Erlebnissen der beiden Mädchen hinzu, soweit die Aussagen der Schwester Achmeds reichten.

Die alte Dame war fast sprachlos vor Schmerz, als sie entgegnete:

„Das arme Mädchen habe ich nie wieder gesehen, sondern am gleichen Tage ihres Wegganges kam ein Hamal mit einem Schreiben von Fräulein Natty, deren

Handschrift ich genau zu kennen glaubte, in welchem mich dieselbe bat, ihr Gepäck dem Überbringer des Zettels auszuhändigen. Ich zweifelte nicht im geringsten an der Richtigkeit und lieferte die Sachen, welche schon einige Tage bereit standen, aus. Nur war ich erstaunt, daß sie mir bis jetzt noch nicht ihre Ankunft in Konstantinopel wissen ließ. Bei ihrer Anhänglichkeit setzte ich dies voraus.“

Ich wußte genug. Wir hatten es jedenfalls mit einem Handschriftenfälscher ersten Ranges zu tun. Dankend verabschiedeten wir uns von der liebenswürdigen Dame, welche uns dringend um zeitweise Nachricht bat.

Jetzt mußte ohne Verzug gehandelt werden.

Ich beschloß, mich an diesem Tage noch zu einer langen Reise vorzubereiten und den andern Morgen nach Uschak zu fahren, um von da direkt nach Kirili Kassaba unweit des Kirili—Sees zu reiten, um diesen Hussein, welcher die Seele dieser Bande zu sein schien, und wohin sich jedenfalls auch Samy begeben hatte, aufzuspüren. So konnte man hoffentlich die Sache bei der Wurzel anfassen.

Link war ganz meiner Meinung, und wir besorgten uns alles, was wir nötig zu haben glaubten, d. h. es war nicht vielerlei; denn mein Grundsatz ist der, nur das allernötigste bei einer Reise mit sich zu führen, lieber einmal etwas zu entbehren.

Vor allem verschafften wir genügend Munition. Das war die Hauptsache.

In einer der engen Gassen des türkischen Viertels, wo Händler neben Händler sich befinden, machte ich Link auf einen Araber aufmerksam. Letzterer hatte eine tiefe Schnittwunde, welche vom Handgelenk bis hinaus zum Ellenbogen sich hinzog und stark blutete. Gelassen, als ginge ihn die Sache gar nichts an, streckte er einem Anderen seinen muskulösen, sehnigen Arm hin. Dieser nähte mit einer großen Nadel und ziemlich starkem Zwirne die Wunde zu. Keine Miene verzog der Verletzte, keine Wimper zuckte bei ihm, trotzdem er die heftigsten Schmerzen empfinden mußte.

Link sah interessiert bald auf die Wunde, bald auf das wie aus Stein gehauene Gesicht des Arabers.

„Sehen Sie ihn an, mein lieber Freund“, raunte ich ihm zu, „mit solchem werden wir es bald genug zu tun bekommen. Noch ist es Zeit für Sie umzukehren!“

Scheinbar entrüstet sah mich Link an.

„Halten Sie mich immer noch für einen Schwächling?“, entgegnete er.

„Dafür habe ich Sie noch nie gehalten!“

„Nun, und was dann, mein hochverehrter Effendi?“, grollte er, sich breitspurig wie

ein erzürnter Truthahn vor mich hinstellend.

„Man kann auch vorziehen, das Leben auf bequeme, angenehme Art zu genießen und dasselbe nicht aufs Spiel zu setzen, ohne den Vorwurf der Schwachheit zu verdienen“, entgegnete ich.

Befriedigt glättete sich der bereits gesträubte Schnurrbart bei diesen Worten. Links Zorn war ja in den meisten Fällen nur erkünstelt.

Plaudernd schritten wir zum Hafen.

„Halloh! Was geht hier vor?“, rief Link plötzlich und faßte mich am Arme.

Vor dem griechischen Speisehause, in welchem wir essen wollten, und dessen Inhaber ich kannte, war ein Tumult entstanden. Zwei junge, schäbig gekleidete Griechen hatten Streit mit dem Wirte, welcher sie anscheinend vor die Türe gesetzt hatte.

Wir waren ziemlich nahe herangekommen und bemerkten, daß der eine während des lebhaften Wortwechsels heimtückisch ein Messer gezogen hatte und am Rücken versteckt hielt. Der Wirt sah nichts hiervon. Soeben schob er den Betreffenden etwas zurück. Dieser aber hob den bewaffneten Arm und wollte blitzschnell gegen unseren überraschten Bekannten stoßen.

Ein Satz von mir, glücklicherweise noch zur rechten Zeit, und ich hatte mit festem Griffe das Handgelenk des Messerhelden gefaßt. Mit kräftigem Drucke drehte ich ihm dasselbe herum, — — — klirrend fiel die Waffe auf den Boden.

Vor Schmerz heulend — denn ich hatte ihm das Handgelenk verdreht — wandte sich der Bursche mir zu und versuchte mich mit der Linken zu fassen. Aber ein scharfer, kurzer Schlag mit meiner flachen Hand belehrte ihn eines besseren, er wußte, daß er in mir seinen Meister gefunden hatte und wollte davonspringen. Ich erwischte ihn noch und hielt ihn fest.

Der andere Raufbold hatte unterdessen das Weite gesucht, d. h. er wollte es suchen; denn Link war schon mit großen Sätzen hinter ihm her.

Jetzt kam er ihm nahe. Er faßte mit beiden Händen zu.

Da — — — ein Wutschrei Links, dem ein Triumphgeheul des Burschen folgte, in welches sich wahre Lachsalven der Umstehenden mischten. Link saß wieder am Boden und hielt mit zornrotem Gesicht in den Händen — — — den Hosenboden des Entwischten, während seine Augen starr dem sich mehr und mehr entfernenden Flecken folgten, an welchen von rechtswegen das Stück schmutziges Zeug, welches er in den geballten Fäusten hielt, gehörte.

Unter diabolischen Gejohle der Straßenbuben kam mein Freund eilig heran und

verschwand im Speisehause, um sich dem Spotte zu entziehen.

Mir war von der herbeigeeilten Wache mein Schützling schon abgenommen worden, und herzlich bedankte sich der Wirt für mein Eingreifen.

Mit traurig herabhängendem Barte saß Link an einem der Tische und trocknete sich den Schweiß von der glühenden Stirne.

„Da haben Sie es wieder“, begrüßte er mich mißmutig, „ich bin dazu geboren, auch in den ernstesten Fällen immer Heiterkeit zu erregen. Wenn mir auf der ganzen Reise stets nur Siegestrophäen von dieser Art zufallen“, rief er, mit gespreizten Fingern auf das vor Schmutz starrende Stück Hose deutend, welches vor der Türe lag, „so müßte ein später damit geschmücktes Zimmer in meinem Hause in Wien zu einer wahren Folterkammer werden!“

Bei dem nun von dem Wirte gratis vorgesezten Samos erhielt Link bald seine gute Laune wieder zurück, und die wirklich vortrefflichen Speisen scheuchten auch die letzten Wolken von seiner Stirne.

Dann unternahmen wir einen kleinen Ausflug, kehrten erst gegen Abend wieder zurück und fuhren am nächsten Morgen nach Uschak, wo wir diesmal ein anderes Hotel aufsuchten, damit nicht erst ein Bekannter auf uns aufmerksam wurde.

„Bir bosch oda warmy?“ (Haben Sie ein Zimmer frei?), frug ich den dienstbaren Geist.

„Ewwet, Effendi!“, war dessen Antwort, und er führte uns eine wegen ihrer Sauberkeit wenig vertrauenerweckende Treppe hinauf in ein Zimmer mit zwei Betten.

Link sah mich von der Seite an und schüttelte sich. Er hatte auch alle Ursache dazu; denn in den Betten schienen schon viele Personen geschlafen zu haben, ohne daß ein neuer Überzug darauf gekommen wäre. Ebenso schmutzig war das ganze Zimmer.

Hier blieb ich nicht und wandte mich deshalb an den Türken:

„Bu oday bejenmem, temis dejil, bir daha eji jokmu?“ (Dieses Zimmer gefällt mir nicht, es ist nicht sauber, haben Sie kein besseres?)

Langsam ließ ich einige Piaster in seine Hand gleiten. Das wirkte. Wir bekamen jetzt ein reinlicheres Gemach.

„Tscharschaf temis dejul, jeni getirinis“, befahl ich ihm noch (Das Bettzeug ist nicht sauber, bringen Sie frisches).

Ohne Murren holte er das Gewünschte.

Kaum hatte der Diener das Zimmer verlassen, so frug mich Link:

„Was heißt: Öffne das Fenster?“

Ich sagte es ihm.

„Und wie sagt man: Zieh mir die Stiefel aus?“

Eifrig notierte er sich die türkischen Worte, als ich ihm den Bescheid gab.

Als der Bediente fertig war, setzte sich Link mit den Gebärden eines Paschas auf einen Stuhl.

„Pendscherji atsch! (Öffne das Fenster)“, herrschte er gebieterisch den Mann an, von einem Stück Papier die Worte ablesend.

Willig gehorchte dieser.

Links Gesicht strahlte.

„Tschismeleri tschykar! (Zieh mir die Stiefel aus)“, fuhr er fort, gravitatisch seine Beine von sich streckend.

Link war äußerst befriedigt. Jetzt trat er zu mir und fragte leise:

„Was soll ich sagen, wenn ich ein Glas Wasser haben will?“

Ich befürchtete, daß er seine Exerzitien mit dem armen Teufel noch eine Stunde lang fortsetzen würde, deshalb sagte ich ihm absichtlich etwas ganz anderes. Stolz warf er sich in die Brust und rief:

„Bir lejen getir bana!“

Ich mußte lächeln.

Auch der Türke stutzte, aber folgsam holte er — — — das Waschbecken und hielt es Link hin; denn „Bir lejen getir bana“ heißt soviel wie „Bringe mir ein Waschbecken.“

Dieser wurde purpurrot im Gesicht und sah mich mit einem verzweifelten Seitenblick an. Er hatte meine Schelmerei erkannt und knurrte:

„Ich wünschte, diese Schüssel wäre voll Leim, und Sie hätten beide Hände darin, ohne dieselben herauszubekommen. Ich ließe Sie gewiß zappeln.“

Schweigend nahm er nun das Waschbecken und stellte es an seinen früheren Platz. Ich wußte, für heute ließ er den armen Türken in Ruhe.

„Yaryn ssabach ssaht beschde ala sranka ujandyr beni! (Wecke mich morgen früh

um fünf Uhr nach europäischer Zeit)“, rief ich Letzterem noch zu, welcher mit einem „Ewwet Effendi“ (Ja Herr) schleunigst verschwand.

Meine Befürchtung, daß nunmehr von seiten Links ein Sturm losgehen würde, bewahrheitete sich nicht, sondern wir schliefen beide bald friedlich ein.

In der Nacht wurde ich durch ein Geräusch aufgeweckt.

Der Mond schien fast ganz taghell in das Zimmer und ich sah Link mit wildem Ausdrücke im Bette sitzen. Plötzlich sprang er mit einem Satze hinaus und ließ sich schwer atmend auf einen Stuhl fallen:

„Halloh! Link! Was ist denn los?“, rief ich ihn an.

„Entsetzlich!“ stöhnte er, sich den Rücken heftig reibend.

„Ja was haben Sie denn? So reden Sie doch“, fuhr ich fort.

„Schauderhaft!“, rang es sich von seinen Lippen, während Grauen aus den Zügen sprach.

„Fehlt Ihnen etwas?“, frug ich eindringlicher.

„Mir etwas fehlen? Nein, und abermals nein!“, schrie er, jetzt seine Beine reibend.
„Im Gegenteil, ich habe zuviel!“

„Ja was haben Sie denn zuviel? Drücken Sie sich doch deutlicher aus“, frug ich ungeduldiger.

Er hatte unterdessen mit rascher Bewegung unter sein Gewand gegriffen und ging nun, die eine Hand geschlossen weit von sich haltend, zum Toilettentisch, füllte das Becken mit Wasser, tauchte seine Hand hinein und zog sie schnell zurück. Dann wandelte er mit dem Gefäße auf mich zu und stellte es vor mir nieder.

„Hier meine Antwort!“, sagte er tonlos.

Ich sah im Wasser ein ziemlich kleines Tierchen schwimmen.

„Wanzen! Zum Teufel, dann danke auch ich für die ersehnte Ruhe!“, rief ich, nicht minder schnell von meinem Lager springend.

Link gewahrte dies mit innerer Genugtuung. Sofort hatte seine Lustigkeit wieder die Oberhand, und während er nach vorheriger gründlicher Untersuchung seines Körpers in die Kleider schlüpfte, ergänzte er:

„Ja Wanzen! Diese lieblichen, gewandten Tierchen machten sich das Vergnügen, sich von der Decke direkt auf mein edles Antlitz fallen zu lassen, um daselbst zu promenieren.“

„Hahaha!“, lachte er laut, indem er meine Tätigkeit schadenfroh beobachtete, „suchen Sie nur gründlich, lieber Freund, daß nicht eine in zarter Anhänglichkeit an Ihnen bleibt!“

Glücklicherweise war der Morgen nicht mehr fern, und wir warteten, auf dem Balkon sitzend, bis uns der Hausbursche wecken sollte.

Pünktlich kam derselbe, empfing sein Backschisch (Trinkgeld), und nachdem ich den Lokandadschy (Wirt) bezahlt hatte, begaben wir uns auf den Weg zum Begirdschi (Pferdehändler).

Nach langem Feilschen wurden wir einig und waren dann auch sehr zufrieden, als wir mit zwar nicht ausgezeichneten, so doch guten Pferden am taufrischen Morgen Uschak verließen.

Das Dorf, in welchem uns Samy entwischt war, wurde umritten, und weiter ging es in scharfer Gangart, das Wäldchen, in welchem wir Elisabeth gefunden hatten und in welchem der Gepäckträger ruhte, schon am Nachmittag weit hinter uns lassend. Mit Mundvorrat hatten wir uns vorgesehen und blieben die erste Nacht im Freien, abwechselnd wachend, ebenso die zweite und dritte. Gelegenheit, die Nächte in Ortschaften zu bleiben, bot sich uns jeden Tag, aber absichtlich vermieden wir dieselben, und Link fand das ganz amüsan.

Am vierten Abend ritten wir in eine Ortschaft ein. Mit wütendem Gebell umkreisten uns eine Anzahl stattlicher Hunde.

Da ertönte ein gellender Pfiff. Die Tiere zogen sich sofort zurück. Aus dem Eingange einer der größten Hütten trat uns ein hochgewachsener, kraftstrotzender Türke entgegen.

Ich rief ihn an, grüßte höflich und bat um eine Unterkunft für die Nacht.

Er blickte uns prüfend an und schien von der Musterung befriedigt zu sein; denn er lud uns ein, ihm zu folgen. Die Pferde wurden in einen Verschlag untergebracht, erhielten Futter, und wir traten in ein Gemach der geräumigen Hütte.

Während der Wirt hinausging, murmelte Link, indem er sich vergebens nach einem Gegenstand wie Sessel oder Tisch umsah:

„Das ist orientalische Pracht und Herrlichkeit, soll ich stehen bleiben oder mich auf den Boden setzen?“

Soeben trat der Gastgeber wieder herein und brachte zwei Matten, welche er uns gab. Ich legte dieselben dicht an die Wand auf den Boden und streckte mich behaglich darauf. Link folgte meinem Beispiele.

Der Türke hatte noch kein Wort gesprochen. Ich kannte dieses wortkarge Bergvolk

und ließ ihn ruhig gewähren.

Schweigend schleppte er große Holzstücke herbei, schichtete dieselben in einer Nische, welche sich in der einen Wand befand und den Kamin ersetzte, auf und zündete sie unter Benützung eines Feuersteines an.

Lustig prasselte das Feuer, während der Wirt seinem Gürtel, aus welchem einige Dolche verheißungsvoll hervorsahen, frische Kaffeebohnen entnahm und dieselben über der Flamme auf einem offenen Tiegel röstete.

Mißtrauisch sah Link dieser Kaffeezubereitung zu. Sichtliches Unbehagen prägte sich auf seinen Zügen aus, als der Türke einige Mokkatassen herbeibrachte und dieselben mit seinen schmutzigen Fingern auswischte.

Bald dampfte darin ein kräftig duftender Mokka, und ich ließ mir denselben ganz vortrefflich schmecken. Link sah mich forschend an.

Ein bezeichnender, warnender Blick von mir brachte ihn aber rechtzeitig zur Besinnung, und mühsam schluckte er den Inhalt der Tasse mit Ausnahme des am Boden sich befindlichen Kaffeesatzes hinunter.

„Armer Link!“, dachte ich im Stillen. „Was wirst Du noch alles essen lernen müssen, ehe Du nach Wien zurückkehrst?“

Endlich brach unser Wirt das Schweigen. Er erkundigte sich nach dem Ziele unserer Reise und gab uns den Rat, auf der vor uns liegenden Strecke die Vorsicht nicht außer acht zu lassen.

Unvermittelt erhob er sich plötzlich mitten im Gespräche, schritt nach einer uns gegenüber befindlichen Ecke, in welcher ein Podium in einer Höhe von ungefähr einem halben Meter über dem Fußboden angebracht war, betrat dasselbe und rollte einen kleinen Teppich auf. Ich wußte, daß dies der Gebetsteppich war und der Mohammedaner seine Abendandacht halten wollte, da die Sonne im Untergehen begriffen war.

Nachdem er den religiösen Vorschriften gemäß die Waschungen vorgenommen hatte, zog er seine Schuhe aus und stellte sich barfuß auf den Teppich, das Gesicht nach Mekka wendend.

Das Gebet begann damit, daß der Türke beide Hände an die Ohrläppchen hielt, dann unter den Gürtel an den Leib legte.

Während er die vorgeschriebene Reihe von Suren (Verse) aus dem Koran hersagte, berührte er, sich zeitweise niederwerfend, mindestens siebenmal mit der Stirne den Boden. Zuletzt machte er je eine Verbeugung nach rechts und nach links und trat dann, nachdem er den Gebetsteppich zusammengerollt und seine Schuhe angezogen hatte, wieder zu uns.

Link hatte sich ganz still verhalten, während ich ihm mit leiser Stimme die Handlungen erklärte.

Ich sagte ihm, daß kein Mohammedaner es wagt, seinen Gott mit persönlichen Anliegen zu belästigen, sondern nur Suren aus dem Koran wiederholt.

Da Link den Koran nicht kannte, rezitierte ich ihm die erste Sure desselben, welche die „Eröffnende“ heißt und lautet:

„Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Gnädigen. Preis sei Gott, dem Herrn der Geschöpfe, dem Barmherzigen und Gnädigen, dem Fürsten des Gerichtstages. Dir dienen wir und dich flehen wir um Hilfe an. Leite uns auf der geraden Straße, der Straße derjenigen, denen du Gnade erwiesen hast und auf welchen kein Zorn ruht und die nicht irre gehen. Amen.“

In diesem Augenblicke trat ein langer, hagerer Diener zur Türe herein, welcher ein großes Blech mit Fleisch vor uns auf den Boden setzte.

Ein angenehmer Geruch ging von dem unförmlichen Berge aus. Der Diener verschwand, kehrte aber bald darauf wieder mit drei Broten zurück. Dieselben waren klein, höchstens zwei Finger hoch und innen fast ganz schwarz.

Unser liebenswürdiger Wirt zog einen Dolch aus seinem Gürtel, schnitt schmale Streifen vom Brote und übergab uns mehrere davon.

Link sah fragend zu mir.

Ich aber nahm ein Stück Brot in die linke Hand und langte mit der Rechten herzhaft in den Berg Fleisch.

Kopfschüttelnd betrachtete mich Link und deutete mit dem Finger nach seiner Stirne, als zweifle er an meinem gesunden Verstande.

Dies störte mich indessen sehr wenig; denn in Wirklichkeit schmeckte mir das gedünstete Hammelfleisch ganz vortrefflich.

Endlich, als auch der Türke mit beiden Händen zulangte, war auch Link zu dem Entschlusse gekommen, in gleicher Weise anzufangen.

Ich raunte ihm zu, er solle tüchtig essen, sonst würde der Hausherr beleidigt sein.

Mit Todesverachtung griff er nun zu und hatte ein Stück sehr fettes Fleisch in der Hand! Armer Link! Ich wußte, daß er gleich wie ich bei der ersten Reise kein fettes Fleisch essen konnte und gerade er mußte das schlimmste Stück bekommen.

Verzweifelt sah er mich an.

Innerlich sehr belustigt, machte ich doch ein ernstes Gesicht und warf ihm einen

warnenden Blick zu.

Der Angstschweiß trat dem armen Wiener auf die Stirne, als er immer und immer wieder den fetten Bissen dem Munde nahe brachte. Aber der mühsam geöffnete Mund schloß sich krampfhaft von selbst wieder und verwehrte der Speise den Eingang.

Endlich hatte er einen heroischen Entschluß gefaßt, klappte den Mund weit auf, schloß die Augen und warf mit schnellem Rucke das Fleisch in die Öffnung, dieselbe schnell zuhaltend.

Wütend über diesen Gewaltstreich schienen die Ohren vergebliche Versuche zu machen, von ihrem grausamen Herrn fortzukommen. Die Augen quollen förmlich aus ihren Höhlen, und durch die Versuche, den fetten Bissen hinabzuschlucken, wurde der Kopf ruckweise in pendelnder Bewegung vorgestoßen. Es sah gerade aus, als wolle er mir denselben vor die Füße werfen.

Ich aß unterdessen unverdrossen weiter und war schon bald satt, als Link höchstens drei Stück Fleisch mit größter Vorsicht zu sich genommen hatte.

Das Blech war ziemlich leer. Erleichtert atmete Link auf und nahm als Letztes noch mit zwei Fingern ein besonders schmales Stück.

Als er dieses in den Mund balanciert hatte, legte sich sein Antlitz in freundlichere Falten und triumphierend blickte er nach mir.

Doch was war das? Sein Gesicht wurde plötzlich länger und länger. Die Muskeln begannen krampfhaft zu arbeiten. Er griff in den Mund und brachte hervor — — — ein Stück halbzerkaute alte Leinwand, welche die Türken um die Füße zu wickeln pflegen.

Sein Gesicht wurde bleich. Er sah den Wirt an mit einem Blick, welcher befürchten ließ, daß er den ganzen Mann mit Haut und Haar verschlingen wollte. Als dann sein Auge nochmals das in seiner Hand liegende schmutzige Zeug trug, war die Wirkung eine entsetzliche. Man hörte förmlich, wie sich sein Magen zusammenkrampfte.

Link sprang auf, warf die Leinwand ins Feuer, preßte die Hand vor den Mund und eilte mit Riesenschritten zur Türe.

Unser Wirt hatte verwundert den Vorgang mit angesehen und fragte mich ganz erstaunt, ob mein Freund krank sei.

Ich bejahte dies selbstverständlich und das Aussehen Links, als er nach langer Zeit wieder eintrat, bestätigte diese Meinung vollkommen; denn seine Gesichtsfarbe schwankte zwischen grün und gelb.

Ein inzwischen vorgesetzter Pilaff, der an Umfang dem Berge Fleisch nichts nachgab, konnte den Zustand Links keineswegs verbessern; denn der Reis schien ohne jede Zutat nur über heißem Wasser gedünstet zu sein.

Mißtrauisch sah der Wiener das Instrument an, welches uns gereicht wurde. Allerdings erweckte dies wenig Vertrauen; denn es sah tatsächlich keinem uns bekannten Speisegeräte ähnlich.

Die Miniaturausgabe einer Schneeschaukel hätte man es nennen können. Ein Löffel sollte es sein. Da keine Höhlung in der vorderen Verdickung vorhanden war, mußte der Reis mit künstlerischer Gewandtheit in der Mund balanciert werden. Link besorgte dies unter köstlichen Grimassen, wobei ich kaum ernst bleiben konnte.

Sein Befinden aber besserte sich erst wieder nach dem Genusse einer Tasse kräftigen Mokka's, welcher uns noch serviert wurde und der seinen Magen wieder in Ordnung brachte.

Im Gespräch erfuhr ich nun, daß unser liebenswürdiger Wirt der Sohn des Richters war und der Ort selbst Tschifut—Kassaba hieß, zum Sandschak Afium—Kara—Hissar gehörig.

Nachdem wir noch einige Zeit zusammen gesessen hatten, verließ uns der Türke und wir sanken in einen wohlthätigen Schlummer.

Schon vor Sonnenaufgang war ich munter, weckte Link und sah nach unseren Pferden. Diese waren von unserem Gastgeber bereits wohl versorgt und gefüttert worden; sie wieherten mir freudig entgegen.

Gerade als die Sonne hinter den Bergen aufstieg, ritten wir aus dem Orte hinaus, ohne den liebenswürdigen Wirt, der keinen Dank begehrte, nochmals gesehen zu haben.

Link war in den nächsten Tagen nicht mehr zu bewegen, in einer Ortschaft zu übernachten, sondern wir blieben im Freien und berührten nur die Punkte Jalowady und Karaghatsch, indem das Sultan—Gebirge direkt zu unserer Linken blieb. Wir ritten dicht am Fuße desselben und gelangten endlich nach Kirili—Kasaba.

Daselbst mußten wir zu unserem Leidwesen ersehen, daß ein Händler Hussein hier nur eine Filiale habe, sein Sitz jedoch in Marasch sei.

Gerade als wir abreiten wollten, entdeckte ich unter den vor der Türe Sitzenden den Jüngling, welchen ich in Uschak beim Belauschen des Gespräches zwischen Samy und den Händlern aus dem Zelte treten sah und rief denselben sofort zu mir.

Nach wenigen Worten schon hatte ich die Gewißheit, daß die Händler an dem Treiben Samys und Husseins keinen Anteil hatten; aber ich erfuhr auch, daß

Elisabeth hätte zu Hussein gebracht werden sollen. Jetzt konnten wir nicht fehlgehen, wenn wir uns sofort nach Marasch begaben.

Ein hohes Trinkgelb sicherte uns das Schweigen des Jünglings, welcher überdies einen offenen, ehrlichen Eindruck machte.

Die Reise nach Marasch ging ohne besondere Zwischenfälle von Statten. Wir streiften den Tuzlu—Su, kreuzten den Kizildja—Su (Su gleich Wasser), Korkun—Su, sowie kurz vor Marasch den Kursulu—Su und erreichten die Stadt in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Hier wurde uns eine unangenehme Überraschung zu Teil; denn Hussein war nicht da. Alles, was wir erfahren konnten, war folgendes:

Es sei ein Bote gekommen, welcher wichtige Nachricht gebracht haben mußte; denn Hussein war daraufhin mit seinem ganzen Harem aufgebrochen und abgereist. Wohin, wußte niemand.

Endlich, nach vieler Mühe gelang es uns, wenigstens einige Anhaltspunkte zu entdecken, welche darauf hinwiesen, daß Hussein nach Süden, also direkt nach Arabien seinen Weg genommen haben mußte und jedenfalls mit Samy zusammentraf, wenn derselbe nicht schon bei ihm sich befunden hatte.

„Hurrah! Nach Arabien!“, jubelte Link, als unser Entschluß, dahin zu folgen, gefaßt war und wir eines Morgens wieder im Sattel saßen.

„Ich kann in Ihre Freude nicht einstimmen, lieber Link“, entgegnete ich ernst. „Abgesehen davon, daß es nun sehr schwer wird, der Spur zu folgen, gehen wir großen Gefahren entgegen. Wollen Sie mir wirklich noch weiter folgen?“

„Natürlich! Mich werden Sie nicht los!“, scherzte Link sorglos.

Ich aber konnte mich einer ernsten Stimmung nicht erwehren und warnte nochmals:

„Bedenken Sie, daß uns unser Weg weit nach Süden führen kann. In diese Gegend ist zwar schon mancher Reisende hinein, aber nur wenige davon wieder heraus gekommen.“

Link ließ sich in seiner heiteren Laune nicht beirren. Munter entgegnete er:

„Jedenfalls hat es den Zurückgebliebenen dort zu sehr gefallen. Nun, ich und jedenfalls auch Sie werden wohl die Absicht haben, zu denen zählen zu dürfen, welche unbehelligt aus diesem Lande wieder herauskommen. Ich reise mit!“

„So sei es!“, rief ich, entschlossen die düsteren Gedanken abschüttelnd. „Gebe Gott, daß unser Weg nicht umsonst ist und wir das unglückliche Mädchen aus ihrer

furchtbaren Lage erlösen können!“

Mit diesen Worten wandte ich mein Pferd nach Süden und ritt, gefolgt von Link, in ziemlich schneller Gangart der arabischen Grenze zu. — —

5. Mehemed, der Araberfürst

„Auf! Auf! Freund Link. Nicht länger schlafen. Die Sonne küßt Euch schon die Stirn!“

Heiter rief ich diese Worte meinem noch schlafenden Wiener Bekannten zu.

Wir befanden uns unweit der Sobeidah—Ru, der Straße der persischen Pilger, welche von Bagdad nach Mekka führt.

Von Anatolien kommend, hatten wir eine prächtige Reise hinter uns. Bagdad und Babylon waren von uns nur je einen Tag besucht worden und jetzt ruhten wir in der Nähe der Quelle Adhafirg.

Seit einigen Tagen hatten wir die bis hierher gehende Spur Husseins verloren und trotz der größten Anstrengungen nicht wieder gefunden. Die mit so großem Eifer Verfolgten schienen förmlich von der Erde verschwunden zu sein.

Deshalb wollte ich nun zum Stamme der Adjmen—Araber, welche mir bekannt waren und gedachte einige Zeit daselbst zu verleben in der Hoffnung, mit Hilfe meiner arabischen Freunde die verlorene Spur wieder zu finden oder bei den Streifzügen des Stammes durch Zufall darauf zu stoßen.

Link freute sich sehr auf die Zukunft und war ganz entzückt von dem freien, ungezwungenen Leben, welches wir führten.

Jetzt streckte er sich auf meinen Anruf hin sehr behaglich und ließ nur einen knurrenden Laut hören.

Um ihn schnell auf die Beine zu bekommen, feuerte ich kurz entschlossen einen Schuß ab.

Das wirkte Wunder! Wie elektrisiert sprang Link in die Höhe, sein Gewehr

auffend.

„Was ist los?“, rief er, „ist Gefahr?“

„Nur die Gefahr besteht, daß Sie bis Mittag schlafen“, entgegnete ich lachend, ihm einen guten Morgen wünschend.

Link stimmte herzlich mit ein.

Wir wuschen uns, nahmen einen erfrischenden Trunk und sprengten in das sonnenbestrahlte Land hinein. Trotz der frühen Morgenstunde brannte die Sonne schon heiß auf uns hernieder.

Unsere Hände und Gesicht waren tief gebräunt, und da wir die türkische Kleidung in Bagdad mit arabischen Kostüms vertauscht hatten, wurde es schwer, beim ersten Anblick Europäer in uns zu erkennen. Auch die jetzigen Pferde stammten von Bagdad.

Es waren kleine, aber ausdauernde Araber.

Die Dattelpalmen, unter denen wir geruht hatten, lagen bald weit hinter uns, zu beiden Seiten waren noch herrliche Weideplätze, während sich vor uns Flachland ausdehnte, wo nur stellenweise Gras und Kräuter wucherten.

Wir mochten erst drei Stunden geritten sein, als ich am Horizont vor uns etwas nach Westen zu einige dunkle Punkte bemerkte, welche sich nach Osten zu bewegten, also unsere jetzige Richtung durchschneiden mußten.

„Sehen Sie die sich bewegenden Punkte vor uns, Link,“ fragte ich den an meiner Seite Reitenden: „Für was halten Sie dieselben?“

Link hatte scharfe Augen. Er zügelte sein Pferd und erwiderte:

„Gewiß, ich zähle deren sechs und glaube, daß es Tiere sind.“

„Allerdings sind es Tiere“, war meine Entgegnung, „aber auf denselben werden noch Menschen sitzen; denn ich bin überzeugt, daß wir es mit Arabern zu tun bekommen.“

Ich war im Besitze eines vorzüglichen Fernglases und erkannte durch dasselbe wirklich sechs Reiter, welche im scharfen Trabe unseren Weg kreuzten.

„Zu welchem Stamme werden sie gehören?“, frug Link nach kurzer Pause, während welcher er ebenfalls durch sein Glas beobachtet hatte.

Ich zuckte die Achseln.

„Das ist schwer zu sagen. Vor uns liegt das Gebiet Daffir, dem sich dasjenige der

Adjman anschließt, links von uns sind die Muntefik—Araber und rechts verschiedene andere Stämme.

Überdies müssen wir schon bemerkt worden sein. Man will uns ausweichen. Setzen wir unseren Ritt vorläufig fort.“

Eine halbe Stunde trabten wir ziemlich scharf zu. Endlich hatten wir den Reitertrupp gerade vor uns. Ich konnte die Gesichter der einzelnen erkennen.

Sie suchten schnell vorüber zu kommen.

„Hah! Da ist einer davon gebunden!“, rief Link lebhaft.

„Vorwärts!“, war meine kurze Antwort.

Unsere Pferde flogen jetzt förmlich dahin. Es verging wieder eine viertel Stunde, während welcher kein Wort fiel.

Wir kamen näher und näher.

Plötzlich machten die Araber Halt, nahmen ihren Gefangenen in die Mitte, und erwarteten uns mit schußfertigen Gewehren.

Ich hatte während des Näherreitens prüfend die Gruppe überblickt und bemerkte, daß drei der Araber sehr gute Waffen besaßen, zwei dagegen nur alte arabische. Der Gefesselte blieb mit dem Gesicht abgewandt. Nur hundert Schritte trennten uns noch, als plötzlich der eine der Araber, welcher sich etwas abgesondert heilt, und anscheinend der Anführer war, rief:

„Bleibt dort stehen!“

Gebietertisch scholl dies herüber.

Link wollte sein Pferd zügeln, aber ich winkte ihm, mir zu folgen und ritt trotz des Verbotes hart an den Sprecher heran.

Derselbe gefiel mir nicht. Finster musterte ich ihn und entgegnete:

„Du bist sehr unhöflich. Weißt du nicht, daß es üblich ist, bei einer Begegnung zu grüßen?“

Er beachtete meine Worte nicht. Zornig blickte er mich an und rief:

„Danke Allah, daß ich Dich nicht niederschloß wie einen Hund, als Du meinem Befehle nicht gehorchtest. Zu welchem Stamme gehörst Du?“

Ich drängte mein Pferd dicht an das seine und erwiderte, ihm fest ins Auge blickend:

„Ich sage noch einmal, Du bist unhöflich. Wenn Du nicht eine andere Sprache mit mir redest, so werde ich Dein Lehrmeister sein müssen. Wohin wollt ihr mit dem Gefangenen? Wo habt ihr ihn her?“

Drohend hatte ich bei meinen letzten Worten die Stimme erhoben.

Jetzt drehte der Gefesselte seinen Kopf herum.

Ein jäher Schreck aber auch zugleich Freude durchrieselte mich. Ich erkannte in ihm das Oberhaupt eines mir bekannten Araberstammes, welcher zu einem der größten und reichsten zählte. An dem Aufblitzen seiner Augen bemerkte ich, daß auch er mich erkannte.

Gewaltsam drängte ich meine Erregung zurück.

Nun gab es keinen Zweifel mehr, daß wir es mit Schurken zu tun hatten und wir mußten Fürst Mehemed, so hieß der Gefangene, befreien.

„Aufgepaßt!“, raunte ich Link zu, nach dem Trupp deutend.

Mein Freund hatte natürlich den Inhalt unseres geführten Gespräches nur ahnen können, faßte aber die Situation sofort richtig auf.

Inzwischen hatte sich der Wortführer von seinem Erstaunen über meine Kühnheit erholt und faßte mit kurzem, grimmigen Auflachen nach seinem Pistol.

„Sohn eines Hundes!“, brüllte er, „so wagst Du mit mir zu sprechen?“

Der Ausdruck „Sohn eines Hundes“ ist in Arabien eines der ärgsten Schimpfworte, welches man kennt und der also genannte kann nicht tiefer beleidigt werden.

Diese Wendung konnte mir nicht erwünschter kommen.

Noch während des Sprechens zog er seine Waffe, um dieselbe auf mich zu richten.

Aber er kam nicht dazu.

Mit Gedankenschnelle schlug ich ihm auf den Unterarm. Die Kugel pffte am Ohr seines Pferdes vorbei, welches sich erschrocken hoch aufbäumte.

Gleichzeitig hatte ich dem Gegner meinen von mir in ernstesten Fällen gewöhnlich angewandten Hieb, den Schlag mit der Kante der Hand an den Hals versetzt, welcher ihn sofort aus dem Sattel warf.

„Dies meine Antwort auf den Titel Hund!“, rief ich während des Schlages.

Er blieb im Bügel hängen und das scheu gewordene Tier raste, ihn nachschleifend, in die Ebene hinaus.

Mit starrem Entsetzen waren die vier anderen dem Vorgange gefolgt. Ordentlich lähmend wirkte die überraschend schnelle Überwältigung ihres Anführers.

Link dagegen hatte in jeder Hand einen Revolver und streckte dieselben drohend den Verblüfften entgegen.

Mit raschem Griff hatte ich es ihm gleich getan und rief warnend:

„Der Erste, der es wagt, sich zu bewegen, ja nur einen Finger zu rühren, bekommt ein Loch in die Stirne und seine Seele wandert über die Brücke des Todes.“

„Lenke Dein Pferd zu mir, o Mehemed, damit ich Deine Fesseln löse und Dich aus Deiner unwürdigen Lage befreie!“, fuhr ich fort, mich an den Gefangenen wendend.

Während dieser meinem Rufe Folge leistete, vertauschte ich den in der linken Hand befindlichen Revolver mit dem Dolche, während die Rechte fortgesetzt die Araber im Schach hielt.

Ein schneller Schnitt und Mehemeds Arme waren frei. Ich überließ ihm den Dolch und nahm die Schußwaffe wieder zur Hand.

Jetzt begriffen die verdutzten Araber erst, was ihnen bevorstand. Doch zu spät.

Mehemed hatte sich ganz befreit, dehnte seine mächtigen Glieder und rief:

„Allah sei Dank, der Dich mir zur rechten Zeit sandte, o Zine el Gasare. Aber jetzt werde ich den Burschen die Waffen abnehmen.“

Der Name „Zine el Gasare“ d. h. Zierde der Kühnheit, war mir von den Arabern bei meiner ersten Reise zugelegt worden. Man kannte mich hier unter diesem Namen.

Er ritt furchtlos auf die Viere zu, nahm einem nach dem anderen sorgfältig alle Waffen ab und warf dieselben abseits auf den Boden.

Link und ich sorgten dafür, daß keiner an eine Gegenwehr dachte.

Bald lagen alle gebunden im Sande und wir gingen etwas zur Seite, damit die Araber uns nicht hören konnten.

Hier streckte mir Mehemed beide Hände entgegen und rief herzlich erfreut:

„Nochmals danke ich Allah, daß er Dich diesen Weg gerade zur rechten Zeit führte, genau wie bei unserer ersten Begegnung, als er mich durch Dein Dazwischenkommen davor bewahrte, daß mein scheu gewordener Hengst mit mir

in den Abgrund stürzte.

Sei willkommen, o Zine el Gasare! Allah hat meinen Wunsch erfüllt und Dich vor meinem Tode nochmals in unser Land kommen lassen!“

Der Fürst war eine imposante Erscheinung, er schien zum Herrschen geboren zu sein. Allerdings zählte er schon sechzig Jahre, aber dessen ungeachtet war die Haltung seines noch kraftvollen Körpers eine stolze, ungebeugte.

Die Bewegungen konnten fast noch elastisch genannt werden. Sie entbehrten jedoch nie eine gewisse Würde. Der weiße, bis zur halben Brust herabwallende Vollbart verlieh ihm etwas Ehrfurcht gebietendes, während das kühn geschnittene Gesicht mit den stolzen, scharfblickenden Augen von unbeugsamer Willenskraft sprach.

Doch die markanten, von großer Energie zeugenden Linien um Mund und Augen konnten in Momenten, wo sich Mehemed unbeachtet glaubte, auch einen weichen, träumerischen Ausdruck Platz machen, wie ich bei meinem ersten Zusammensein mehrmals beobachtet hatte.

Ich schätzte ihn als einen wahrheitsliebenden, gerechten und dabei ideal veranlagten Mann.

Unsere Bekanntschaft, ich will nicht gerade sagen Freundschaft, hatte den Grund in einem ziemlich unbedeutenden Vorfall, welcher schon längere Zeit zurück datierte und sich bei meinem ersten Besuche Arabiens abspielte. — Es war bei den Wubra—Quellen, welche sich an den Ausläufern des Moghasi—Gebirges befinden, als ich eines Tages mit einem Araber an einer circa vierzig Meter tiefen Erdspalte entlang ritt.

Plötzlich hörten wir den flüchtigen Aufschlag eines galoppierenden Pferdes und nicht lange darauf kam um einen ungefähr tausend Meter entfernten Hügel ein Reiter in rasender Eile gesprengt.

Es war ein imposanter Anblick. Das herrliche Tier mit wildflatternder Mähne und Schweif, kaum den Boden mit den Füßen berührend, flog uns förmlich entgegen und auf ihm saß, wie mit dem Pferde verwachsen, ein greiser Araber, welcher mir damals völlig unbekannt war. Da bemerkte ich, daß derselbe vergebens versuchte, das Tier zu meistern.

Roß und Reiter waren verloren, wenn es mir nicht gelang, das Pferd aufzuhalten; denn der Erdspalt war zu breit, um hinüber setzen zu können.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, sprengte ich dem Tiere direkt entgegen. Kurz vor dem Zusammentreffen stieß ich einen schrillen Schrei aus, indem ich gleichzeitig weit meinen Burnus ausbreitete und einen Schuß abfeuerte.

Der Hengst, ein solcher war es, sprang erschreckt zur Seite und schlug eine andere Richtung ein. Behend riß ich nun mein Pferd herum und suchte, Seite an Seite mit dem scheuenden Tiere dahin saugend, Letzterem in die Zügel zu fallen.

Doch es würde vergebliche Mühe gewesen sein, wenn der Greis nicht endlich selbst wieder Herr über das Tier geworden wäre; denn so tüchtiges mein Pferd auch leistete, diesem edlen Renner war es nicht gewachsen. Ich mußte bald zurückbleiben, hatte aber wenigstens erreicht, daß Roß und Reiter nicht in den Abgrund sprengten, wo beide unbedingt zerschellt wären.

Der Greis war Mehemed, mit welchem ich dann auf dessen Einladung hin zu seinem Stamme ritt und mehrere Tage daselbst verblieb. — — —

Diese Erinnerung zog blitzschnell an meinem Geiste vorüber, während ich Mehemed in ungebeugter Kraft vor mir stehen sah und er mich mit herzlichem Tone in seinen Worten willkommen hieß.

Ebenso erfreut entgegnete ich:

„Sei mir begrüßt, o Fürst. Allah meint es gut mit mir, daß er mich hierher sandte und als schwaches Werkzeug seiner Hilfe benützte.“

Ein warmer Blick traf mich aus seinen Augen, als er jetzt erwiderte:

„Bescheidenheit ist immer Deine Tugend gewesen und bleibt die schönste Zierde eines Helden!“

Prüfend ruhte sein Auge auf Link.

„Dieser Shidi (Herr) ist gleich mir aus dem Abendlande und, wie Du gesehen hast, ein unerschrockener Krieger.

Er ist mein Freund! Sein Name ist Link.“

„So sei auch Du mir willkommen“, sagte Mehemed, Link begrüßend.

Dann wandte er sich wieder zu mir.

„Was willst Du mit den Gefangenen beginnen? Dieselben sind Dein.“

Ich dagegen antwortete:

„Nicht mir gebührt es, darüber zu entscheiden, Fürst, sondern in Deinen Händen liegt das Schicksal der Gefangenen.“

Ein kaum merkliches Lächeln der Befriedigung umspielte die Lippen des Arabers, er hatte diese Antwort jedenfalls erwartet.

„Was würdest Du tun?“, fragte er dann.

„Da Du mir erlaubst, meine Meinung zu sagen, so wisse, daß ich den Gefangenen die Pferde und die Schießwaffen abnehmen würde, so daß dieselben gezwungen wären, ihren Weg schimpflich zu Fuß fortzusetzen. Die Demütigung, welche sie dadurch bei ihrem Stamme erfahren, wird eine harte, aber gerechte Strafe sein. Verhungern können sie in dieser Gegend nicht.“

Sinnend blickte mich Mehemed an. Dann entgegnete er:

„Du hast milde geurteilt; — — denn wisse, daß diese Araber zu meinen erbittertsten Feinden gehören. Schon lange suchten dieselben Streit, raubten von unseren Herden, begannen Händel mit meinem Volke, zu dem, wie Du weißt, mehrere Stämme gehören.

Ein unter meinem Schutze stehender Scheich, welcher am meisten unter diesen Räubern zu leiden hatte, war vor einigen Tagen als Gast bei mir.

Wir gingen dem Vergnügen der Jagd nach, bei welcher diese Burschen dort unter der Leitung eines angesehenen Anführers, welchen Du vom Pferde warfst und dessen Seele jedenfalls schon nach der Hölle wandert, Gelegenheit hatten, mich gefangen zu nehmen, als ich in der Hitze der Jagd etwas versprengt war. Sie lagen offenbar auf der Lauer. —

Doch es sei wie Du gewünscht hast. Wir wollen Pferde und Waffen an uns nehmen, mit Ausnahme der Dolche, und sie ziehen lassen.“

„Dein Entschluß überrascht mich nicht, o Fürst, bist Du doch stets nachsichtig gegen deine Feinde und die Güte selbst gegen Deine Freunde. Gestatte mir, daß ich meinen Begleiter unterrichte; denn er versteht die Sprache Deines Landes nicht.“

Während wir nun der Stelle zuschritten, wo die Gefesselten lagen, erklärte ich Link in kurzen Sätzen alles gesprochene und höchst befriedigt erklärte er eifrig:

„Ist ein famoser Mann, dieser Weißbart, er gefällt mir. Sagen Sie ihm das bitte.“

Selbstverständlich unterließ ich dies.

Wir bemächtigten uns sämtlicher Waffen, sowie der Pferde. Ich bar Link, die Gefangenen zu befreien.

Mehemed und ich saßen bereits im Sattel mit schußbereitem Gewehr, während Lind gravitatisch auf die Araber zuschritt. Der Fürst würdigte dieselben keines Wortes und keines Blickes mehr.

Ich machte sie in kurzer Rede mit ihrem Schicksal bekannt.

Link konnte nicht unterlassen, einige Bemerkungen zu machen, indem er die Fesseln durchschnitt.

„Marschier ab, Ihr Söhne der Hölle. Sucht Euren tapferen Anführer, welcher einen unfreiwilligen Spazierritt gemacht hat!“

Die Entwaffneten verstanden natürlich kein Wort, sondern standen mit trotzigen Gesichtern zusammen, während Link aufstieg und wir davon ritten.

Eine ganze Strecke hatten wir wortlos zurückgelegt, als Mehemed endlich das Schweigen brach und sich zu mir wandte:

„Wir wollen das Gebiet der Dassir—Araber umreiten, dieselben sind allerdings Verbündete von mir, aber ich möchte mich nicht aufhalten, da die Meinen mich längst vermissen und nach mir suchen werden.“

Dann wollen wir mit den Scheichs und den Ältesten zusammen beschließen, welcher Art die Züchtigung der frechen Räuber sein soll.

Du wirst uns hoffentlich nicht so bald wieder verlassen und mein Gast bleiben?“

„Ich nehme gerne Deine Einladung an, o Fürst, und stelle selbstverständlich meine geringe Kraft in Deine Dienste, sollte es zu einem Zuge gegen den rebellischen Stamm kommen.“

Unausgesetzt eilten wir vorwärts, ruhten nur einige Stunden am Abend und benützten auch die Nacht zur Weiterreise, was um so angenehmer war, da wir nicht unter den sengenden Strahlen der Sonnen zu leiden hatten.

Am Mittag des andern Tages endlich bemerkten wir in der Ferne wieder eine Anzahl bewegliche Punkte, welche mit großer Schnelligkeit auf uns zukamen.

„Es sind Späher von meinen Leuten, welche nach mir suchen“, erklärte Mehemed.

Plötzlich erfüllte ein Jubelschrei die Luft. Die vordersten Reiter hatten ihren Fürsten erkannt. Nach wenigen Minuten waren sie schon da.

Allen voran ein Araber in reicher Kleidung.

Wie auf Kommando standen die Reiter in gemessener Entfernung von uns, während der Reichgekleidete einige Schritte näher kam und nach höflichem, ehrerbietigem Gruße die Ansprache seines Fürsten erwartete.

„Sei mir begrüßt, Scheich Ali. Es freut mich, daß Du der erste bist, auf den mein Auge fällt.“

„Allah sei Dank, daß ich Dich, o Fürst, getroffen habe. Dein Volk ist sehr besorgt um Dich!“, antwortete mit wohlthuender Stimme der Scheich auf die freundliche Begrüßung, während sein offenes Auge mit ehrlicher Freude auf Mehemed ruhte.

Der Scheich mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre alt sein, war mittelgroß und

schlank gewachsen, aber man sah auf den ersten Blick, daß er im Kampfe ein nicht zu unterschätzender Gegner war. Trotzdem sein Körperbau fast zart erschien, zeugten die Bewegungen doch von einer Kraft, die man im Kampfe oft mit Überraschung wahrnimmt. Scheinen doch die Sehnen solcher Menschen von Stahl zu sein und in der kleinen, fast frauenhaften Hand eine ungewöhnliche Stärke zu liegen, die auch die hartnäckigsten Gegner niederzwingt.

Ich brachte diesem Scheich vom ersten Augenblicke an volle Sympathie entgegen und fühlte, daß wir uns gegenseitig bald näher treten und Freunde werden würden.

Bei meinem ersten Aufenthalte hatte ich denselben nicht bemerkt.

Wohlgefällig ruhte des Fürsten Auge auf ihm, als er sprach:

„Einige der Sleb—Araber hatten mich während der Jagd überfallen und gefangen fortgeführt.“

Zornig blitzten bei diesen Worten die dunklen Augen des Scheichs auf, unwillkürlich griff seine Hand nach dem Gürtel.

Mehemed fuhr fort:

„Nach Allah haben wir meine Befreiung hier unserem tapferen Freunde Zine el Gasare nebst seinem Begleiter zu danken. Zine el Gasare ist vielen unserer Stammesgenossen bekannt, da er mir schon einmal das Leben rettete.“

„Ich hörte von dieser Tat bereits erzählen und heiße den Freund meines Fürsten und Volkes nebst seinem Begleiter willkommen,“ wandte sich Ali nun an mich.

Unsere Blicke trafen sich prüfend, als ich entgegnete:

„Mit Wohlgefallen grüße ich Dich, o Scheich Ali. Möge Allah uns Freunde werden lassen.“

„Sende einen Deiner Männer voraus, Ali“, sagte Mehemed, „damit unsere Ankunft gemeldet werde.“

Die Leute brauchten nicht erst unterrichtet zu werden; denn dieselben hatten jedes Wort gehört, da sie nahe genug standen.

Der Scheich gab einen Wink und sofort machte einer der Araber Kehrt, um mit größter Schnelligkeit zurückzureiten.

Das ganze hatte einen militärischen Anstrich. Es schien gute Manneszucht zu herrschen, wenigstens soweit sich dies mit dem Stolze und der Freiheitsliebe der Araber vereinigen läßt.

Während dem Weitermarsche erfuhr ich nun, daß Ali erst vor Kurzem Scheich

geworden war und Mehemed diesen zu seinen Bevorzugten zählte. Meiner Beurteilung nach schien er dies auch voll und ganz zu verdienen.

Inmitten eines kleinen Gebüsches machten wir Halt, nahmen etwas kaltes Fleisch zu uns und waren bald eingeschlafen, während die uns begleitenden Araber als Wachen ausgestellt wurden.

Ohne jede Störung verlief die Nacht und vor Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg.

Link war sehr vergnügt. Er bedauerte nur, daß er sich bei der Unkenntnis der arabischen Sprache mit Niemand unterhalten konnte.

„Großartig! Wirklich großartig!“, rief er wiederholt, „hätte gar nicht gedacht, daß die Araber so gute Erziehung haben. Möchte am liebsten immer hier bleiben.“

Je weniger er sprechen konnte, desto mehr schienen seine Ohren bemüht zu sein, den überwallenden Gefühlen Ausdruck zu geben; denn dieselben kamen den ganzen Tag fast nie zur Ruhe.

Bald bemerkte ich, wie die Araber darauf aufmerksam wurden und der eine derselben Link mit dem Namen „Der Mann mit den wackelnden Ohren“ bezeichnete.

Armer Link! Ich wußte, daß dieser Ehrenname nun immer blieb; denn bald würde man seinen wirklichen Namen nicht mehr kennen und nur noch den Beinamen nennen.

Ich hütete mich wohl, Link davon etwas zu sagen. Er wäre nicht wenig erbost darüber geworden.

Am Spätnachmittage dieses Tages sahen wir am Horizont eine mächtige Staubwolke aufsteigen, welche sich mit unheimlicher Geschwindigkeit näherte.

Endlich erkannten wir, daß es ein großer Reiterzug war.

Die anstürmende Menge ließ plötzlich wüstes Geschrei erschallen, während sie Schuß auf Schuß abfeuerte.

Der Fürst sagte beruhigend:

„Es sind meine Krieger.“

In rasendem Galopp kamen dieselben herangebraust.

Link war blaß geworden und sah mich besorgt an. Er rief mir zu:

„Kommen denn diese direkt aus der Hölle oder sind sie einem Irrenhause

entsprungen? Wahrhaftig, sie überreiten uns und treten uns zu Brei, ehe wir auch nur einen sicheren Schuß abgeben können!“

„Unbesorgt, lieber Link. Es sind Freunde, welche ihrem Fürsten und uns eine ganz besondere Ehrung in der Art ihrer Begrüßung bereiten“, erklärte ich ihm.

„Eine eigentümliche Begrüßung“, brummte er, „bei welcher man aus der Sorge um sein bißchen Leben gar nicht herauskommt.“

Immer näher brauste die Schar.

Links Besorgnis war noch nicht behoben. Er wurde immer unruhiger. Zuletzt konnte er sich nicht mehr halten.

„Tod und Teufel!“, zürnte er. „Diese Kerle weichen nicht aus. Ich habe nur einen Leib und will mir denselben nicht schmäählich zertrampeln lassen.“

Bei diesen Worten zog er den Revolver.

Schnell legte ich meine Hand auf seinen Arm und beruhigte ihn:

„Seien Sie vernünftig, Link. Mein Wort, Ihnen geschieht nichts. Beobachten Sie lieber in Ruhe diese prächtigen Gestalten!“

Es war auch ein wundervoller, aber aufregender und die Nerven aufs Höchste spannender Anblick.

Dem guten Link traten große Schweißtropfen auf die Stirne. Er traute der Sache nicht recht.

Unsere Pferde begannen aufgeregter zu werden und heftig zu zittern.

Da kamen sie heran, drohend die Gewehre über ihre Köpfe kreisen lassend. Wir zwangen unsere Tiere zum Stehen. Links Hand bebte leise. Er preßte die Zähne fest zusammen.

Donnernd dröhnten die Schläge der unbeschlagenen, aber stahlharten Hufe der anstürmenden Pferde auf dem Boden, daß derselbe erzitterte.

Ohrenbetäubendes Geschrei, mit dem Schalle ganzer Gewehrsalven gemischt, erfüllte die Luft.

Da — nur wenige Schritte vor den Köpfen unserer Pferde stob die Schar plötzlich in zwei Hälften auseinander und umkreiste uns in rasendem Tempo.

Jeder Einzelne schien den Anderen in der Kunst des Reitens überbieten zu wollen. Die edlen Tiere lagen im wahnsinnigen Jagen förmlich auf der Seite. Sie schienen die auf ihnen sitzenden Araber gar nicht zu spüren. Mit hoch gehobenem langem

Schweife, weit geöffneten Nüstern und sprühenden Augen sprengten sie dahin, während die wild flatternde Mähne das Gesicht des Reiters peitschte.

Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte. Die edlen Rosse oder die stolzen, geschmeidigen Wüstensöhne.

Da bemerkte ich eine Handbewegung des Fürsten. Ein gellender Schrei des Scheichs folgte, welcher den ganzen Lärm übertönte, und sofort standen sämtliche Pferde hoch auf den Hinterfüßen, von ihren Reitern zurückgerissen.

Mit weit geöffneten Augen starrte Link, der selbst ein leidenschaftlicher Sportsmann war, auf dieses überwältigende Schauspiel.

Hunderte von prachtvollen Pferden standen hoch aufbäumend im Kreise um uns herum, aufgereggt von der entsetzlichen Jagd wild mit den Vorderfüßen in der Luft schlagend und die Köpfe heftig schnaubend in die Höhe werfend, während die schwarzen Reiter in ihren wallenden, weißen Burnussen sich dicht an die Körper der Tiere schmiegt, das Haupt in die wehende Mähne vergrabend.

Wahrlich, die größte Phantasie kann so ein Bild nicht hervorzaubern. Keine Jeder ist im Stande, ein derartig packendes Schauspiel richtig zu schildern.

Der Kreis löste sich auf, aber noch immer saßen wir mehrere Minuten stumm in unserem Sattel, überwältigt von dem Eindrucke.

Ein tiefer Atemzug hob die Brust Links.

„Potztausend!“, war alles, was er hervorbrachte.

Ich drückte dem Fürsten meine warme Anerkennung über die Glanzleistung seiner Krieger aus. Er lächelte geschmeichelt und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

6. Aida

Unser Marsch glich jetzt mehr einem Triumphzuge, denn das kleine Abenteuer über die Gefangennahme und die Befreiung des Fürsten hatte sich mit Windeseile herumgesprochen. Natürlich nach orientalischer Art mit reicher Phantasie ausgeschmückt.

Viele der arabischen Krieger erkannten mich wieder und drängten sich zur Begrüßung in meine Nähe.

Die Gegend war hügelig geworden, der Boden steinig.

Als wir nach mehreren Stunden auf einer Höhe anlangten, bot sich uns ein malerischer Anblick dar.

In einem fruchtbaren Tale lag weit ausgedehnt das Lager der Araber. Reges, frisches Leben herrschte zwischen den unzähligen Zelten, welche in guter Ordnung aufgestellt waren und eine breite Straße freiließen, die mitten durch das Lager führte. Diese Straße war durch einen großen freien Platz in zwei Hälften geteilt. Den Mittelpunkt bildete ein geräumiges hohes Zelt, welches sich vor allen anderen durch seine Größe auszeichnete.

Überall sah man geschäftiges Treiben. Auf der einen Seite tummelten eine Schar halbwüchsiger Knaben, welche sich mit der Handhabung der Waffen vertraut zu machen suchten. Auf der anderen Seite führten eine Anzahl Männer kühne Reiterkunststücke auf.

Die ganze Umgebung bestand aus saftigen, frischen Weideplätzen, auf denen es von Pferden, Kamelen, Schafen, Ziegen, Maultieren etc. wimmelte.

Das ganze zeigte ein Bild heiteren, sorglosen Lebens.

Es war eine der vielen Weiden, welche der Stamm besaß. Der Hauptplatz lag noch einige Tage entfernt.

Mit Freude wurden wir begrüßt und zu einem freien Platze geführt.

Unterwegs kamen wir noch an einer Gruppe vorüber, welche sich mit Ausweiden von Antilopen beschäftigte.

Link schmunzelte, als er dies sah, gab mir einen Stoß in die Seite und rief, vergnügt mit den Augen blinzeln:

„Das wird besser schmecken als der Hammelbraten in Tschifut—Kassaba.“

Drei herrliche, außerordentlich kraftvolle Doggen kamen uns jetzt entgegen und sprangen freudig bellend am Pferde des Fürsten in die Höhe.

Verschiedene Älteste des Stammes beglückwünschten Mehemed und begrüßten mich ehrerbietig. Wir stiegen ab und traten in das geräumige Zelt, welches in mehrere Abteilungen getrennte war.

Den mittelsten, größten Teil, in dem wir uns befanden, schmückten prächtige Felle, sowie kostbare Waffen.

Nachdem wir uns in einem Nebenraume gereinigt hatten, hieß uns der Fürst nochmals herzlich willkommen und wir ruhten nun von dem anstrengenden Ritte aus, plaudernd auf den weichen Fellen liegend.

Bald sammelten sich um uns der Scheich und die Ältesten des Stammes. Kurze Zeit darauf bemerkte ich an dem Eingange ein Mädchen von wunderbarer Schönheit.

Es war Aida, die Tochter des Scheichs Ali.

Meiner Schätzung nach zählte sie höchstens sechzehn bis siebzehn Jahre. war aber voll entwickelt, und die Glieder von herrlichem Ebenmaße, deren Geschmeidigkeit man bei den ungekünstelten, graziösen Bewegungen, die sie bei ihrer Tätigkeit zur Vorbereitung eines Mahles entwickelte, bewundern mußte.

Ihre natürliche Anmut wurde noch gehoben durch eine schüchterne, aber unnahbare Keuschheit, welche über das ganze Wesen gebreitet war.

Der Blick ihrer sanften, von langen, seidnen Wimpern beschatteten dunklen Augen, die durch den im Orient oft anzutreffenden feuchten, sammetartigen Schimmer so bezaubernd wirken können, erweckte unwillkürlich den Eindruck, als ob die Unschuld dieses Mädchens unter dem besonderen Schutze der Gottheit stände.

Man erkannte sofort, daß sich Roheit oder Sinnlichkeit nie an dieses Mädchen trotz ihrer Schönheit heranwagen würde.

Wie ein dichter Mantel fiel das blauschwarze Haar in weichen Wellen über die vollen, zarten Schultern hinab zu den Knien, nur auf dem Kopfe durch einen silbernen Reif, der die hohe Stirne wie ein Diadem schmückte, zusammengehalten.

Schmeichelnd umschloß ein leichtes, weißes Gewand die schönen Formen ihres Körpers und ließ die zarte, hellbraune Farbe desselben interessant hervortreten.

Mit leichten, elastischen Schritten ging sie von einem zum anderen.

Scheich Ali saß links, ich rechts von dem Fürsten, neben mir Link und dann folgten die Ältesten des Stammes.

Auf einen Wink Mehemeds wurden nun von zwei anderen Mädchen die Speisen aufgetragen und ich muß gestehen, daß mir die mit auserlesenen kräftigen Kräutern zubereiteten Gerichte köstlich mundeten.

Link ließ sich vor allem die saftigen Barentatzen und das vorzügliche Antilopenfleisch schmecken.

Nach dem Essen wurde Wasser zum Waschen der Hände herungereicht und die Mädchen entfernten die Reste des Mahles unter Aida's Leitung.

Der Fürst erzählte uns nochmals seine Gefangennahme, sowie die Befreiung und die darauf folgende Bestrafung der Räuber.

Der Tochter des Scheichs war kein Wort entgangen. Als Mehemed meine Tat schilderte, traf mich ein bewundernder, warmer Blick ihrer schönen Augen.

Mit freundlichem Lächeln nickte ich ihr zu.

Dunkle Röte übergoß ihre Wangen und hastig verließ sie das Zelt.

Ali hatte mit Wohlgefallen meine kleine Huldigung bemerkt und lächelte leise vor sich hin.

Nachdem der Fürst geendet, wurde nun über die zu unternehmenden Schritte beraten. Nach einigem Hin— und Herstreiten wurde beschlossen, daß am nächsten Morgen drei Boten aufbrechen sollten, um den Scheich des feindlichen Stammes zu benachrichtigen, daß er am sechsten Tage nach Überbringung der Botschaft an der Grenze des Gebietes als Strafe für die fortwährenden Räubereien fünfzig Kamele und zweihundert Schafe an uns abzuliefern hätte. Andernfalls würden wir uns diesen Tribut mit Waffengewalt holen und sie noch strenger züchtigen.

Gleichzeitig aber wollten wir in das nächste, zwei Tagereisen entfernte Lager zu Scheich Abdallah senden, mit der Ordre, zweihundert Mann zu dem bestimmten Platze an der Grenze zu bringen, während wir selbst mit dreihundert Kriegern dahin zogen; so daß am Tage der Tributabgabe fünfhundert Araber an der Grenze des Feindes versammelt waren, um, falls es diesen einfallen sollte, die Buße zu verweigern, in dessen Land sofort einzudringen. —

Nach der Beratung zerstreuten sich die Versammelten und auch ich ging mit Link in die für uns unterdessen eingerichteten Zelte. Der Fürst hatte jedem ein eigenes Zelt ganz in der Nähe des seinigen herrichten lassen.

Scheich Ali begleitete mich noch, nachdem wir Link untergebracht hatten und wir saßen viele Stunden in ernstem Gespräche beisammen, wobei ich einen tiefen Blick in das Seelenleben dieses Mannes werfen konnte. Er hatte sich eine eigene Anschauung über Religion und Menschheit gebildet, welche der meinen sehr verwandt war.

Außerordentlich interessierte er sich auch für medizinische Wissenschaft, worin ich einigermaßen Auskunft geben konnte.

Bei seinem Weggange fühlte ich, daß ich mir in ihm einen wahren Freund erwerben würde.

Am nächsten Morgen gab der Scheich dem am Abend vorher gefaßten Beschlusse gemäß die nötigen Befehle und schon vor Einbruch der Nacht verließen wir an der Spitze von dreihundert wohlgerüsteten Kriegern das Lager.

Der Fürst selbst blieb zurück.

Ich aber hatte den Wunsch ausgedrückt, mich dem Zuge anschließen zu dürfen, was mir gerne gewährt wurde. Ja, Ali schien sehr erfreut über meinen Entschluß zu sein.

Link blieb im Lager, da er sich etwas unwohl fühlte. Mehemed hatte mir eins seiner eigenen Pferde zur Benützung überlassen. Es war ein prachtvoller, weißer Hengst. Ein selten schönes Tier. Es wurde Zoba'a, d. h. Wirbelwind, genannt und ich zweifelte nicht, daß die Leistungen desselben seinem Namen entsprechend waren.

Als wir am Zelte des Scheichs vorüberkamen, sah ich, daß das Tuch am Eingange leicht aufgehoben war und ein dunkles Augenpaar uns folgte.

Freundlich grüßend winkte ich mit der Hand. Sofort wurde das Tuch heruntergelassen.

In Eilmärschen ging es bis zur Grenze, wo wir einige Tage früher eintrafen als Scheich Abdallah.

Abdallah war mindestens zehn Jahre älter als Ali, aber auch ein offener, energischer Charakter.

Die beiden Scheichs verstanden sich gegenseitig sehr gut.

Der festgesetzte Tag kam, aber von den ausgesandten Boten war noch keiner zurück. Dieselben wurden jedenfalls gefangen gehalten, wenn man sie nicht gar getötet hatte.

Wir hielten eine Beratung ab. Die beiden Scheichs stimmten für sofortiges Vordringen. Ich war zwar auch dafür, machte aber noch den Vorschlag, ich wollte mit einigen der Tapfersten vorausreiten und das Tun und Treiben der Feinde auskundschaften.

Scheich Ali wehrte sich lange dagegen, er wollte mich nicht fortlassen, als er aber meinen festen Entschluß sah, ließ er mich nebst fünf seiner besten Krieger mit schwerem Herzen ziehen, während der Haupttrupp langsam nachkam.

Wir sechs schwärmten aus, in langer Linie vorrückend, um den Boden genau untersuchen zu können.

Es war verabredet, daß sich auf einen Schrei des Falken, welchen ich täuschend nachahmte, stets sofort alle um mich versammeln sollten.

Mit meinen fünf Arabern konnte ich viel wagen; denn dieselben hatten vorzügliche Waffen und waren, wie Scheich Ali versicherte, vortreffliche Schützen.

Den ganzen Tag ritten wir scharf ausspähend vorwärts, ohne die geringste Spur zu

entdecken.

Jetzt sah ich durch meinen Feldstecher vor uns ein langgestrecktes Gehölz auftauchen.

Ich ahmte sofort den Falkenschrei nach und bald sammelten sich die Krieger um mich.

Dieselben kannten das Gehölz und erklärten, daß sich nun eine Zeit lang oft bewaldete Strecken zeigen würden.

Ich ließ absitzen und erwartete die Nacht, um unbemerkt an das Gebüsch zu kommen; denn es konnten die Feinde oder doch Späher desselben darin sein.

Einen der Araber ließ ich durch das Glas schauen.

Er war sichtlich erschrocken und hätte es bald fallen lassen, als er plötzlich ziemlich deutlich und nahe das Gebüsch sah, welches mit bloßem Auge nur als ein dunkler Streifen erschien.

Verwundert untersuchte er den Feldstecher oder wie er sagte, die „Stütze der Augen“ und ich mußte alle der Reihe nach hineinschauen lassen.

Nachdem es dunkel war, saßen wir wieder auf und ritten bis ungefähr zweitausend Schritte an das Gehölz heran. Hier gab ich das Zeichen zum Halten und schlich zu Fuß weiter.

Ich konnte mich überzeugen, daß niemand im Dickicht verborgen war und auf meinen Ruf eilten meine Begleiter herzu.

Wir ließen die Pferde nun grasen und untersuchten das Gehölz.

Es blieb alles ruhig.

Wir setzten uns zusammen, aßen kaltes Antilopenfleisch und unterhielten uns mit halblauter Stimme.

Den Tieren sollten nur einige Stunden der Ruhe gegönnt werden, dann wollten wir wieder aufbrechen.

Ungefähr zwei Stunden mochten vergangen sein. Ich erzählte den dunkelfarbigen Söhnen Arabiens von Europa, sowie von Afrika, als ich plötzlich mir gegenüber zwischen den Blättern eines Strauches zwei leuchtende Augen zu sehen glaubte.

Ich blieb ruhig sitzen, sprach in gleichem Tone weiter und sah dabei unter halb gesenkten Lidern scharf nach den beiden hellen Punkten.

Jetzt verdunkelten sich dieselben vorübergehend nacheinander mehrmals, um

gleich darauf wieder ruhig zu leuchten.

Ich hatte mich also nicht getäuscht, es waren Augen, welche ich glänzen sah; denn das vorübergehende Verdunkeln rührte von dem zeitweisen Senken der Augenlider her.

Dem matten Glanze nach konnten es Menschaugen sein, sicher war ich meiner Sache jedoch nicht.

Ich mußte mich überzeugen.

In demselben erzählenden Tone sagte ich den Arabern, sie sollten ruhig sitzen bleiben und eifrig weiter sprechen.

Dann erklärte ich ihnen, was ich hinter ihrem Rücken beobachtete und daß es meine Absicht sein, unauffällig aufzustehen und nachzusehen.

Jetzt konnte ich bemerken, daß ich gewandte und kaltblütige Krieger bei mir hatte; denn ohne mit der Wimper zu zucken erzählten sich dieselben ruhig Jagdgeschichten, trotzdem sie wußten, daß Feinde hinter ihnen waren und jeden Augenblick eine Kugel geflogen kommen konnte.

Gleichgiltig stand ich auf und schritt nach den Pferden in entgegengesetzter Richtung von dem unheimlichen Augenpaare.

Bei den Tieren angekommen, warf ich mich sofort auf die Erde und kroch im Bogen zu der Stelle, wo ich den Menschen oder das Tier vermutete.

Im Anschleichen leistete ich, ohne mich selbst rühmen zu wollen, etwas außerordentliches, und so kam es, daß ich bald geräuschlos hinter den bewußten Strauch gekommen war.

Mit größter Vorsicht, nur mit den Händen und Fußspitzen den Boden berührend und jedes Blatt oder dürren Zweig aus dem Wege räumend, schob ich mich vorwärts.

Da klang leises, regelmäßiges Atmen an mein Ohr, es war nur einige Schritte von mir.

Jetzt erkannte ich auch den ganz unter Blättern verborgenen Körper eines in graues Tuch gehüllten Mannes. Er lag auf den Knien und war tief in der Beobachtung meiner Araber versunken.

Das Atmen einstellend, kroch ich die wenigen Schritte noch vorwärts, sprang plötzlich auf und legte beide Hände fest um den Hals des Lauschers.

Mein Erscheinen kam dem Manne so unverhofft, daß er nicht die geringste Gegenwehr versuchte. Der Schreck lähmte ihm alle Glieder.

Ich faßte ihn am Kragen und schleppte den Körper in den Kreis der Araber, welche nicht wenig erstaunt waren.

Er wurde gebunden und ich forschte nochmals die Umgebung ab, ob etwa weitere Späher vorhanden waren. Fand aber nichts.

Bei meiner Rückkehr sah ich mir den Fremden genau an. Er mußte ein Sleb—Araber sein, darüber bestand kein Zweifel.

Ich beugte mich über ihn und frug ernst und eindringlich:

„Warum belauschest Du uns?“

Keine Antwort.

„Von welchem Stamme bist Du und was tust Du hier allein?“, fuhr ich unbeirrt fort.

Er machte nicht das geringste Zeichen, daß er mich verstanden hatte und sah mich nur herausfordernd an.

„Hat Allah Deine Sinne verwirrt, daß Du schweigst? Weißt Du nicht, daß ich Dich töten werde, wenn Du nicht antwortest?“

Schärfer schon sprach ich die letzten Worte.

Ein trotziges Lachen war die Antwort.

„Töte mich, wenn Du es wagst“, sagte er finster. „Du wirst Dich Deines Sieges nicht lange freuen können.“

Jetzt hatte er sich verraten.

Triumphierend entgegnete ich:

„Du hast mir genug gesagt. Du bist als Späher vorausgeschickt und Deine Brüder folgen Dir, wenn Du Dich versichert hast, daß ihnen im Wäldchen keine Gefahr droht. Ich danke Dir.“

Verdutzt schaute er mich an.

„Ich habe Dir nichts gesagt!“, rief er erschreckt, „Allah bewahre mich davor!“

Lachend erwiderte ich ihm:

„Deine Brüder mögen ein anderes mal einen klügeren Mann voraussenden. Du bist wie der Schakal, der sich durch sein Heulen selbst verrät und müßtest als Späher doch dem Panther gleichen.“

Sagtest Du mir nicht, daß ich mich meines Sieges nicht lange freuen würde? Sohn eines Toren, der Du bist, hast mir dadurch selbst verraten, daß Gefahr droht, also Hilfe für Dich oder Rächer in der Nähe sein müssen. Dein Erschrecken bei meinen Worten giebt mir noch mehr Gewißheit, daß ich recht vermute.“

„Scheitan!“, knirschte er in sinnloser Wut. „Könnte ich Dich zermalmen.“

„Da mußt Du früher aufstehen, mein Sohn“, suchte ich ihn noch mehr zu reizen in der Hoffnung, daß er mir in der Hitze mehr verraten würde; „Du bist noch ein Knabe in Deinem Tun. Nimm erst bei einem Krieger Unterricht, ehe Du es wagst, Feinde zu belauschen und lerne die Augenlider dabei senken, damit Dich das Leuchten Deiner Augen nicht wieder verrät. Doch sollst Du mir noch sagen, was mit unseren drei Boten geschehen ist. Leben dieselben noch oder habt ihr sie getötet?“

Während er sich bei meinen Beleidigungen krümmte wie ein Wurm, um von seinen Banden loszukommen, lachte er zu meiner Frage wieder höhnisch.

„Hole sie Dir, Du Sohn der Hölle!“, brüllte er mich an. „Aber sieh zu, daß Dein ungewaschener Mund dabei nicht verstopft wird.“

Beleidigen darf man sich bei den Kindern der Natur nicht ungestraft lassen, sonst sinkt man in den Augen derselben tief.

Ich erwiderte daher drohend:

„Jetzt ist es genug! Ich habe Dir bewiesen, daß Du ein Knabe gegen mich bist und ich möchte Dich nach Hause schicken, damit Du Röcke anziehen kannst. Gieb Antwort auf meine Fragen oder ich werde Dir Deinen Mund öffnen!“

Murrend kehrte er mir den Rücken, sich auf die Seite legend.

Gespannt schauten meine Begleiter mich an. Ich mußte jetzt handeln, um das Ansehen nicht zu verlieren.

Mit kaltem Lächeln drehte ich den Gebundenen wieder auf den Rücken, riß ihm den Burnuß von der Brust und fuhr langsam fort:

„Ich zähle bis drei! Habe ich bis dahin keine der Wahrheit entsprechende Antwort von Dir, so bist Du verloren.“

Noch während ich sprach, hatte ich die scharfe Spitze meines Dolches dem Araber auf die Brust direkt auf die Stelle des Herzens gesetzt.

Er grinste mich immer noch schadenfroh an.

Ich zählte:

„Eins!“ — — —

Keine Antwort.

„Zwei!“

Bei diesen Worten ließ ich die Spitze der Waffe einige Millimeter in das Fleisch eindringen.

Sofort nahm das Gesicht des Mannes einen anderen Ausdruck an. Erst ungläubig, dann erschreckt und in höchster Angst rief er:

„Bei Allah! Du erstichst mich ja. Nimm Dein Messer weg, oder ich sterbe!“

„Das sollst Du auch, wenn Du nicht antwortest. Gieb Auskunft!“, erwiderte ich finster und bohrte den Stahl noch tiefer hinein.

Jetzt brüllte er laut auf.

„Ich rede, ich rede! Aber nimm die furchtbare Waffe weg. Du bist ein Panther in Menschengestalt!“

„Antworte!“, drängte ich, und wieder drang der Dolch tiefer.

Nun konnte sich der Araber in seiner Todesangst nicht mehr halten.

„Bei Allah! Die Boten leben“, wimmerte er, „habe Erbarmen und nimm das Messer weg.“

„Ich habe es erst im Guten versucht“, rief ich meinerseits warm werdend. „Du hast nicht gewollt und mich verhöhnt, jetzt berichte alles. Wo ist Dein Stamm?“

„Wenige Stunden von hier, wie Du erraten hast“, stöhnte er. „Wirst Du mich töten?“

„Ich lasse Dir Dein Leben, wenn Du mir die Wahrheit sagst. Ich pflege mein Wort zu halten“, erwiderte ich, ohne den Dolch wegzunehmen, „aber ebenso sicher werde ich Dich töten, wenn Du mich belügst!“

„Du bist grausam genug, mich kaltblütig zu morden“, preßte er beklommen hervor, „daran zweifle ich nicht. Ich werde Dir alles sagen.“

„Daran wirst Du klug tun. Wieviel sind Krieger hinter Dir?“

„Vierhundert.“

„Sind die gefangenen Boten dabei?“

„Dieselben werden mitgeführt.“

„Führt Euer Scheich die Leute selbst?“

„Scheich Hasan führt die Krieger selbst.“

Ich war befriedigt, schnitt dem Araber die Fesseln durch und steckte den Dolch in den Gürtel.

„Du kannst gehen“, bedeutete ich ihm kurz.

Erstaunt richtete er sich auf. Nicht minder verwundert sahen mich meine Begleiter an.

„Du gibst mir die Freiheit?“, rief er zweifelnd, seine Glieder reckend.

„Habe ich es nicht deutlich gesagt?“

„Aber meine Brüder werden bald hier sein und Euch gefangen nehmen!“, rief er erstaunt.

„Sie werden uns nicht finden, denn wir reiten zurück“, entgegnete ich ruhig.

Da kam der Araber auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach:

„Shidi, Du hast mein Leben geschont, obschon ich Dein Feind bin und es in Deiner Macht lag, mich zu töten. Ich werde meine Hand im Kampfe nicht gegen Dich erheben.“

Nach diesen Worten eilte er mit flüchtigen Schritten davon.

Ich wußte, daß er uns auf alle Fälle noch beobachten würde, gab aber ein Zeichen zum Aufsitzen und sprengte geräuschvoll mit meinen Kriegern den Weg zurück, den wir gekommen.

Hastig gab ich den Arabern Weisung, einige tausend Schritte zu reiten, dann eine Zeit zu warten und langsam zurückzukommen, bis auf ungefähr fünfhundert Schritte, und mich dort zu erwarten. Mein Pferd sollten sie mit sich führen.

Sofort nachdem ich die Instruktion erteilt hatte, ließ ich mich während dem Ritte vom Pferde gleiten und schlich zurück zu dem Gehölz.

Kaum war ich hier angelangt, als an der entgegengesetzten Seite desselben schnell sich entfernende Hufschläge hörbar wurden.

Diese Wahrnehmung befriedigte mich, denn ich sah dadurch, daß der Späher unser Fortreiten abgewartet hatte und nun diesen Bericht seinem Scheich brachte.

Niemand vermutete uns noch in dem Gebüsch. Es war nur wünschenswert, daß wir ein gutes Versteck fanden.

Schnell eilte ich nun den Kriegern entgegen. Dieselben harrten bereits meiner Rückkunft.

Einen davon sandte ich zu Scheich Ali und Abdallah mit der Weisung, Bericht über alles zu erstatten und nur langsam vorzurücken.

Vor einem Angriffe aber auf alle Fälle meine Rückkunft abzuwarten.

Dann galoppierten wir nach dem Wäldchen zurück.

Hier ließ ich alle nach einem Verstecke suchen, wo wir selbst und auch unsere Pferde vor den Blicken der Feinde, welche jedenfalls hier Rast machen würden, völlig verborgen blieben.

Wir verteilten uns, und suchten lange Zeit vergebens.

Endlich aber war es einem Araber gelungen, ganz am Rande des Gehölzes ein dichtes Gebüsch zu entdecken, welches uns aufnehmen konnte.

Aber es war ein sehr gewagtes Unternehmen; denn fiel es den Feinden ein, das Wäldchen nochmals bei ihrer Ankunft zu untersuchen, so mußten wir unbedingt gefunden werden.

Auch liefen wir Gefahr, daß unsere Pferde wieherten. Dann waren wir verloren.

Unsere ganze Hoffnung bestand darauf, daß die anziehende Schar der Auskunft ihres Spähers vertraute und nicht weiter nachforschte.

Diese Aussicht blieb aber nur bestehen, wenn der Trupp nicht mehr weit entfernt gewesen war.

Glücklicherweise sollte das Letztere eintreffen und nicht lange währte es, als wir das Geräusch näher kommender Hufschläge vernahmen.

Es waren die Erwarteten.

Schnell kamen sie heran. Unser Versteck rechts liegen lassend, zogen sie in das Gehölz ein und machten, wie ich vermutete, Halt.

Wir hatten die Hände fest auf die Nüstern unserer Tiere gelegt und streichelten deren Köpfe, damit sie sich ruhig verhalten sollten.

Ziemlich zwei Stunden warteten wir, bis sich der Lärm etwas gelegt hatte und wir annahmen, daß sich die größte Anzahl der Ruhe hingegeben hatte.

Dann unterrichtete ich meine Gefährten, daß ich selbst mich anschleichen und auskundschaften wollte, wo unsere Boten gefangen lagen und mir wieviel Feinden wir es eigentlich zu tun hatten.

„Wartet unbedingt bis ich zurückkomme, unternimmt nichts, auch wenn ihr Geschrei oder Schüsse fallen hört“, warnte ich noch.

„Sollte ich gefangen werden, dann kehrt schnell zurück zu Scheich Ali und überfallt sofort das Lager. Scheich Ali kann nicht mehr so weit entfernt sein.“

Nach diesen Worten legte ich mich auf den Boden und glitt schlangenartig auf das Lager der Feinde zu.

Der Mond verbreitete genügend Licht, um die in der Nähe befindlichen Gegenstände erkennen zu lassen.

Plötzlich sah ich circa zwanzig Schritte vor mir eine Wache stehen. Wollte ich dieselbe umgehen, so ging zuviel Zeit verloren, da ich nur langsam vorwärts kam, auch konnte ich dabei auf einen anderen Posten stoßen.

Deshalb nahm ich kurz entschlossen mehrere kleine Steine auf und warf dieselben geschickt in einige seitwärts von der Wache stehende Sträucher.

Beim Fallen des ersten Steines erhob der Araber gespannt lauschend den Kopf.

Beim zweitenmale wandte er sich unruhig nach der betreffenden Richtung, und als ich noch ein drittes Steinchen warf, eilte er auf die Sträucher zu, um die Ursache dieses Geräusches zu ergründen.

Jetzt war meine Bahn frei. Schnell schob ich mich vorwärts, Schritt für Schritt, jedes Rascheln des dünnen Laubes oder das Knacken vertrockneter Zweige beim Darübergleiten vermeidend.

Schon war ich dicht an der Stelle, wo der Wächter gestanden hatte, da blieb ich plötzlich wie gebannt liegen, den Atem anhaltend; denn zu meinem Schrecken kam der Mann, welcher das Erfolglose des Suchens jedenfalls eingesehen hatte, wieder zurück.

Nun gab es keine Zeit zu langem Überlegen.

Sah mich der Araber, so war ich verloren und meine Begleiter vielleicht auch. Darum mußte ich ihm möglichst zuvorkommen und angreifen, ehe er mich erblickte.

Sekunden voll banger Erwartung folgten. Das Leben des Wächters wie auch das meinige hing nur noch an einem Haar.

Ruhig schritt der Krieger näher. Blieb er nicht bald stehen, so fällte er dadurch sein eigenes Todesurteil.

Langsam spannte ich die Muskeln, um den entscheidenden Sprung zu tun.

Schon zog ich vorsichtig die Beine an und hob mich ein wenig, da, im letzten Augenblicke, blieb der Herankommende lauschend stehen.

Galt dies Lauschen mir? Hatte er mich gesehen?

Nein! Denn er wandte sich wieder rückwärts.

Ein tiefer Atemzug der Erleichterung hob meine Brust.

Schnell huschte ich weiter und war bald außer dem Bereiche des Postens.

Aber nun mußte ich noch vorsichtiger sein. Ich konnte jetzt das ganze Lager übersehen. Verschiedene Gruppen saßen noch zusammen und führten halblaute Unterredungen.

Lange suchte ich mit den Blicken die drei Boten des Fürsten.

Endlich sah ich dieselben liegen. Es war nicht sehr schwer, bis zu ihnen zu kriechen, da die drei Gefesselten am äußersten Rande des Lagers neben einem Strauche lagen.

Als ich an dieser Stelle angekommen war, raunte ich leise:

„Rührt Euch nicht, ein Freund ist in der Nähe. Seid Ihr wach und versteht Ihr mich, so hebt langsam die Arme etwas in die Höhe!“

Vorsichtig hoben die Drei die gefesselten Hände empor.

Ich brachte meinen Kopf an das Ohr des mir zunächst Liegenden und fragte:

„Sage mir, welcher der Scheich ist!“

Leise erfolgte die Antwort:

„Du siehst fünfzig Schritte von hier drei Männer sitzen, vor denen ein Krieger steht.

Der Sitzende, welcher uns den Rücken kehrt, ist Scheich Hasan, links neben ihm einer der Ältesten des Stammes.“

„Was hat man mit Euch vor?“, frug ich weiter.

„Allah weiß es!“, entgegnete er.

Ich schaute scharf nach dem Scheiche, der mir so nahe war und erkannte in dem vor ihm Stehenden den Späher, welcher wahrscheinlich nochmals alles berichten mußte.

Ein verwegener Gedanke durchzuckte mich plötzlich.

Ha! Tollkühn war es zwar zu nennen, aber gelang mir der Plan, so verhinderte ich einen Kampf und unnötiges Blutvergießen, rettete vielen Freunden wie Feinden das Leben.

Nun wandte ich mich wieder an den Araber.

„Höre genau, was ich Dir sagen will. Ihr sollt befreit werden, aber tut alles, was ich befehle.

Ich werde Dir jetzt die Fesseln Deiner Hände durchschneiden und gebe Dir den Dolch. Damit lösest Du Deine Füße und sehr vorsichtig befreist Du Deine Gefährten. Ihr bleibt aber genau so liegen, wie jetzt, damit niemand Verdacht schöpft. Kommt nochmals jemand zu Euch, um die Fesseln zu prüfen?“

„Vor Tagesanbruch nicht, Shidi“, erwiderte der Araber.

„Gut, präge Deinem Gedächtnis nun folgende Worte scharf ein, damit Du nicht meinen Plan verdirbst:

Sobald der Schrei eines Falken ertönt, springt ihr auf und rennt nach den Pferden, indem ihr so laut als möglich schreit.

Ich bin mit vier Kriegern in der Nähe und werde dieselben auch an verschiedenen Orten schreien und schießen lassen, um Verwirrung anzurichten. Stürmt ihr nun auf die Pferde zu, so werden die Wächter derselben denken, Ihr wäret Stammesgenossen und keine Feinde darunter vermuten. Schwingt Euch jeder auf ein Roß, bringt noch ein viertes Lediges mit, wenn es möglich ist und flieht nach Süden, woher Euer Scheich Ali kommt.

Während des entstehenden Tumultes werde ich selbst mitten durch das Lager sprengen und mir wenn möglich den Scheich herausholen.

Befolge genau meine Worte.“

„Allah, man wird Dich töten oder gefangen nehmen“, flüsterte erschrocken über das Wagnis der Araber.

„Das lasse Allah's und meine Sorge sein“, beruhigte ich ihn. „Handelt ihr genau nach meinem Wunsche und nicht früher, so wird der Plan gelingen und ich bin aus dem Lager, ehe die Verblüfften zu klarem Denken kommen.

Unterrichte vorsichtig Deine Gefährten.“

Nach diesen Worten zog ich mich zurück.

Geräuschlos, aber so schnell als möglich suchte ich zu meinem Verstecke zu kommen, ganz erfüllt von der mir so plötzlich gekommenen Idee.

Da tauchte der Posten wieder vor mir auf.

Jetzt hatte ich keine Zeit zu verlieren und konnte auch keine Rücksichten nehmen. Es war besser, ich beseitigte diesen Wächter, damit mir derselbe bei meiner Rückkehr nicht alles vereitelte.

Kurz entschlossen sprang ich dem nichts Ahnenden auf den Rücken, mit den Händen fest den Hals umschließend.

Durch den Anprall und die Schwere meines Körpers wurde der kräftige Araber zu Boden gerissen.

Meine Hände blieben wie eiserne Schrauben an seiner Kehle.

Er stürzte nach vorn mit dem Gesicht zu Boden, während ich auf ihm lag. Nach kurzen vergeblichen Versuchen einer Gegenwehr war er bewußtlos.

Ich riß einige Schnuren von meinen Kleidern, fesselte ihn damit, steckte einen starken Knebel in seinen Mund und schleifte den Körper des immer noch besinnungslosen hinter einen Strauch.

Schnell eilte ich nun zu meinen Begleitern, welche schon um mich besorgt waren, teilte ihnen in Kürze alles Geschehene mit und ordnete an, daß alle vier mit mir gleichzeitig aufbrechen und sich an verschiedenen Orten aufstellen sollten, jedoch weit genug entfernt, damit die Wächter nichts bemerken konnten.

Freudig leuchteten ihre Augen auf, als ich ihnen den kühnen Handstreich auseinandersetzte.

Zum Schlusse ermahnte ich nochmals:

„Also, sobald ich den Falkenschrei erschallen lasse, erhebt Ihr lautes Geschrei, schießt alle Waffen ab und sprengt dann so schnell als möglich um die Ecke des Gehölzes herum direkt nach Süden, unserer Truppe entgegen. Kommt dem Lager nicht näher und begeben Euch nicht unnötig in Gefahr.“

Schnell zog ich nun meinen Hengst mit mir fort und war bald an der Stelle, wo der von mir überwältigte lag.

Zoba'a schnaubte leise, als wir vorüberschritten.

Bis kurz vor das Lager kam ich unbehelligt.

Meiner Berechnung nach mußten jetzt alle meine Gefährten auf dem Posten sein. Auf mein Pferd konnte ich mich verlassen.

Ein kurzes Stoßgebet und ich saß im Sattel.

Der gellende Schrei eines Falken durchschnitt die Luft.

Vielstimmiges Geschrei erschallte von allen Seiten. Schuß auf Schuß krachte.

Ein kräftiger Schenkeldruck meinerseits und mit kühnem Sprunge setzte mein braves Roß über die Köpfe einiger sich eilig aus dem Schlafe erheben Wollender hinweg mitten in das feindliche Lager.

In zwei Sätzen erreichte es die Gruppe, in welcher Scheich Hasan saß.

Erschrocken waren alle aufgesprungen!

Der Späher stand noch dabei und schrie bei meinem Anblicke entsetzt:

„Der Scheitan! Der Scheitan! Rettet Euch!“, was die Verwirrung nur noch steigerte.

An der Seite des Scheichs angekommen, versetzte ich ihm einen scharfen, federnden Hieb mit der Handkante an die Stelle des Halses, wo die Schlagader sich befindet. Den dadurch ins Taumeln Gekommenen faßte ich bei den Schultern, zog ihn mit Aufbietung aller Kraft auf mein Pferd und jagte, die sich mir entgegen Stellenden niederreitend, davon.

Niemand hatte zu schießen gewagt, da ebenso gut der Scheich wie ich getroffen werden konnte.

In starrem Entsetzen über so eine unerhörte Tollkühnheit und in lähmender Verblüffung hatte ich alle zurückgelassen. Jetzt aber erhob sich ein wildes Wutgeheul.

In rasendem Tempo ging es vorwärts.

Mein Renner achtete der doppelten Last gar nicht.

Das Gehölz hinter mir schien in einen wahren Hexenkessel verwandelt zu sein. Ein haarsträubendes Wüten und Toben klang zu mir herüber.

Da hörte ich schon an beiden Seiten und hinter mir den Hufschlag galoppierender Pferde.

Immer näher kam der Schall.

Die Schatten dunkler Reiter huschten neben mir her, wie schwarze Söhne aus dem Schattenreiche.

Jetzt war der Scheich, welchen ich quer vor mir liegen hatte, wieder zu voller Besinnung gekommen und machte alle Anstrengungen, sich zur Erde stürzen zu lassen. Das Pferd wurde dadurch in seinem Laufe gehemmt.

Als er einsah, daß ihm ein Entkommen in dieser Weise nicht so schnell gelingen würde, suchte er Zoba'a durch Hiebe scheu zu machen.

Schon fing es an, sich zu bäumen.

Dies empörte mich. Rücksicht und Schonung war hier nicht angebracht und würde mein eigenes Verderben gewesen sein.

Mit heftigen Schlägen bearbeitete ich den Kopf des vor mir Liegenden, bis er wieder ohnmächtig auf dem Sattel hing.

Da plötzlich tauchten vor mir auch noch Gestalten auf.

Himmel! Sollte ich nach diesem glänzenden Erfolge noch wegen einer Handvoll Reiter unterliegen?

Wild schaute ich um mich, den Revolver aus dem Gürtel reißend, während mein Pferd ununterbrochen dahinflog.

Schon hatte ich die Waffe erhoben, um auf den mir zunächst befindlichen schwarzen Reiter zu schießen.

Da tönte mir plötzlich ein lauter, erschrockener Ruf entgegen:

„Allah! Willst Du Deine Freunde töten?“

Freudig überrascht senkte ich die Waffe.

Wahrhaftig! Es waren meine vier Begleiter.

„Wo sind die drei Boten? Habt Ihr sie gesehen?“, rief ich in abgerissenen Sätzen; denn die Anstrengung machte sich doch geltend bei mir.

„Nein, Shidi!“, war die wenig tröstliche Antwort.

Da hörten wir auf unserer linken Seite von Neuem Hufschläge. Laute Rufe erschallten durch die Nacht.

Weiter und weiter sausten wir. Der Luftzug, hervorgerufen durch die schnelle Vorwärtsbewegung, ging pfeifend um meine Ohren.

Eine verwegene Jagd.

Zoba'a schnaubte wild. Die Last schien ihm nicht mehr zu behagen.

Phantastisch flatternd, wehten unsere Burnusse um uns herum.

Wer uns so gesehen hätte bei dem fahlen Mondscheine, wäre gewiß scheu zur Seite gewichen, denn wie Dämonen rasten wir dahin.

Jetzt tönten die Rufe näher. Reiter wurden sichtbar.

Da stieß der eine Araber neben mir einen Freudenruf auf:

„Sie sind's! Es sind die Geretteten!“

Eine jubelnde Begrüßung auf beiden Seiten.

Die Drei hatten meinen Wunsch erfüllen können und ein lediges Roß mitgebracht.

„Gebt das Pferd her! Schnell!“, keuchte ich.

Der Schweiß lief mir von der Anstrengung von der Stirn.

Wir hielten einen Augenblick.

Der Scheich wurde von meinem Sattel gehoben und auf dem ledigen Tiere festgebunden.

Erleichtert atmete ich auf.

„Vorwärts!“, drängte ich, sobald wir fertig waren.

Freudig wiehernd schoß mein tapferes Roß mit neuen Kräften dahin.

Nun hatten wir gewonnen. Mein ganzer Plan, so tollkühn er auch schien, war geglückt.

„Die Verfolger sind hinter uns!“, rief jetzt einer der Unserigen lebhaft, „ich hörte sie schon!“

Wir zügelten die Tiere und hielten lauschend inne.

Da tönte von der Ferne her dumpfes Tosen und Brausen. Das ganze Lager schien aufgebrochen und hinter uns zu sein.

„Jetzt gilt es, Freunde, wir reiten um unser Leben!“, rief ich, faßte das Tier des Scheichs fester und nun ging ein Ritt los, den ich nie vergessen werde.

Es schien, als ob die Pferde die Gefahr ahnten; denn sie jagten mit geradezu unheimlicher Geschwindigkeit dahin.

Wie lange wir so gerast, entzog sich meiner Beurteilung.

Mit Besorgnis mußte ich endlich bemerken, daß mein Renner anfang zu ermatten.

Das Getöse der uns Verfolgenden kam näher.

Aber auch Scheich Ali konnte mit seinen Scharen nicht mehr weit sein.

Ich gab aus meinem Gewehre einen Schuß ab, in der Hoffnung, daß derselbe von ihm gehört wurde.

Keine Antwort.

Ich ließ aus dem Revolver einen zweiten — — — dritten Schuß folgen.

Nichts war zu hören.

Wir stürmten weiter.

Ungefähr nach einer halben Stunde schoß ich noch einmal.

Da — — — — ein schwacher Knall antwortete in der Ferne vor uns.

Jetzt ward es hell am Horizont. Nur noch kurze Zeit — — — — und die Sonne sandte uns ihre Strahlen entgegen.

Ich blickte zurück.

Da sah ich die dunkle Masse unserer Feinde herangewälzt kommen.

Aber auch vor uns tauchten Punkte auf, welche sich schnell vergrößerten. Eine dunkle Linie zeichnete sich bald darauf im Hintergrunde ab, welche ebenfalls immer größer anwuchs.

Es waren unsere Truppen!

Ein Jubelruf entrang sich unser aller Lippen, dem ein unterdrückter Fluch des längst wieder zur Besinnung gekommenen Scheich Hasan folgte.

Auch die Verfolger bemerkten, daß uns Hilfe kam und blieben plötzlich stehen.

Wir verminderten die Eile sofort, damit unsere Tiere wieder zu Atem kommen konnten.

Bald ließen sich einige Reiter vor uns unterscheiden. —

Allen voran sah ich die Scheichs Ali und Abdallah, welche sich von dem Truppe losgelöst hatten und uns entgensprengten.

An unserer Seite angekommen, rissen sie ihre Pferde herum und blieben zu meiner Rechten und Linken, mich freudig begrüßend.

Verwundert ruhten ihre Augen auf dem gefangenen Scheich Hasan, welchen sie kannten.

Ich sprach jedoch noch nicht, sondern wollte erst Zoba'a, welcher sich so tapfer gehalten hatte, in guter Obhut wissen.

Nach wenigen Minuten schon befanden wir uns mitten unter den Kriegern, von denselben mit Jubel begrüßt.

Ich rief meinen vier Begleitern zu, daß sie berichten sollten und sprang vom Pferde.

Erst als ich dasselbe selbst abgerieben und einem zuverlässigen Manne zum ruhigen Umherführen übergeben hatte, trat ich wieder zu den Scheichs.

Einer meiner Begleiter war noch im Erzählen begriffen. Er schmückte den ganzen Vorgang nach orientalischer Art aus.

Überall hörte ich Ausrufe der Bewunderung, und als der Erzähler geendet, brach ein förmlicher Sturm los, indem man mir gleich einem großen Helden zujubelte.

Herzlich dankte mir Ali im Namen aller und schloß mit den Worten:

„Wahrlich, Du trägst Deinen Namen mit Recht, o Zine el Gasare, es könnte keinen Würdigeren dafür geben! Unser Stamm ist stolz auf Deine Freundschaft!“

Ich mußte dies geduldig über mich ergehen lassen und erklärte dann erst Ali und Abdallah meine Absicht.

„Ich habe Scheich Hasan gefangen genommen in der Hoffnung, daß dadurch unnötiges Blutvergießen erspart wird; denn bis jetzt ist noch niemand ums Leben gekommen.

Meine Überzeugung geht dahin, daß wir nun die verlangten Schafe und Kamele ohne Kampf erhalten werden, wenn wir drohen, den Scheich Hasan im Weigerungsfalle sofort zu töten. Er selbst mag den Befehl zur Ablieferung der Tiere geben.“

Die Meinung schien hierüber eine geteilte zu sein. Auch Ali mochte andere Ansicht haben; denn er frug:

„Worin besteht dann aber die Züchtigung, welche sie verdient haben?“

Nach einigem Nachdenken entgegnete ich:

„Verlange doch zur Strafe für die Weigerung jetzt das doppelte, Scheich Ali, das wird die Räuber wohl schmerzlich berühren.“

Ich bot meine ganze Überredungskunst auf, um die Araber zu gewinnen; denn mir lag daran, einen unnötigen Kampf zu vermeiden.

Nach und nach neigten alle meiner Ansicht zu, namentlich da ich anführte, daß wir ja nicht speziell zum Kampfe, sondern zur Empfangnahme der Tiere gekommen seien und nur im Notfalle eingreifen sollten.

Das leuchtete ein und Scheich Hasan wurde vorgeführt.

Ali trat ihm finster entgegen:

„Warum hast Du dem Gebot unseres Fürsten nicht gehorcht? Wo sind die Kamele und Schafe, welche Du abliefern solltest?“

Hasan antwortete trotzig:

„Seit wann bin ich Eurem Fürsten tributpflichtig?“

„Es handelt sich nicht um Tribut, sondern um eine Strafe für Eure Räubereien, namentlich für die Gefangennahme unseres Fürsten.

Warum laßt Ihr die unter unserem Schutze stehenden kleinen Stämme nicht in Ruhe und nehmt ihnen ihr Vieh weg? Warum nehmt Ihr unsere Boten gefangen?“

Ali hob seine Stimme immer mehr. Er wurde heftig.

„Was willst Du mit all diesen Fragen von mir? Was habe ich damit zu schaffen?“, entgegnete Hasan.

Ich nahm mit Genugtuung wahr, daß sein Blick mit großer Besorgnis die Zahl unserer Krieger streifte.

„Verstelle Dich nicht!“, schrie nun Ali aufgebracht, „willst Du das Werk Deiner Diebereien auch noch mit Lügen krönen? Schäme Dich, Hasan, wenn der Scheich so ist, wie mögen da seine Krieger sein?“

Wie Peitschenhiebe trafen diese Worte den Gemaßregelten. Grimmiger Haß leuchtete aus seinen Augen.

Ali fuhr fort:

„Warum das Versteckspielen? Wir haben keine Lust, Deine Reden anzuhören!

Da Du unserem Wunsche nicht nachkamst, verlange ich jetzt als Züchtigung das Doppelte. Also hundert Kamele und vierhundert Schafe.

Giebst Du nicht Befehl, daß dieselben sofort gebracht werden, so lasse ich Dich töten und sende Deinen Leichnam auf ein Pferd gebunden Deinen Kriegern entgegen. Dann fallen wir sofort über dieselben her und werden uns für immer vor Euch Ruhe verschaffen.

Ihr sollt unsere Macht kennen lernen. Wir können Euch zertreten wie giftiges Gewürm und haben nur einen kleinen Teil unserer Krieger mitgebracht!“

„Bist Du von Sinnen?“, brüllte Hasan entsetzt. „Wir haben nicht so große Herden!“

„Du hast ja allein so viel von uns gestohlen“, entgegnete Ali kalt und verächtlich.
„Entscheide Dich! Ja oder Nein!“

„Nein und abermals nein!“, heulte Hasan vor Grimm und Wut.

Ali wandte sich und trat zu mir.

„Was soll ich jetzt tun, Shidi?“

„Deinen Worten gemäß handeln, Scheich Ali“, entgegnete ich ernst, „es geht nicht anders.“

„So rede Du mit ihm, Shidi!“, bat Ali.

„Wie Du willst.“

Bei diesen Worten schritt ich schon auf den Gefangenen zu.

Als mich dieser kommen sah, warf er mir einen haßerfüllten Blick zu, während sich zugleich Unruhe in seinem Gesichte zeigte.

„Du hast gehört, war man von Dir fordert“, sagte ich in ruhigem aber bestimmten Tone. „Willst Du den Befehl geben?“

„Was habe ich mit Dir zu schaffen? Gehe dahin, woher Du gekommen bist, nämlich in die Hölle!“, rief er mir entgegen. „Du bist der Mann, welcher mir meinen tapferen Moktab vom Pferde schlug, als er Mehemed gefangen hatte. Ja, nur Du kannst es, nein, Du mußt es sein!“

Ruhig lächelnd nickte ich ihm zu.

„Ja, ich bin es. Darum hüte Dich, meine Geduld auf eine zu harte Probe zu stellen!“

Wieder traf mich ein ängstlich forschender Blick, dann schrie er:

„Die Geier mögen Deinen Leib zerreißen!“

Er schien eine unbestimmte Furcht vor mir zu haben und sich selbst Mut schreien zu wollen.

„Ich frage Dich zum letztenmale!“, sagte ich nun drohend. „Willst Du den Befehl geben?“

„Nein!“, knirschte er.

„Gut. Du sollst Deinen Willen haben“, war meine gelassene Antwort.

Auf meinen Wink traten zwei Krieger heran.

„Bringt ein kräftiges Pferd!“, befahl ich nun.

Nur einige Minuten währte es, dann stand eine kräftige Stute vor mir.

Fragend sah ich Hasan nochmals an. —

Dieser warf einen scheuen Blick auf mich und auf das Pferd, blieb aber stumm.

„Bindet ihm die Füße!“, war mein nächster Befehl.

Hasan wurde zu Boden geworfen und gefesselt.

Sorgfältig untersuchte ich nun die Stricke. Weniger um die Festigkeit derselben zu prüfen, sondern um dem Gefesselten noch Zeit zur Überlegung zu geben.

Aber der Scheich blieb stumm.

Warm stieg es mir in die Schläfe hinauf; denn solche Gleichgiltigkeit und Verstocktheit empörte mich.

„Befestigt einen langen Strick an das Tier und bindet Hasan's Füße daran.“

Rauh kamen diese Worte aus meinem Munde.

Ali trat zu mir und frug erschreckt:

„Shidi, Du willst ihn zu Tode schleifen lassen? Kannst Du so grausam sein?“

„Wenn es sein muß, — — — ja!“, erwiderte ich ernst.

„Öffnet den Kreis!“

Diese letzten Worte waren an die Umstehenden gerichtet.

Sofort entstand eine Lücke und ließ mich weit in der Ferne die immer noch unschlüssig dastehenden Feinde erkennen, welche uns verfolgt hatten.

„Nun!?“

Kurz und scharf kam diese Frage von meinen Lippen, indem ich Hasan unheilverkündend ansah.

Keine Antwort.

Da versetzte ich dem Pferde einen kräftigen Schlag.

Hochauf bäumte sich das feurige Tier und machte ein paar mächtige Sätze vorwärts, den Körper des Gefesselten hinter sich her auf der steinigen Erde schleifend.

Schrill kreischte der Unglückliche auf.

„Halt ein! Halt ein!“, schrie er, „ich gebe alles! Rettet mich!“

„Aufhalten!“, donnerte ich, das Geschrei übertönend, und sofort fielen einige Araber dem Pferde in die Zügel.

Langsam schritt ich zu dem am Boden Liegenden.

Entsetzt starrte mich derselbe an. Wahnsinnige Angst verzerrten seine Züge. Die spitzen Steine hatten ihm den Kopf bereits an mehreren Stellen aufgeschlagen. Er blutete aus verschiedenen Wunden.

„Vater der Grausamkeit!“, rief er mir entgegen, „was willst Du von mir?“

Finster zog ich die Brauen zusammen.

„Kommst Du schon wieder mit ausweichenden Fragen? Willst Du mich durch langes Reden aufhalten, so soll dieses Tier Deinen zerfleischten Leichnam Deinen Kriegern entgegenführen. Du weißt, was ich fordere, Antworte kurz ja oder nein!“

Drohend hob ich den Arm zum Schläge.

In wilder Angst rief er da schnell:

„Ja! Ja! Ja! Ich tue alles, was Du willst! Nur laß mich von dieser Lage befreien!“

Ich beugte mich nieder zu ihm, zerschnitt ihm den Strick und antwortete:

„Die Qual konntest Du Dir ersparen, aber Du hast sie reichlich verdient. Du wolltest kalten Blutes Deine Krieger in den Tod schicken, nur um Deine Kamele und Schafe, welche Du raubtest, zu behalten.

Laß Dich aber warnen, Du Sohn der Hinterlist!

Versuchst Du, mich auch nur im Geringsten zu betrügen, so soll zehnfache Qual Dein Los sein. Das glaube mir!“

Ein Schauer schüttelte seinen Körper, als ich die letzten Worte langsam und bedeutungsvoll sprach.

Mit starren Blicken betrachtete er mich.

„Ich werde Dich nicht betrügen, denn ich zweifle nicht, daß Du Deine Drohung ausführen würdest“, sagte er wiederholt zusammenschauernd.

Ernst erwiderte ich:

„Verlasse Dich darauf. Ich halte, was ich sage. Sei es nun Gutes oder Böses!“

Fernab schweiften bei diesen Worten trotz der ernsten Situation meine Gedanken, in andere Länder, und zauberten mir Personen vor, denen ich dies auch hätte warnend zurufen sollen.

Doch schnell verscheuchte ich die trüben Erinnerungen und wandte mich an die sich herandrängenden Araber:

„Kühlt ihm seine Wunden.“

Während diese meinem Wunsche nachkamen, frug ich Hasan:

„Wie willst Du Deine Leute benachrichtigen?“

Verwundert sah er mich an.

„Welche Frage, Shidi. Allah gebe Dir Weisheit! Natürlich muß ich es ihnen sagen.“

„Gewiß“, antwortete ich, „aber wie willst Du das tun?“

Noch erstaunter wurde sein Blick.

„Ich werde zu ihnen gehen.“

Bei diesen seinen Worten lachte ich ihm gerade in das Gesicht.

„O Du Vater aller Schlauköpfe! Hälst Du mich für einen Esel, daß ich Dich zu den Deinigen reiten lassen werde? Nein, mein lieber Scheich, daraus wird nichts!

Aber halt, da kommt mir ein Gedanke. Ich werde mit Dir reiten.“

Dämonisch blitzte es in seinen Augen auf. Dies bemerkend, setzte ich hinzu:

„Doch freue Dich nicht zu früh, alter Fuchs! Du hintergehst mich nicht! Vorläufig reite ich allein.“

Verblüfft schauten mich alle an. Ich aber ließ ruhig mein Pferd kommen, welches sich vollständig erholt hatte, strich es liebkosend über den Kopf und, während es denselben freudig wiehernd an meiner Schulter rieb, schwang ich mich in den Sattel.

Dem Scheich Ali raunte ich noch zu:

„Sei unbesorgt, Ich kehre bald zurück und hole Euch.“

Dann sprengte ich davon, dem Feinde entgegen. —

Als ich ziemlich in Schußweite gekommen war, machte ich lebhaft Zeichen, daß ich sprechen wollte.

Ich brauchte auch nicht lange zu warten, bis sich ein Reiter von der Masse loslöste und mir langsam entgegenkam.

Schußbereit hielt ich mein Gewehr und beobachtete scharf jede Bewegung des Näherkommenden, um bei dem geringsten verdächtigen Zeichen einer Hinterlist sofort zu schießen.

Als er bis zur Hörweite gekommen war, zügelte er sein Pferd und rief herüber:

„Was begehrt Du? Es ist kühn von Dir, uns so nahe zu kommen!“

Ich machte eine verächtliche Handbewegung und entgegnete:

„Zine el Gasare nennt man mich. Du wirst meinen Namen schon gehört haben. Dein Scheich übergab mir eine Botschaft, welche ich überbringen soll.

Doch erst sage mir, wer Du bist?“

Mein Gegner antwortete erst nicht, dann frug er:

„Warum kommt Scheich Hasan nicht mit, wenn er uns etwas zu sagen hat?“

Ich wandte mein Pferd und rief:

„Wenn Du nicht sofort mit unnützen Fragen aufhörst und Deinen Namen sagst, so reite ich zurück und Dein Scheich ist verloren!“

Endlich bequeme er sich dazu und rief:

„Ich bin einer der Ältesten des Stammes und habe den Beinamen „der Weise“ erhalten.“

„Allah scheint Dir wenig Weisheit gegeben zu haben, sonst würdest Du nicht reden wie ein Knabe.

Wie konntet Ihr wagen, Fürst Mehemed anzugreifen, wo Ihr wissen müßt, daß ein Wort von ihm Euch zermalmen kann?“

Mich riß der Zorn hin, den ich über solch blödes Spiel dieser Hinzieherei empfand, darum gebrauchte ich schärfere Worte.

„Bist Du gekommen, um mir das zu sagen?“, höhnte jetzt der Gegner.

Ich zwang mich zur Ruhe und entgegnete:

„Nein, sondern Dein Verhalten, was dem eines Kindes glich, brachte mich dazu.

Euer Scheich will mit Euch sprechen, deshalb fordere ich Euch auf, den Ältesten Eures Stammes nebst drei Kriegern unbewaffnet bis zur Mitte des Raumes zu

senden, welcher meine Truppen von den Euren trennt.

Wir werden in gleicher Anzahl, ebenfalls unbewaffnet, den Scheich begleiten. Sage dies den Deinen!“

Bei diesen Worten wandte sich Zoba'a ganz und galoppierte pfeilschnell zurück, den Araber nicht aus dem Auge lassend, solange ich in Schußweite war.

Schnell hatte ich die Strecke zurückgelegt und teilte nun Ali meine Unterredung mit.

„Ich begleite Dich“, sagte er, als ich geendet, „wenn die Feinde heimlich ihre Waffen bringen und dann schießen, möchte ich hier nicht müßig stehen und Dich in Gefahr wissen!“

„Auch mich nimm mit Dir, o Zine el Gasare“, fiel Scheich Abdallah ein, „damit ich Dir beistehen kann.“

„Gern, mein Freund. Wählt noch einen Eurer Krieger, laßt Hasan auf ein Pferd setzen und dann wollen wir aufbrechen.“

Schon sah ich, daß von den Feinden eine kleine Gruppe sich löste und dem von mir angegebenen Platze zustrebte.

Die Waffen trugen wir noch bei uns.

Nachdem sich beide Teile bis auf ungefähr hundertfünfzig Meter genähert hatten, hielten wir und begannen, unsere Waffen in den Sand zu legen. Die andere Partei folgte dem Beispiele.

Gespannt beobachtete uns Hasan.

Unter dem Burnusse verborgen behielt ich noch einen kleinen Revolver; denn ich traute den Gegnern nicht.

Wir setzten uns wieder in Bewegung und standen einander bald auf dreißig Schritte gegenüber.

Hasan war an sein Tier gebunden, dessen Zügel ich fest in meiner Hand hielt.

Aufmerksam musterte ich die vor uns auf ihren Pferden Sitzenden.

Ernst grüßten dieselben:

„Salem Aleikum!“ (Friede sei mit Euch).

Wir erwiderten den Gruß.

Da bemerkte ich bei einem der Araber, wie sich auf seinem Burnusse deutlich die

Formen eines darunter befindlichen Pistoles abhoben.

Deswegen frug ich sofort:

„Werden bei Euch getroffene Abkommen so schlecht gehalten, daß Ihr bewaffnet kommt?“

„Allah bewahre Deinen Verstand“, entgegnete der Älteste, mit welchem ich zuerst verhandelt hatte, „wir sind unbewaffnet!“

„Ich sehe, Allah hat Euch mit Vergeßlichkeit geschlagen, darum verzeihe ich Euch“, antwortete ich ruhig.

„Aber wirf zuerst Dein Pistol weg, mein Sohn!“, wandte ich mich an den betreffenden Krieger, „ehe wir mit den Unterhandlungen beginnen.“

Erschrocken hatte derselbe unwillkürlich nach der Stelle, wo er die Waffe verborgen hielt, gefaßt.

„Allah!“, rief er erstaunt. „Bist Du allwissend?“, Warf aber das Pistol gehorsam in den Sand.

„Nun sprich, Scheich Hasan“, forderte ich diesen auf. „Aber mache es kurz!“

Hasan hatte wahrscheinlich gehofft, bei der Unterredung Gelegenheit zur Flucht zu erhalten, sah aber nun ein, daß dies unmöglich war.

Deshalb sandte er mir einen tückischen Blick zu, ehe er seinen Getreuen zurief:

„Wir sollen jetzt hundert Kamele und vierhundert Schafe geben!“

Ein einstimmiger Schrei der Entrüstung war die Antwort.

Ich durfte die Verhandlungen in dieser Weise nicht weiter gehen lassen.

Schnell entschlossen faßte ich den Zügel des Pferdes, welches Hasan trug, fester und sagte mit der mir in Momenten hoher Erregung eigentümlich kalten Ruhe, welche jedoch um so unheilverkündender und gefährlicher ist:

„Hast Du weiter nichts zu sagen, Hasan? So konnten wir uns die Zeit ersparen. Kehren wir zurück und holen uns die Tiere selbst mit Hilfe unserer Krieger!“, wandte ich mich bei den letzten Worten an Ali. „Wir begnügen uns aber dann nicht mit der jetzigen Zahl.“

Nach diesen Worten gab ich mir den Anschein, als ob ich zurückkehren wollte.

„Was Deiner vorher wartet, weißt Du, Hasan! Du hast mich nur hinausziehen wollen und mich betrogen!“

„Halt! Halt!“, schrie Hasan in dem Augenblicke, „Ich gebe die Tiere!“

Zu seinen Getreuen gewendet fuhr er fort:

„Holt die Tiere so schnell als möglich und bringt sie hierher!“

Zweifelnd sahen dieselben zu uns herüber, während leises Murren hörbar war.

Ich frug den Ältesten, welcher mit sich zu kämpfen schien:

„Wollt Ihr die Tiere bringen und dann abziehen? Entscheide Dich!“

„Holt die Tiere, beeilt Euch, oder ich bin verloren!“, schrie Hasan dazwischen.

„Laß Deine Pistole liegen!“, donnerte ich in diesem Augenblicke den einen Araber an, welcher im Begriffe stand, sich nach der im Sande liegenden Waffe zu beugen.

„Hole sie Dir, wenn wir fertig sind!“

Bestürzt wich der Angerufene zurück.

Unterdessen schien der Vater der Weisheit einen Entschluß gefaßt zu haben. Mühsam brachte er hervor, während mich ein Blick voll Haß und Grimm traf:

„Ihr sollt das Geforderte erhalten.“

„Bis wann?“

„In zwei Tagen seid Ihr im Besitze der Tiere.“

„Gut, wir werden genau zwei Tage warten“, entgegnete ich, „Ihr zieht Euch unterdessen zurück.“

Wir wandten um und jagten mit Scheich Hasan ins Lager.

Hier gaben wir Befehl zum lagern, stellten zahlreiche Posten auf, damit wir vor einem Überfalle geschützt waren und gönnten uns nun erst etwas Ruhe.

Wir bemerkten, wie sich Hasan's Leute zurückzogen, demnach hielten dieselben die Verabredung inne.

Die gestellte Frist verging, ohne daß wir gestört wurden. Der festgesetzte Tag brach an.

Die Morgenstunden waren schon vorüber, als wir zu einer Beratung schritten, um zu beschließen, was für Maßregeln bei einer Nichteinhaltung unserer Verabredung getroffen werden sollten.

Wir kamen überein, daß es unbedingt nötig sei, unserem Verlangen Nachdruck zu verschaffen, damit das Ansehen den anderen Stämmen gegenüber nicht gefährdet

werde.

Wir wollten sofort mit der ganzen Macht aufbrechen und uns auf nichts mehr einlassen, sondern in das Gebiet der räuberischen Araber eindringen.

Als ich dann bei Hasan vorüberschritt, sah mich dieser ängstlich forschend an. Jedenfalls bangte ihm vor der Zukunft.

Unerbittlich schritt die Zeit vorwärts. Der Mittag nahte.

Immer unruhiger wurde Hasan.

Da sahen wir in der Ferne eine dunkle Masse kommen.

Sofort riefen wir sämtliche Krieger unter die Waffen.

Bald aber erkannte ich durch meinen Feldstecher, daß es eine große Herde Schafe und Kamele war, getrieben von zirka fünfzig Reitern.

Als sich dieselben bis auf geringe Entfernung genähert hatten, konnte ich mich überzeugen, daß die Hauptmacht in weiter Ferne zurückgeblieben war.

Deshalb ritten wir unbesorgt entgegen und umringten die Schar.

Der „Vater der Weisheit“ war wieder mit dabei und führte das Wort.

Mit finsterer Miene übergab er uns die Tiere, welche genau gezählt wurden.

„Warum nehmt Ihr uns unsere Herden?“, frug er, „da Ihr doch einer der reichsten Stämme seid?“

„Wir nehmen nicht Euer, sondern unser Eigentum; denn Ihr habt alles erst geraubt! Die Herden aber wird der Fürst nicht behalten, sondern dieselben den von Euch Geschädigten zurückgeben“, entgegnete ich.

„Laßt Euch dies eine Warnung sein. Stellt Ihr Eure Räubereien nicht ein und kommen nur noch ein einziges Mal Beschwerden über Euch, so nehmen wir keine Rücksicht mehr, sondern rücken mit größerer Macht aus und vertilgen Euch von dem Erdboden. Nun könnt Ihr unbehelligt ziehen.“

„So gieb unseren Scheich frei!“

„Euer Scheich wird uns noch eine kurze Strecke begleiten, bis wir sicher sind, daß Ihr uns nicht folgt. Es soll ihm kein Haar gekrümmt werden, und er wird bald in Eurer Mitte sein. Aber bei Euch muß man sich doppelt vorsehen“, sagte ich in einem Tone, welcher jede Widerrede von vornherein ausschloß.

Ali gab das Zeichen zum Aufbruche und wir schlugen, Hasan mit uns Führend, den Heimweg ein.

Nachdem wir einen halben Tag geritten waren und niemand hinter uns folgte, gab ich Hasan frei.

Dieser sprach kein Wort mehr, aber der Blick, mit welchem er von uns schied, sagte mehr als Worte.

Ich freute mich, daß wir unnötiges Blutvergießen und Opfer von Menschenleben hatten vermeiden können; denn wäre es zu einem Zusammenstoße gekommen, so hätte ein förmliches Gemetzel auf alle Fälle den Schluß gebildet und viele unserer braven Krieger würden nicht mehr zurückgekehrt sein.

Einen halben Tag noch blieben wir alle beisammen, dann trennten wir uns. Fünfzig Mann wurden zum Transporte der Herden zurückgelassen, welche nur langsam vorwärts kam.

Gefahr war keine mehr vorhanden, deshalb ritten wir mit den übrigen Kriegern in schärferem Tempo voraus.

Auch Scheich Abdallah verabschiedete sich wieder und zog mit den zweihundert Mann zu seinen Weideplätzen zurück.

Ich will nicht schildern, in welcher Weise die Befreiung der drei Boten und die Entführung des Scheichs Hasan aus der Mitte des Lagers von den Arabern zu einer glänzenden Tat aufgebauscht wurde. Aber kurze Zeit nach unserer Ankunft war mein Name in aller Munde und wurde von jedem mit Begeisterung genannt.

Nur Link war erbost über mich.

Wie ein gereizter Leopard saß er in der Tiefe seines Zeltes, als ich eintrat.

„Das nennt man Freundschaft!“, knurrte er mich grimmig an. „Ich sitze hier, verstehe keinen Menschen, kann nur den ganzen Tag mit mir selbst sprechen und mein hochverehrter „Schmuck der Kühnheit“ reitet vergnügt spazieren.“

Wenn mir wenigstens noch die holde Aida das Essen gebracht hätte. Aber nein, da schickt man mir so ein altes Weib, welches mindestens schon vierundzwanzig Männer gehabt hat.

Lassen Sie mich noch einmal so im Trockenen sitzen, dann reite ich auf und davon!“

„Grämen Sie sich nicht, lieber Freund“, lachte ich, „wie ich sehe, haben Sie sich außerordentlich gut erholt und etwas Besonderes hat es ja auch nicht gegeben!“

Vergnügt setzte ich mich zu ihm und lehnte mich in Gedanken versunken behaglich zurück. Der Fürst war nicht da, wurde aber bald erwartet und da wollte ich es mir so lange noch bequem machen.

Unruhig rückte Link auf seinem Felle hin und her, mich immer und immer wieder fragend anschauend.

Ich wußte, er barst fast vor Begierde, zu erfahren, wie alles gegangen war.

Dies amüsierte mich köstlich und ich schwieg erst recht.

„Nun!?“ , platzte Link endlich heraus.

„Nun, Freund Link? Was ist Ihr Wunsch?“ , frug ich gemütlich, mich recht müde stellend.

„Entsetzlich!“ , stöhnte dieser in komischer Verzweiflung, „wollen Sie ein Mensch sein?“

„Selbstverständlich. Ich bildete mir bisher immer ein, zu den Menschen zu gehören“ , entgegnete ich ruhig.

„Sie machen mich rasend!“ , rief er aufspringend, „wollen Sie, daß ich den Verstand verliere? Sitzt dieses Stück von einem Menschen hier und sagt keinen Ton, nachdem er doch auf einem Kriegszuge gewesen ist.

Sie müssen doch etwas erlebt haben? Was? Wie? Wollen Sie nun endlich erzählen oder soll ich davonlaufen?“

„Bleiben Sie lieber hier“ , lachte ich, „alles werde ich Ihnen jetzt berichten, damit ich mich Ihrer holden Gegenwart erfreuen kann; denn glauben Sie mir, ich habe wirklich Sehnsucht nach Ihnen gehabt.“

„Was? Sehnsucht? Nach mir? Teufelskerl!“ , rief er schmunzelnd.

Mit Mühe konnte ich einer Umarmung entgehen und erzählte nun in möglichster Kürze das Geschehene.

Ein lebhaftes Mienenspiel Links begleitete meine Rede.

„Und das nennen Sie nichts?“ , rief er begeistert, „Springt da mit seinem Pferde vergnügt mitten unter den Feinden im Lager herum und nimmt deren Anführer wider dessen Willen ein wenig mit spazieren.

Hahaha! Die verblüfften Gesichter hätte ich sehen mögen.

So ein verwegenes Stück müssen wir einmal zusammen machen, aber ich würde dabei sicher wieder der Pechvogel sein und höchstens ein Stück alten Burnus oder eine alte Sandale als Siegestrophäe erwischen, d. h. wenn ich überhaupt wieder zurückkäme.

Hahaha! Hihhi! Die schwarzen Wüstensöhne werden Sie angeschaut haben, wie

die Hühner, wenn es blitzt oder wie die Kuh ein neues Tor!“

Er schüttelte sich vor Lachen. All seine Trübsal über das Alleinsein war verschwunden.

„Was haben Sie unterdessen getan?“, frug ich in sein Lachen einstimmend.

„Ich? Ja was sollte ich tun?“, erwiderte er. „In meinem Zelte hier habe ich gelegen, gegessen, was mir die holde Fee brachte und geschlafen. Bin gar nicht hinausgegangen, es konnte mich ja doch niemand verstehen.“

Gerade als ich eine Antwort geben wollte, hob sich die Decke am Eingange und herein trat mit raschen Schritten Mehemed, der Fürst.

Mir beide Hände entgegenstreckend, rief er herzlich:

„Allah segne Deine Rückkehr, o Zine el Gasare, kaum komme ich in das Lager zurück, so höre ich auch schon an allen Ecken und Enden Dein Loblied singen. Ich danke Dir für Deine Hilfe. Welch ein Wagestück, so recht Deinem Namen entsprechend.“

„So viel Ehre gebührt mir nicht, o Fürst! Dein Zoba'a hat die schwerste Aufgabe dabei gelöst, ohne denselben wäre der Ausgang wohl zweifelhaft gewesen“, entgegnete ich.

„Zoba'a sei Dein, mein Freund. Keinen besseren Herrn kann es tragen.“

Überrascht von diesem Angebot stieß ich hervor:

„Fürst, Du wolltest — — —?“

„Er sei Dein, wiederhole ich nochmals“, sagte Mehemed, „nur füge ich den Wunsch bei, daß Du noch recht, recht lange unser Gast bleibst.“

Ein größeres Geschenk hätte er mir nicht geben können. Ganz abgesehen von dem enormen Wert eines so edlen, rassereinen Tieres, welches nie käuflich ist, so hängt doch jeder Araber an seinen Pferden wie an den eigenen Kindern. Würde doch ein Araber lieber das Leben als sein Pferd hergeben.

Ich konnte nicht gleich die rechten Worte finden und drückte Mehemed in meiner Freude nur innig die Hand.

„Allah gebe mir Gelegenheit, Dir meine Dankbarkeit zu beweisen!“, sagte ich warm.

„Du wirst wohl jetzt der Ruhe bedürfen“, fuhr der Fürst fort, „darum will ich Dich nicht mehr länger stören, aber heute Abend erwarte ich Dich bei mir mit Deinem Freunde.“

Mit diesen Worten empfahl sich Mehemed.

Link freute sich mit mir über das Geschenk, als ich ihm Mitteilung machte. Er konnte aber nicht unterlassen, seine humoristischen Bemerkungen einzuflechten.

Noch bei meinem Weggange rief er mir nach:

„Ich bin überzeugt, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde mir nicht eine alte Ziege zum Geschenk gemacht worden sein.“

Schnell eilte ich nun meinem Zelte zu, um ein wenig auszuruhen.

Als ich eintrat, blieb ich jedoch erfreut stehen; denn ich sah Aida darin beschäftigt, mir ein weiches Lager zurechtzumachen.

Die in ihrer Arbeit Überraschte fuhr mit einem leisen Aufschrei empor.

Verwirrt blieb sie stehen, als sie mich erkannte.

„Hast Du keinen Willkommensgruß für mich, Aida?“, frug ich näher tretend.

„Sei willkommen, o Herr!“, entgegnete sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme, mich zaghaft anblickend.

„Ich danke Dir, Aida.“

Mit diesen Worten faßte ich leicht ihre Hand und zog sie an meine Lippen.

„Was tust Du, o Herr?“, frug sie erschreckt.

„Ich begrüße Dich so, wie man bei uns im Abendlande ein Mädchen begrüßt, welches man hochachtet“, entgegnete ich.

„Du achtest mich hoch, o Herr?“, war ihre naive Frage.

„Gewiß, sehr hoch sogar“, antwortete ich in weicherem Tone.

Freudig leuchtete es in ihren Augen auf, trotz ihrer dunklen Farbe sah ich, wie sich die Wangen tiefer färbten und leise hauchte sie, sich zum Ausgange wendend:

„Ich danke Dir, o Herr, und bin stolz darauf.“

Nachdem das Mädchen gegangen, legte ich mich auf das von ihrer Hand zubereitete weiche Lager und verfiel in einen leichten Schlummer. —

Angenehmes Halbdunkel erfüllte schon mein Zelt, als ich erwachte. Ruhig blieb ich noch liegen und träumte von der fernen Heimat.

Lange hatte ich mit geschlossenen Augen so gelegen, als ein leises Geräusch am

Zelteingänge mich aufsehen ließ.

Ich bemerkte Aida's Köpfchen, welches nach mir spähte. —

Schnell schloß ich die Augen und blinzelte nur leicht durch die gesenkten Lider.

Wahrscheinlich war sie gesandt, um zu sehen, ob ich erwacht sei.

Wie ein Schatten huschte sie jetzt herein in dem Glauben, daß ich noch fest schlafe und kam leise an mein Lager.

Lange stand sie hier und beobachtete mein Gesicht.

Dann fühlte ich, wie sie sich über mich beugte. Wie ein Hauch berührten ihre Lippen meine Stirne und gleich verschwand sie.

Ich sprang empor. Hatte ich wachend geträumt oder war Aida in Wirklichkeit bei mir gewesen und hatte mich geküßt?

In tiefes Sinnen verloren schritt ich im Zelte auf und nieder.

Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde kam die Tochter des Scheichs Ali wieder.

Als ich sie bemerkte, rief ich ihr freundlich zu:

„Aida, Du bist es? Komme doch näher.“

Zögernd trat sie zu mir.

„Ich sollte Dich fragen, o Herr, ob Du etwas bedarfst.“

„Dem Scheich sei Dank für diese Fürsorge“, entgegnete ich. „Ich habe keinen Wunsch, Aida, aber wenn Du ein wenig mit mir plaudern willst, so wird es mir Freude machen.“

Schüchtern, mit gesenktem Köpfchen stand sie vor mir.

„Wenn es Dir recht ist, so setze Dich zu mir“, fuhr ich fort, „oder fürchtest Du Dich?“

„Fürchten, o Herr? Vor Dir? O nein!“, entgegnete sie glücklich lächelnd und sich neben mich setzend, „ich vertraue Dir!“

Strahlend sah sie mich an, während ich ihr verschiedene Geschichten von Europa erzählte.

Oft unterbrach sie mich mit naiven Fragen, die aber einen großen Wissensdurst bargen.

Ich freute mich, eine so aufmerksame Hörerin zu haben und ließ oft lehrreiche Sachen in das Gespräch einfließen.

Beim Gehen drückte sie mir noch die Hand und fragte:

„Wirst Du lange bei uns bleiben, o Herr, und darf ich wiederkommen?“

„Komme so oft Du willst, mein Kind. Du bist mir immer willkommen“, erwiderte ich erfreut.

Die Zeit war unterdessen schnell vorgeschritten, deshalb holte ich Link ab und wir gingen zum Fürsten.

Ein lukullisches Mahl wartete unser. Was aber Link und auch mir die größte Freude bereitete, war die Einladung Mehemeds zu einer Gazellenjagd.

Zwei Tage darauf brachen wir am frühen Morgen mit zirka zwanzig Mann zur Jagd auf.

Ich saß auf dem nun mir gehörenden, prachtvollen Zoba'a. Der Fürst ritt einen Rappen, dessen Haar wie Seide glänzte. Fünf kraftvolle Hunde sprangen mit freudigem Bellen voraus.

Wir wollen drei bis vier Tage unterwegs bleiben und galoppierten vergnügt im taufrischen Morgen durch die ausgedehnten Steppen, welche nicht mit Gras, sondern mit kräftigen Kräutern dicht bewachsen waren.

Ein balsamischer Duft strömte uns entgegen, heiter strahlte die Sonne an dem schon seit Wochen wolkenlosen Himmel.

Wir ritten mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag, ohne ein Stück Wild zu sehen.

Am nächsten Tage wurde das Land hügeliger. Der Fürst, an dessen Seite ich ritt, erklärte, daß hinter diesen Hügeln die Sandwüste beginne. Es ist die kleine Nesud.

Nachdem wir einige Stunden umhergestreift waren, ließ sich plötzlich in der Ferne eine Herde Antilopen erkennen.

Link wollte eifrig darauf lossprengen.

Der Fürst aber wehrte ab.

„Nanu?“, wandte sich Link an mich, „glaubt Mehemed etwa, die Antilopen kommen mit Freudengeheul auf uns zugelaufen, machen eine kunstgerechte Verbeugung und bitten: Tut uns einmal die Ehre an, hohe Herrschaften, auf uns zu schießen? Es soll uns freuen, wenn Euch unser Fleisch recht gut schmeckt? He? Wie?“

„Nicht doch, Link“, beruhigte ich den Scheltenden, „warten Sie doch ruhig ab.“

„Abwarten hin, abwarten her!“, wetterte er. „Der Teufel mag ruhig bleiben, wenn einem das Wild vor der Nase steht. Aha!“, unterbrach er sich, „was soll denn da los gehen?“

Der Fürst hatte einem der Krieger einen Wink gegeben und derselbe kam eilig heran.

Er hielt einen großen Vogel auf der Faust. Dies war mir auf unserem Ritte bisher entgangen.

Ich erkannte, daß es ein kräftiger, gefesselter Falke war.

„Himmelbombenschockschwerenot!“, rief mir Link mit unterdrückter Stimme zu. „Aus diesem Menschen werde ich nicht klug! Will er etwa den Falken besteigen und auf ihm zu den Antilopen hinfliegen?“

Wir stiegen ab und ließen die Pferde sich legen.

Gespannt standen die Hunde vor ihrem Herrn und wandten keinen Blick von demselben. Jede Bewegung beobachteten sie.

Ich machte Link durch ein Zeichen darauf aufmerksam.

Da schien die Herde eine Wendung zu machen.

Durch meinen Feldstecher bemerkte ich, daß das Leittier scharf nach unserer Richtung wendete.

Dies hatte auch der Fürst gesehen.

Mit schneller Bewegung nahm er dem Falken die Kappe von den Augen, löste die Fessel und stieß, den Raubvogel in die Höhe schwingend, einen schrillen Ruf aus.

Der Vogel schwebte sekundenlang wie ruhend in der Luft, dann stieß er einen gellenden Schrei aus und schoß auf die Herde zu.

Die Hunde hatten den Falken nicht aus den Augen gelassen und jagten nun, immer den Blick auf den Vogel geheftet, in gleicher Richtung mit diesem fort.

Wir schwangen uns wieder in den Sattel und sprengten den Hunden nach.

Die Antilopen hatten sich bereits gewendet und flogen mit fabelhafter Geschwindigkeit.

Aber schon kreiste der Raubvogel über ihnen.

Plötzlich sah ich denselben herabstoßen mitten unter die Herde. Eine Antilope

bäumte sich hoch auf.

Nach kurzer Zeit ging der Falke wieder in die Höhe und schoß von neuem herab.

Dies wiederholte er mehrere Male und bei jedesmaligem Senken des Vogels sprang ein Tier anscheinend vor Schmerz in die Höhe.

Ein gellender Pfiff durchschnitt jetzt die Luft. Der Fürst hatte ihn ausgestoßen.

Der Falke senkte sich nochmals und blieb mitten unter der fliehenden Heide.

Wir sprengten hinterdrein. Die Hunde hatten die Antilopen noch nicht eingeholt.

Da blieb eines der Tiere zurück. Es schien ermattet. — Nach kurzer Zeit waren unsere Hunde ihm nahe.

Das zierliche Tier machte noch eine letzte verzweifelte Anstrengung, deutlich konnte man es beobachten. Aber umsonst. Die Hunde kamen näher und näher. Endlich hatten sie das Wild erreicht und rissen es nieder.

Unterdessen war eine zweite und dritte Antilope zurückgeblieben, welche von den lautlos dahinstürmenden Hunden gepackt und in den Sand gestreckt wurden.

Nun hatten wir das erste Opfer eingeholt. Wir hielten an. Nur der Krieger, welcher den Falken in seiner Obhut gehabt hatte, jagte weiter.

Ich bemerkte, daß der Antilope, welche ein wunderschönes Gehörn hatte, beide Augen von dem scharfen Schnabel des Raubvogels ausgehackt und von den Hunden die Kehle durchgebissen worden war.

„Eine bequeme Jagd“, äußerte Link, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Aber jedenfalls eine mühsame Dressur“, fiel ich ein. „Es ist die erste Jagd, welche ich in dieser Weise mitmache. In Afrika war ich zugegen, wo der hierfür abgerichtete Leopard bei der Antilopenjagd verwendet wurde.“

„Warum aber in aller Welt schießt man denn nicht einfach diese Tiere?“, fragte Link.

„Sie würden wohl schwerlich zum Schusse kommen, mein lieber Freund; denn die Antilopen haben eine äußerst feine Witterung, man kommt sehr schwer an sie heran. Auch hat diese Art der Jagd seine besonderen Reize.“

Unterdessen kehrte der Krieger, welcher weitergeritten war, mit dem Falken zurück.

Letzterer hatte sich nach dem Pfiffe des Fürsten auf eine Antilope niedergelassen

und dieser solange mit Schnabelhieben zugesetzt, bis die Hunde herangekommen waren.

Inzwischen wurde auch von dem Araber die Stelle erreicht und der den Kopf des unglücklichen Tieres immer noch zerfleischende Raubvogel von ihm aufgenommen.

Im Laufe dieses Tages hatten wir noch einmal Gelegenheit, dieses Schauspiel zu sehen und ich nahm mir vor, wenn irgend möglich einmal einer solchen Dressur beizuwohnen.

Am gleichen Tage kamen wir sogar noch einmal zum Schusse und hatten am Abend ziemlich reiche Beute.

Wir lagerten uns in der Nähe eines kleinen Wassers.

Link hatte schon viele Brocken der arabischen Sprache kennen gelernt und suchte sich zu verständigen.

Er half jetzt beim Ausweiden der Antilopen und das von Zeit zu Zeit erschallende Gelächter der Krieger ließ uns erkennen, daß er oft in seiner drolligen Weise die gesammelten Kenntnisse verwerten wollte, aber dabei viele Worte noch falsch anwandte.

Die Nachtposten waren bereits ausgestellt, trotzdem die Sonne noch am Himmel stand.

Wir hatten unsere Waffen abgelegt und Mehemed forderte Scheich Ali und mich zu einem kleinen Rundgange durch das Lager auf, da wir den ganzen Tag auf den Pferden gewesen waren.

Ich behielt nur den Dolch bei mir, da innerhalb der Postenkette keine Gefahr vorlag.

In ernstem Gespräche begriffen, hatten wir aber doch die Wachen hinter uns gelassen und schritten am Rande des mit Sträuchern umgebenen Wassers hin.

Da aber die Dunkelheit hereinbrach, mahnte Ali zur Umkehr und wir gingen denselben Weg zurück.

Mehemed sprach von verschiedenen Plänen, welche er habe und lud mich ein, ihn nach seinem festen Wohnsitze oder besser ausgedrückt, seiner Sommer—Residenz zu begleiten, wohin er in einigen Wochen zu reisen gedachte.

Im Begriffe, auf diese überaus freundliche Einladung zu danken, wurde ich plötzlich durch Ali abgehalten, welcher krampfhaft meinen Arm umklammerte und hervorstieß:

„Bei Allah, bleibt stehen! Bewegt Euch nicht!“

Aber schon war es zu spät.

Ich sah nur einen dunklen, langgestreckten Körper durch die Luft schnellen, hörte einen Schreckensruf Ali's und sah, wie dieser an meiner Seite zu Boden gerissen wurde.

Auf ihm aber lag ein Panther von ziemlicher Größe, uns mit grimmigem Fauchen und vor Wut funkelnden Augen anstarrend, während er das furchtbare Gebiß fletschte.

Hier galt es kein Überlegen, sonst waren wir alle verloren.

Vergebens griff Mehemed nach seinem Gürtel. Er hatte denselben ebenfalls im Lager abgelegt.

Mit Blitzesschnelle riß ich meinen Burnuß herunter, wickelte denselben um den linken Arm und sprang, den Dolch in der rechten Hand schwingend, mit wildem Geschrei einige Schritte zurück, dann wieder auf die gräuliche Katze zu, um deren Aufmerksamkeit von seinem Opfer ab und auf mich zu lenken.

Es gelang.

Mit funkelnden Augen stierte mich der Panther an, während sein Schweif wütend die Erde peitschte.

Er stieß ein fürchterliches Gebrüll aus. — Dann duckte er sich. —

Ich wußte, jetzt würde er den Sprung auf mich unternehmen, mit welchem er sein Opfer niederreißt.

Schnell sprang ich noch einen Schritt vor und ließ mich auf ein Knie nieder, den mit meinem Burnus umwickelten linken Arm in der Höhe meines Kopfes vorstreckend.

Ich hatte jetzt viele Vorteile auf meiner Seite. Durch mein Vorwärtsdringen hatte ich den Abstand bedeutend verringert und so konnte der Panther nicht die ganze Kraft des Sprunges entfalten.

Niederzuwerfen vermochte er mich nicht so leicht, da ich auf einem Beine kniete, also bedeutende Gewalt entgegensetzen konnte und mein Körper war ebenso vor seinen Hinterpranken geschützt, sonst konnte es geschehen, daß er mir mit denselben den Leib aufriß.

Minutenlang verharrte der Panther in dieser Stellung. —

Mir stockte doch das Blut, als ich mich diesem Ungeheuer Auge in Auge

gegenübersah, nur mit einem Dolche bewaffnet.

Da, ein wütendes, kurzes Peitschen des Schweifes, ein jäh abbrechendes Grollen und wie von einer Feder getrieben schnellte der Körper heran.

Weit beugte ich mich nach vorn, um dem Anpralle zu begegnen, den Arm vorstreckend.

Jetzt ein furchtbarer Ruck, der mich trotz der vorteilhaften Stellung zum Wanken brachte und tief schlug der Panther sein Gebiß und seine Krallen in meinen Burnus.

Ich fühlte wie die Zähne in das Fleisch drangen, stieß aber im gleicher Moment blitzschnell den Dolch zweimal je in ein Auge des Tieres und ehe dasselbe seine Zähne vom Burnus lösen konnte, saß ihm die Waffe mit einem dritten Stoße in der Brust, wo ich den Stahl mit der Kraft der Verzweiflung herumdrehte.

Mit dumpfem Stöhnen ließ der Panther meinen Arm fahren. Ich sprang empor und zurück, wankte jedoch, — — ein dunkler Schatten legte sich vor meine Augen — — —.

Aber da umfaßten mich zwei starke Arme, — — — es war Mehemed, welcher mich stützte.

Die Schwäche ging bald vorüber.

Die Gefahr war noch nicht vorbei, wenn ich nicht das Herz getroffen hatte, aber es konnte nun nicht mehr schwer halten, das Tier zu erlegen, da es durch meine ersten zwei Stöße geblendet war.

Der Panther kauerte mit dumpfem Knurren auf dem Boden, jetzt erhob er sich, wankte aber und stürzte auf die Seite. —

Einige Male peitschte er noch die Erde mit dem Schweife, die Pranken zerwühlten den Boden. — Dann schoß ein Blutstrom aus dem Rachen — — — der Körper streckte sich.

Die Gefahr war vorüber, der Panther verendet.

Ali hatte sich unterdessen aufgerafft und stand neben dem Fürsten. Er war an der Schulter verletzt.

Ich blutete stark am linken Vorderarme, wo sich die Zähne des Raubtieres doch noch etwas eingegraben hatten.

Scheich Ali trat zu mir, drückte herzlich meine rechte Hand und sagte tief bewegt nur das eine Wort:

„Bruder!“

Väterlich hatte Mehemed seinen Arm um mich geschlungen und führte mich stützend in das Lager zurück.

Hier herrschte nicht geringe Aufregung über diesen Vorfall, als Ali erzählte und den Befehl gab, den Körper des Tieres zu holen, welches eine Länge von 1 $\frac{3}{4}$ Meter hatte.

Diese Nacht kam ich nicht zum Schlafen; denn der Arm schmerzte zu sehr. Auch Ali, welcher neben mir lag, stöhnte mehrmals leise.

Glücklicherweise erreichten wir am nächsten Abend, allerdings sehr spät, noch das Zeltlager des Stammes. —

Kaum war die Sonne aufgegangen, als auch Aida schon an meinem Lager stand.

Als sie bemerkte, daß ich wach war, stammelte sie mit vor Erregung zitternder Stimme:

„O Herr, laß Dir danken! Du hast mir meinen Vater erhalten. Du hast ihn gerettet!“

„Danke Allah, mein Kind“, erwiderte ich, „daß er mir beigestanden hat, denn ohne seine Hilfe war auch ich verloren.“

„Wie gut Du bist, o Herr“, sagte sie leise, „darf ich Dir Deine Wunden verbinden?“

„Gern“, entgegnete ich, mich aufrichtend.

„Sind in Deiner Heimat alle so kühn wie Du?“, fragte Aida in ihrer naiven Art und fuhr, ohne meine Antwort abzuwarten, kindlich plaudernd fort:

„Wie sind die Frauen bei Euch? Sind sie gut und schön?“

„Du fragst viel auf einmal, Aida“, lachte ich, „es giebt überall gute und böse Menschen.“

Sie hatte unterdessen mit leichter Hand kühlende Kräuter auf meine Wunden gelegt und einen neuen Verband fertig gemacht.

Indem sie sich an meine Seite setzte, wiederholte sie nochmals ihre Frage:

„Du hast mir nicht geantwortet. Sind die Frauen in Deiner Heimat schön?“

O Du kleine Evastochter, dachte ich in meinem Innern bei ihren neugierigen Fragen und antwortete:

„Gewiß! Willst Du eine sehen?“

„Sehen?“ rief sie erstaunt, „hast Du denn eine mit?“

„Ja, soll ich sie Dir zeigen?“

„Wo hast Du denn dieselbe? Ich habe sie noch nicht gesehen.“

„In der Tasche!“

Jetzt lachte sie lustig auf.

„O Herr, Du willst mit mir scherzen! Wie kannst Du einen Menschen in der Tasche herumtragen?“

„Gewiß“, antwortete ich, „das wirst Du gleich sehen! Bei uns versteht man die Kunst, das Äußere eines jeden Menschen auf einem Stück Papier wiederzugeben und darauf festzuhalten.“

Hier ist es.“

Ich zeigte ihr eine Photographie.

Zaghaft griff sie darnach und schaute neugierig und furchtsam darauf.

„Wer ist das?“ fragte sie von Neuem.

„Meine Schwester!“ entgegnete ich.

Sinnend und träumend blickte sie mich mit ihren mandelförmigen, schönen Augen an. —

Nach langer Pause endlich sagte sie:

„So hast Du eine Schwester? Hat sie Dich sehr lieb? Ist sie gut zu Dir?“

„Außer Allah und ihrem Kinde hat sie mich über alles lieb!“, erwiderte ich ernst.
„Sie hat keinen Mann mehr.“

„So hat sie auch ein Kind?“

„Ja, hier siehst Du es!“

Ich zeigte ihr auch die Photographie des Knaben.

Lange betrachtete sie dieselbe.

Eine Träne stahl sich unter ihren seidenen Wimpern hervor, als sie mir die Bilder zurückgab und mit zuckenden Lippen sagte:

„So wirst Du nicht bei uns bleiben, und ich darf Dich nicht lieb haben.“

Traurig senkte sie ihr Köpfchen.

Ich strich ihr sanft über Stirn und Scheitel und erwiderte leise:

„Allerdings werde ich in meine Heimat zurückkehren. Aber daß Du mich lieb hast kann Dir niemand verbieten, mein Kind.

Allah pflanzt die Liebe in unser Herz. Wir sollen dieselbe nicht verschleudern, aber auch nicht sparsam damit umgehen bei denen, welche Liebe verdienen.

Höre mir zu, Aida!“, fuhr ich sanft fort, als ich bemerkte, daß eine heiße Träne auf meine Hand fiel:

„Der Mann hat sein Weib lieb und das Weib den Mann. Kann aber nicht derselbe Mann oder das Weib mit gleicher inniger Liebe an den Kindern hängen? Können Beide nicht gleich lieb auch den Bruder, die Schwester haben?

Hat nicht der Mann, die Frau das heilige Recht, mit reiner Liebe einem Freunde, einer Freundin anzugehören, ohne daß der Liebe des Gatten zur Gattin oder umgekehrt ein Abbruch getan wird?

Sieh, mein Kind, auch ich habe Dich lieb. Sehr lieb, wie ein Bruder sein teures Schwesterchen. Willst Du meine Schwester sein?“

Lange saß Aida noch stumm da.

Plötzlich schaute sie auf, schlang beide Arme um meinen Hals und, ihr Köpfchen an meiner Brust bergend, flüsterte sie:

„Du bist nicht bloß ein Held der Tat, sondern auch ein Held der Seele und des Geistes.

Wenn Du erlaubst, daß ich mich Deine Schwester nenne, so werde ich stolz, sehr stolz auf meinen lieben Bruder sein!“

Sie hatte mich verstanden und lehnte nun vertrauensvoll den Kopf an meine Schulter, während sie den Arm um meinen Nacken geschlungen hielt.

Stundenlang erzählte ich ihr nun heitere und ernste Geschichten, denen sie mit glücklichem Lächeln lauschte.

Als ich dann beim Abschiede einen Kuß auf die jungfräuliche, reine Stirne drückte, umschlang sie mich noch einmal und preßte ihre glühenden Lippen fest auf meinen Mund. — —

Die Tage vergingen. Aida benützte jede Gelegenheit, um an meiner Seite zu sitzen und wie ein Kind meinen Erzählungen zu lauschen.

Scheich Ali war mein aufrichtigster Freund geworden und Link amüsierte sich köstlich, da er die Sprache nach und nach verstehen lernte.

Endlich mahnte der Fürst zum Aufbruche und eines Morgens trabte ich nebst Link an seiner Seite und einigen auserlesenen Kriegern der Residenz Mehemeds zu.

Weinend hatte Aida beim Abschiede an meiner Brust gelegen. Ihr und Ali mußte ich das bestimmte Versprechen geben, falls mich mein Weg wieder nach Arabien führt, unbedingt ihr Zelt aufzusuchen und daselbst zu verweilen.

Die ganze Kriegerschar begleitete uns eine Strecke und Link schmunzelte, vergnügt nach einem mächtigen Stück gebratenem Antilopenfleisch in seiner Satteltasche blinzeln:

„Hier wäre ich gern noch eine Zeit geblieben. Diese Leutchen haben eigentlich ein weitaus angenehmeres Leben als wir, frei und sorgenlos.

Hm, will mir's noch überlegen, ob ich nicht ganz Beduine werde.“ —

7. Überlistet

„Heute werden wir am Ziele sein!“, rief Fürst Mehemed, als wir eines Morgens nach elftägigem Ritte an einem Bache ein erfrischendes Bad genommen hatten und zum Aufbruche rüsteten. „Das gleiche Gewässer durchfließt meinen Park.“

Wir ritten scharf zu und noch ehe die Sonne ihren Tageslauf vollendet hatte, sahen wir vor uns eine entzückende Landschaft, wie man sie manchmal inmitten wilder Gegenden findet und welche den Eindruck erweckt, als habe sie eine gütige Fee in diese Einöde hineingezaubert und wollte auf einem kleinen, abgegrenzten Stück Erde durch alle nur denkbaren Reize der Natur den Wanderer dafür entschädigen, was er in den letzten Tagen seiner Reise durch Wüsteneien entbehren mußte.

Inmitten prächtiger Parkanlagen schimmerten weiße, langgestreckte, palastartige Gebäude mit platten Dächern hervor; sie erschienen im Glanze der Sonne wie aus Marmor erbaut.

Durch die drei Meter langen Fliederblätter der bis zwanzig Meter hohen Dattelpalmen blitzten, das Auge blendend, die Spiegel einiger kleiner Seen, auf denen in majestätischer Ruhe weiße und schwarze Schwäne ihre Kreise zogen, während schlanke Flamingos, von buntfarbigen Vögeln umflattert, im Schilf standen und den schlangengleichen Hals in gravitatischen Wendungen drehten.

Ein Bild des Friedens und der größten Ruhe mitten in einem Lande, wo die Stämme in ständiger Fehde untereinander leben.

Nicht ohne Stolz ruhte des Fürsten Auge auf seinem Heime.

In schlankem Trabe durchkreuzten wir den Park.

Rechts und links schauten verlockend die reifen Orangen und Zitronen aus dem Blätterwerk. Mächtige Feigenbäume beschatteten unsere Wege und lustiges Geplätscher eines Baches, welches Kühlung verheißend aus dem angenehmen Halbdunkel des Parkes einladend zu uns herübertönte, ließ uns die drückende Hitze vergessen.

Bald standen wir vor dem Hauptgebäude, vor dem sich von Säulen getragene, schattenspendende breite Wandelgänge erstreckten.

Blendend weiß gekleidete Araber sprangen herzu, grüßten ehrerbietig ihren Herrn und nahmen uns die Pferde ab, diese nach einem Seitengebäude führend.

Die allgemeine Sauberkeit, welche hier herrschte, berührte mich wohltuend und behaglich streckte ich mich, nachdem mir ebenso wie Link ein Gemach angewiesen war, auf einer mit reicher indischer Stickerei versehenen Decke, welche über die Ottomane gebreitet lag, aus.

Kostbare persische Teppiche bedeckten Wände und Fußboden, jeden Schall dämpfend.

Da stand plötzlich ein schlanker, aber sehniger Araber vor mir. Er hatte ein angenehmes Äußere, der Blick war frei und offen, wohlgebildet der ganze Körper und seine Bewegungen zeugten von Geschmeidigkeit und Kraft.

„Ein Bad ist bereit, o Herr“, sagte er mit angenehmer Stimme. „Du kannst über meine Dienste verfügen.“

„Ich danke Dir, führe mich“, entgegnete ich. „Wie heißest Du?“

„Omar!“

Wir schritten durch teppichbelegte, mit kostbaren Waffen aller Art geschmückte Gänge bis zum Baderaume, in dessen Mitte sich ein Bassin mit fließendem Wasser befand.

Eine angenehme Temperatur herrschte überall.

Nach dem Bade begab ich mich in mein Zimmer zurück, wurde aber bald von Omar zum Fürsten geleitet, welcher uns (Link kam auch mit einem arabischen Diener) in einer geräumigen Halle, deren Ausschmückung von einem gediegenen Geschmack zeugte, zum Essen erwartete.

Es waren noch die Scheichs zweier benachbarter Stämme da, welche schon seit einigen Tagen auf die Rückkehr ihres Fürsten geharrt hatten.

Natürlich kam das Gespräch wieder auf die Erlebnisse, welche Mehemed erzählte und ich wußte, daß diese Abenteuer binnen Kurzem an allen Lagerfeuern gepriesen würden und meiner Reise voraus eilten, natürlich von Fall zu Fall immer mehr aufgebauscht.

Da alle sehr ermüdet waren, zogen wir uns bald zurück und ich für meinen Teil verbrachte nach allen Strapazen eine ruhige, angenehme Nacht.

Der nächste Morgen fand mich schon früh unter den Säulen vor dem Palaste.

Ich saß zurückgelehnt, träumend von der fernen Heimat, von der vor mir liegenden Weiterreise und von dem noch unbestimmten Endziel derselben.

Wohin mochten Samy und Hussein ihren Weg genommen haben?

Dem Fürsten hatte ich mich bei einer Gelegenheit schon anvertraut und er versprach mir, Erkundigungen einzuziehen.

Berauschend wirkte der balsamische Duft, welcher von den kräftigen Kräutern, den blühenden Orchideen, Kakteen und Azaleen nach dem Tau der Nacht doppelt stark ausströmte und die Luft schwängerte.

Behaglich schlürfte ich den herrlichen vor mir stehenden Mokka.

Gedämpft schlug das leise Murmeln des dahinfließenden Baches an mein Ohr.

Da fühlte ich an der herabhängenden Hand plötzlich etwas feuchtes, warmes.

Verwirrt schaute ich auf und sah vor mir eine reizende, zierliche Gazelle, welche zutraulich aus dem Bache gekommen war und mich liebkosend leckte.

Ich traute meinen Augen kaum, dieses überaus scheue Tierchen so zahm zu sehen. Und doch stand es vor mir, ließ sich das weiche Fell streicheln und sah mich mit seinen treuen, klugen Augen schüchtern an.

Auch Link, welcher soeben mit fröhlichem Morgengruß zu mir trat, war nicht wenig erstaunt, drohte mit dem Finger und scherzte:

„Ei, ei, mein Freund. Es ist noch so früh am Morgen und Sie haben schon ein Stelldichein?“

Wie ich später erfuhr, waren mehrere gezähmte Gazellen in dem Parke und noch oft haben mir diese niedlichen Tiere mit ihren sanften Augen Freude gemacht.

Nachdem wir den Kaffee eingenommen hatten, schlug ich Link einen Spaziergang in den herrlichen Park vor, womit er freudig einverstanden war.

Unweit des Palastes stand ein kleiner Kiosk, der in seiner Größe mehr einer

Hundehütte glich.

Während wir vorüberschritten, packte Link wieder einmal die Neugier und vorsichtig trat er an das Häuschen heran.

Ich ging ruhig weiter, aber ein lauter Schreckensschrei Links ließ mich jäh umblicken.

„Alle Wetter! Du Teufelskerl!“, hörte ich gerade noch, konnte aber meinen Freund nirgends sehen.

Da bemerkte ich hinter einem kleinen Strauche Links Beine in der Luft zappeln. Ich eilte hin, aber er raffte sich selbst schnell wieder auf, mich ängstlich zurückziehend, dabei mit schreckensbleichem Gesicht nach dem Kiosk deutend.

Jetzt erblickte ich auch die Ursache von Links Seiltänzerkunststückchen; denn aus dem Häuschen war ein Leopard gesprungen, welcher allerdings, an eine Kette gefesselt, nicht gefährlich werden konnte, nur in seinen Bereich durfte man nicht kommen.

Link war natürlich nicht wenig erschrocken, als bei seinem Nähertreten der Leopard herausprang.

Durch das Zurückprallen hatte Link das Gleichgewicht verloren und war rückwärts über den niedrigen Strauch gestürzt.

Das hatte sich so schnell abgespielt, daß ich beim Umblicken nur noch die Beine Links in der Luft strampeln sah.

„Teufelsvieh!“, wiederholte er nochmals ganz außer Atem, „Ver Bestie, ich bitte mir eine sanftere Begrüßung aus!“

Drohend streckte er die geballten Fäuste gegen den Leopard vor, machte aber doch beim Vorüberschreiten einen weiten Bogen.

Der Leopard wurde hier an Stelle eines Hofhundes gehalten.

Wir traten bald unter die Schatten der mächtigen Bäume und wandelten, tief die herrliche Luft einatmend, einem der Seen zu.

Hier fanden wir zu unserer Freude ein elegantes Boot, was uns natürlich zu einer kleinen Wasserfahrt verleitete.

Nachdem wir uns eine halbe Stunde auf dem Wasser getummelt hatten, streckte sich Link ermüdet unter eine Dattelpalme auf die Erde.

Ich ruderte noch allein und lauschte auf den Lärm der Vögel.

Es mochten wohl fünfzehn Minuten vergangen sein, als ich meinen Freund wieder laut schelten hörte.

Am Ufer anlegend, sah ich ihn mit zornrotem Gesicht sich prüfend umblicken.

„Au!“, schrie er da wieder und hielt sich verduzt die Wange, „wo steckt denn dieser Lotterbube? Wirst Du wohl Dein Werfen einstellen!?“

Da sprang er von Neuem getroffen schon wieder zur Seite.

„Schockschwerenot! Es kommt von oben!“, zürnte er, nach der Krone der Palme schauend, machte aber gleichzeitig einen Sprung auf die entgegengesetzte Seite; denn schon wieder kam ein zweites Geschöß in Gestalt einer Dolde Datteln und traf mit unfehlbarer Sicherheit das eine Ohr Links.

„Wirst Du wohl aufhören und herunterkommen?“, rief er nun wütend hinauf, dabei unausgesetzt von einer Seite auf die andere springend, da es jetzt förmlich Datteln hagelte.

Es sah aus, als wäre Link irrsinnig geworden, wie er schreiend die Palme umtanzte.

„Da werden Sie noch lange rufen können“, rief ich hell auflachend, „der vortreffliche Schütze ist nur ein kleiner Affe in der Krone da oben.“

Sehen Sie nicht, wie er sich freut über Ihren wundervollen, graziösen Tanz? Er fletscht grinsend die Zähne; es macht bald den Eindruck, als ob er Sie vertraulich anlachte.“

Schnell zog sich Link nun zurück, brummend ging er neben mir her. Aber als echtes Kind des Augenblickes hatte die gute Laune bald wieder bei ihm die Oberhand.

Er lachte selbst über die komische Situation, in welcher er sich befunden und scherzend rief er:

„Ich bin nur froh, daß Sie keinen Photographen—Apparat mit haben, sonst würde ich mich bei Veröffentlichung der Aufnahmen nie wieder in Europa blicken lassen.“

Der Fürst hatte sehr viel zu tun, verging doch kein Tag, wo nicht Boten umliegender Stämme kamen und gingen.

Trotzdem mußte man aber anerkennen, daß er es trefflich verstand, seine Gäste zu unterhalten und zu bewirten.

Ich lernte nach und nach sämtliche Räume der Gebäude kennen und wußte kaum, was ich mehr bewundern sollte, die Kostbarkeiten aus Indien, Persien, Afrika, Türkei oder den feinen Geschmack, mit welchem dieselben geordnet waren.

Ein kolossaler Reichtum war in dem Palaste aufgespeichert.

Da wurde mir eines Tages eine überraschende Kunde.

Einer der beiden Scheichs, welche bei unserer Ankunft anwesend waren, hatte eine kleine Karawane gesehen, welche der Beschreibung nach diejenige Samys und Husseins gewesen sein konnte.

Sorgfältig ließ ich mir die Gegend beschreiben, sowie die Richtung, welche die kleine Truppe inne gehabt hatte.

Daraus ging hervor, daß dieselben die kleine Nefud (Wüste) gekreuzt hatten und sich auf dem Wege nach e Riad befanden.

Nun hielt mich nichts mehr, wenn auch Link ein mürrisches Gesicht zog und lieber noch einige Wochen da geblieben wäre.

Ich teilte dem Fürsten den Entschluß der Weiterreise mit und trotzdem derselbe ein längeres Verweilen gern gesehen hätte, mußte er doch die Notwendigkeit meiner Abreise einsehen. —

Der hiezu festgesetzte Tag rückte bald heran.

Der Fürst selbst mit einigen Arabern begleitete uns ein großes Stück bis zur Stelle, von wo aus ich die Residenz Mehemeds zum ersten Male erblickt hatte.

Hier hielt er inne, nahm mich zur Seite und sagte herzlich:

„Allah behüte Dich auf Deinen Wegen. Du bist mir wie ein lieber Sohn. Kehre zu mir zurück, wenn es Dir irgend möglich ist und vergiß nicht, daß Du auch für immer hier willkommen bist.

Nun merke auf, was ich Dir noch zu sagen habe. Bist Du einmal in großer Gefahr, aus welcher Dich nur die Schnelligkeit des Pferdes erretten kann, so beschatte das rechte Auge des Hengstes mit Deiner Hand und rufe zweimal seinen Namen, den Erfolg wirst Du dann sehen. Sprich aber zu niemand davon und wende dies nur in äußerster Not, niemals aber aus Scherz an.

Dann habe ich noch eine Bitte. Nimm Omar zu Deiner Begleitung mit. Ich sprach schon mit ihm darüber und er ist gern bereit. Ausgerüstet habe ich ihn bereits dazu. Seine Kraft und Gewandtheit ist ebenso groß wie seine Treue und Offenheit.“

Nach diesen Worten drückte er mir warm die Hand, nickte Link einen Abschiedsgruß zu, wandte sein Pferd herum und sprengte mit seinem Gefolge zurück, Omar zurücklassend.

Lange stand ich noch und schaute dem dahinreitenden Fürsten nach. Kurz bevor dieser in den Park einschwenkte, sah ich ihn halten und zurückblicken.

Er bemerkte mich und grüßend winkte er mit der Hand, ehe ihn die Schatten der Bäume aufnahmen.

Link konnte seine Augen kaum abwenden von dem kleinen Eldorado.

Traurig summte er vor sich hin:

„So leb denn wohl, Du liebes Haus,

Wir zieh'n betrübt von Dir hinaus,

Und fänden wir das höchste Glück,

Wir denken doch an Dich zurück.“

Nun begrüßte ich Omar und dankte ihm, daß er sich entschlossen habe, bei mir zu bleiben.

Dann ritten wir in scharfem Trabe nach Süden zu, um so schnell als möglich nach e Riad zu kommen.

Omar war gut beritten und ein vorzüglicher Reiter.

In den nächsten Wochen verbrachten wir die Nächte stets im Freien. Wir umritten alle Gegenden, wo wir Araberstämme vermuteten. Omar war hierin ein prächtiger Führer.

Wir durchkreuzten die herrlichsten Weideplätze. An Wild fehlte es uns nicht, aber trotz der größten Vorsicht Omars konnten wir zeitweises Zusammentreffen mit Arabern nicht vermeiden.

Da endlich sahen wir die Spitzen des Djebel Tueik in der Ferne auftauchen.

Jetzt wurde die Gegend belebter, was sich auch bald fühlbar machte; denn als wir uns am Abend einem geeigneten Lagerplatze näherten, fanden wir denselben zum Teile schon besetzt.

Eine kleine Karawane ritt, gerade als wir ankamen, in entgegengesetzter Richtung fort, da dieselbe wahrscheinlich die Nacht zur Weiterreise benützen wollte.

Wir sahen nur noch die Nachzügler des abziehenden Truppes, unter denen ein hochgewachsener Mann auffiel, von dessen Gesicht nur die Augen zu sehen waren, welche uns scharf musterten.

Die Verhüllung des Gesichtes resp. des Mundes und der Nase findet man in der Wüste nicht selten, aber das Herüberstarren dieses Mannes gefiel mir nicht. Er hatte sogar sein Pferd gezügelt.

Unwillkürlich lenkte ich meinen Hengst nach der Richtung des Betreffenden.

Kaum bemerkte dieser aber meine Absicht, als er hastig die Zügel riß und seinen Kameraden nachsprengte.

Was hatte denn diesen Menschen auf seinen Platz förmlich gebannt, als er uns sah?

Daß mein Hengst allgemein Aufsehen erregte, war mir nicht neu. Dieses Tier wurde überall bewundert und schon manchesmal hegte ich die Befürchtung, es könnte die Habgier Einzelner erwecken und uns daraus Unannehmlichkeiten entstehen.

Aber das Benehmen dieses Mannes deutete nicht nur auf Interesse an dem Pferde, im Gegenteil, es schien sich um meine eigene Person zu handeln.

Auch kamen mir diese Augen mit den buschigen Augenbrauen nicht aus dem Sinne. Wo hatte ich dieselben schon gesehen. Wo hatte sich mir dieser stechende Blick eingeprägt? Ich zermartete mir das Gehirn. Eine Antwort auf diese Frage fand ich aber nicht.

Unterdessen tauschten wir Grüße aus mit den noch lagernden acht Arabern, welche begehrlche Blicke nach meinem Hengste warfen.

Ungefähr hundert Schritte von den Fremden entfernt, machten wir es uns bequem.

Wie immer ordneten wir unsere Nachtwachen in drei Teile, nahmen die Abendmahlzeit ein und Link trat, das Gewehr im Arme, als Erster unter eine schlanke Palme, um über unseren Schlaf einer treusorgenden Mutter gleich, wie er sich ausdrückte, zu wachen.

Ich war bald neben meinem Pferde liegend eingeschlafen und bunte Traumgestalten umgaukelten mich in wirrem Durcheinander.

Bald sah ich Achmed mit seiner Schwester in Konstantinopel promenieren.

Bald jagte Aida auf feurigem Renner durch die Wüste, welche in flammendes Rot getaucht war.

Zuletzt sah ich plötzlich Fürst Mehemed, welcher einen Löwen bei der Mähne erfaßt hatte und denselben zu mir schleppte, während Link mit beiden Händen den Schweif desselben gefaßt hielt und mit aller Anstrengung dagegen stemmte, so daß der Fürst ihn und den Löwen ziehen mußte.

Da riß sich das Tier los und Link wurde, immer noch festhaltend und laut schreiend, von diesem in die Wüste entführt.

Mit mächtigen Sätzen flog er hinter dem Löwen her, so daß seine Beine kaum den Boden berührten.

Aus einem kleinen Gebüsch aber trat hohnlachend jener Mann mit den buschigen

Augenbrauen. Derselbe nahm das schützende Tuch von Mund und Nase und ich sah sein vor Schadenfreude grinsendes, widerliches Gesicht. Hah! Es war — — —
— Samy!

„Samy!“

Ich schrie es hinaus und erwachte aus meinen wirren Träumen.

Wo hatte ich nur meine Gedanken gehabt? War ich denn blind gewesen? Die stechenden Augen mit den buschigen Brauen konnten nur Samy angehören.

Ich wollte Link rufen und ihm meine Meinung sagen.

Derselbe war aber nirgends zu erblicken.

Plötzlich hörte ich seine Stimme ganz in der Nähe.

Er rief:

„Halt, Sohn der Nacht, nicht weiter! In dieser Weise nehmen wir keine Besuche an. Erst gib Deine Visitenkarte ab!“

„Willst Du wohl stehen bleiben?“, schrie er jetzt wütend, „steh — oder ich schieße Dir ein Loch in Deine Hosen!“

Erregt sprang ich auf und eilte zu Link, welcher mit erhobenem Gewehr dastand, sah aber auch gleichzeitig eine lange Gestalt in der Dunkelheit verschwinden.

„Schießen! Schießen!“, schrie ich Link zu.

„Ja schießen“, entgegnete dieser, das Gewehr absetzend, „wenn es nun ein ganz gewöhnlicher Spitzbube ist, der sich bloß Ihr Pferd ansehen sollte, so möchte ich ihn doch nicht gleich totschießen!“

„Sie haben recht“, erwiderte ich, mir über die Stirne fahrend, „ich stand noch ganz unter dem Eindrucke eines Traumes, in welchem ich Samy sah.“

„Samy?“, frug Link erstaunt.

Da tönte gleichsam als Antwort auf seine Frage ein langgezogenes, hart und metallisch klingendes höhnisches Lachen aus der Dunkelheit zu uns herüber, dem der Schall schneller Hufschläge folgte.

Wie erstarrt stand ich, förmlich gebannt durch dieses Lachen, welches ich in Konstantinopel und Kleinasien so oft gehört hatte.

S a m y war es. Samy und kein Anderer. Unter Tausenden hätte ich ihn herausgehört.

Eine wilde Entschlossenheit flammte in mir auf.

„Link!“, schrie ich mehr als daß ich sprach, „es ist Samy! Ich eile ihm nach!“

Ich weiß kaum mehr zu sagen, wie ich auf mein Pferd gekommen bin, aber es können nur Sekunden gewesen sein, da jagte ich auch schon in die Nacht hinein.

Lauschend hielt ich nach einiger Zeit inne. —

Deutlich waren die Hufschläge vor mir zu vernehmen.

Schnell setzte ich mein Tier wieder in gleicher Richtung in Bewegung.

Nachdem ich eine große Strecke zurückgelegt hatte, hielt ich abermals an.

Jetzt schallten die Hufschläge an meiner linken Seite.

Sofort änderte ich die Richtung und wie mit Flügeln raste mein Renner dahin.

Da endlich wurde es Licht.

Der Mond trat hervor und gleichzeitig konnte ich auch den vor mir fliehenden Reiter erblicken. Auch dieser hatte mich bemerkt und sprengte nun in doppelter Eile dahin.

Trotzdem er aber sein Äußerstes tat und alle Kraft aus seinem Pferde herausholte, so kam ich ihm mehr und mehr näher.

Mein Hengst zeigte noch keinerlei Anstrengung.

Da zeichneten sich vor uns die Umrisse von Felsen ab, auf welche der Flüchtling gerade zusprengte.

Immer schärfer traten die nicht sehr hohen, aber wildzerklüfteten Felswände hervor. Wenn es nicht einen Weg hindurch gab, so mußte ich den von mir Verfolgten einholen; denn war dieser gezwungen, die Steinmasse zu umreiten, so konnte er mir nicht entrinnen.

Da verschwand plötzlich der Reiter mit höhnendem Gelächter zwischen den Felsen.

Ich stutzte.

Wollte er mich durch sein Gelächter reizen und mich in einen Hinterhalt locken?

Aber ehe ich einen klaren Gedanken fassen konnte, war mein Schimmel heran und mit Ungestüm sprengte er in den Paß hinein.

Ich war noch nicht fünf Minuten geritten, als mir plötzlich ein gebieterisches

„Halt“ entgegentönte.

Vor, neben und hinter mir wurde es lebendig.

Hochauf bäumte sich mein Pferd.

„Schonet das Tier und schafft mir auch den Burschen lebendig!“, tönte eine harte, gebietende Stimme zu mir herüber.

Es war Samys Stimme, nur zu gut kannte ich dieselbe.

Ich war in eine Falle geraten.

Betroffen schaute ich mich um.

Gewehrläufe blitzten mir im Mondenschein von allen vier Seiten entgegen und mit katzenartiger Gewandtheit kletterten in Burnusse gehüllte Araber aus ihren Verstecken hinter den in malerischer Unordnung zerstreut liegenden Felsstücken hervor.

Ich wußte, fiel ich in Samys Hände, so war mein Schicksal besiegelt.

Darum hatte ich nichts zu verlieren, wenn ich auch das Äußerste wagte.

Schon bildeten die Angreifer einen ziemlich engen Kreis um mich, da riß ich mein Pferd herum und drängte es dem mir Zunächststehenden zu.

Ein Ruck am Zügel, hoch stand das herrliche Tier, indem es wild mit den Vorderfüßen in der Luft schlug.

Ein dumpfer Aufschrei erfolgte und schwer von den stahlharten Hufen getroffen stürzte der Araber zu Boden. Über seinen Körper hinweg aber flog, von kräftigem Schenkeldrucke getrieben, mein Hengst dem Ausgange des Passes zu.

Einige Sekunden herrschte Totenstille. Alle schienen über die unerwartete Wendung verblüfft.

Dann aber schrie Samy wie wahnwitzig:

„Gebt ihm eine Kugel, er darf nicht zurück! Schießt! Schießt! Schießt!“

Ein Schuß krachte. Die Kugel pfiff an meinem Kopfe vorüber.

Da hatte ich auch schon den Ausgang erreicht.

Gerade als der schützende Felsen hinter mir war, prasselte eine ganze Salve hinter mir her.

Zu spät. Ich befand mich in Sicherheit und stieß einen triumphierenden Schrei aus.

Wie ein Falke schoß mein Pferd dahin. Zärtlich klopfte ich ihm den Hals und strich seine Mähne.

Ein leises, freudiges Wiehern war die Antwort.

Wie dankbar doch ein Tier für die geringste Anerkennung ist.

Da ich jetzt in gerader Richtung nach dem Lagerplatze sprengte, während Samy einen Winkel gebildet hatte, tauchten bald die Palmen vor mir auf und ich fand Link und Omar in ängstlicher Spannung meiner harrend.

„Allah sei Dank, daß Du zurück bist!“, rief Omar, „wir konnten Deine Spur nicht sehen und hätten den Aufgang der Sonne abwarten müssen.“

Ich erzählte den Hergang des Abenteuers und mit Ungeduld erwarteten wir den Anbruch des Tages, um die Verfolgung aufzunehmen.

Die Zeit schien sich bis in das Unendliche auszudehnen. —

Endlich aber rückte sie doch heran und der erste Strahl der Sonne traf uns im Sattel sitzend, gesonnen, die Spur Samys nicht wieder aus den Augen zu lassen und wenn diese uns durch ganz Arabien führen sollte.

Da ein Fehlgehen bis zu den Felsen ausgeschlossen war, so suchten wir ungesehen in großem Bogen von der Seite heranzukommen.

Es gingen dabei allerdings fast drei Stunden verloren, aber ohne Weiteres auf den Paß zu und in diesen hineinzureiten, wäre doch zu gefährlich gewesen.

Wir konnten jedoch unser Vorhaben nicht ausführen, sondern mußten die Felsen vollständig umreiten, dafür hatten wir aber die Genugtuung, daß plötzlich der Ausgang des nicht so langen Passes vor uns lag.

Zahlreiche frische Spuren führten aus dem Hohlwege heraus und weiter in das Gebirge hinein.

Omar ritt jetzt schnell bis zum Eingange, woselbst der Überfall diese Nacht stattgefunden hatte.

Wir erwarteten ihn und erst als er bei seiner Rückkehr versicherte, daß er nach den Spuren zu urteilen annehme, es sei Niemand zurückgeblieben, ritten wir mit möglichster Beschleunigung weiter.

Plötzlich trennte sich eine große Fährte von vielen Hufspuren ab und zweigte nach rechts, während eine kleinere entgegengesetzt in das Gebirge führte.

„Was machen wir nun, lieber Link?“, frug ich diesen, welcher, sich hinter den Ohren reibend, mit einer unbeschreiblichen Miene auf seinem Pferde saß.

„Ja, soll ich etwa heruntersteigen und die Spuren einem Bluthunde gleich untersuchen, damit ich diejenige des verwünschten Samy herausschnüffele?“, war seine knurrende Entgegnung.

„Das nicht, lieber Freund“, lachte ich. „Aber ich denke, wir folgen der kleinen Fährte in das Gebirge; denn wer sollte anderes da oben zu tun haben als solche, die sich verstecken wollen? Versuchen wir es auf gut Glück!“

„Aber was wollen wir der Handvoll Männlein nachreiten? Es muß doch die große Fährte sein, da Samy diese Nacht bei Ihrem Hereinfall eine ganze Menge ins Feld geführt hat“, widersprach Link.

„Das ist schon richtig“, räumte ich ein, „aber ich neige eher der Ansicht zu, daß Samy nur zufällig Helfershelfer gefunden hat, denen er wahrscheinlich goldene Berge oder mein Pferd als Belohnung versprach. Vielleicht hat er mich denen gegenüber gar als Pferdedieb ausgegeben.“

Wie sich später herausstellte, war dies auch wirklich der Fall gewesen.

„Gut! Einverstanden“, brummte Link.

Ich teilte Omar meine Meinung mit und wir schlugen den Weg ins Gebirge ein.

Immer wilder wurde die Gegend.

Unser Pfad war schmal und führte an Schluchten vorbei.

Hier mußten wir uns vorsehen; denn bessere Stellen zu einem Hinterhalte hätten die Flüchtlinge nicht erwählen können und Samy war nicht der Mann, der solche Vorteile unbenützt vorübergehen lassen würde.

Deshalb schlug ich vor, die Pferde in ein sicheres Versteck zu bringen, deren es hier viele gab und Link sollte bei denselben zurückbleiben, während ich mit Omar zu Fuß der Spur folgte.

Für Link bestand keine große Gefahr, da wir uns weit ab von der Straße befanden.

Ein Unterschlupf war bald gefunden.

Link aber protestierte erst eifrig dagegen, daß er die Pferde bewachen und zurückbleiben sollte.

Endlich fügte er sich murrend.

Tief entrüstet drehte er uns stolz den Rücken und sprach eifrig auf sein Pferd ein, diesem wahrscheinlich sein Leid klagend.

Ich aber schritt mit Omar rüstig vorwärts.

Der Boden war glücklicherweise mit leichtem Sande bedeckt, deshalb konnten wir die hinterlassenen Eindrücke der Pferde ziemlich deutlich erkennen.

Um uns herum sahen wir fast ausschließlich nackte Felsen. Nur in den Schluchten wucherten Kräuter und zeitweise wurde die Kahlheit des Gesteins durch niedriges Gestrüppe unterbrochen.

Wir mochten wohl über eine Stunde gegangen sein, eifrig ausspähend, als plötzlich jede Spur aufhörte.

Verständnislos sah ich Omar an. — Dieser machte kein geistreicheres Gesicht.

Auf's Geratewohl suchten wir nun die Umgebung ab, aber ohne Erfolg.

Plötzlich zog mich Omar hinter einen Strauch.

„Ich hörte ein Pferd wiehern, Shidi“, flüsterte er.

Da nahten schnelle Schritte, dieselben schienen von mehreren Personen herzurühren.

Wir duckten uns, so tief wir konnten.

„Bückt Euch, soviel Ihr wollt!“, tönte da über uns eine höhnende Stimme, „diesmal entgeht Ihr uns nicht.“

Samys abstoßendes Gesicht erschien auf einem Felsen, fuhr aber sofort zurück, als in aufsprang und mein Gewehr anschlug.

In diesem Augenblicke stürzte sich uns mit wildem Geschrei, welches dem Geheule Wahnsinniger glich, fünf bis an die Zähne bewaffnete Männer entgegen, die um eine Biegung des Pfades gekommen waren.

Wütend über meine Dummheit, daß ich nun so kurz hintereinander schon zum zweitenmal der List Samys unterlegen war und in einen Hinterhalt ging, sprang ich mitten unter die Angreifer.

Den ersten schlug ich mit dem Kolben meines Gewehres nieder.

Der zweite gegen mich Springende hatte ein langes Dolchmesser, welches er mir von unten in den Leib rennen wollte.

Zur rechten Zeit konnte ich noch seinen Arm erfassen. Nur eine Sekunde später und mein Leib wäre mir von unten bis oben aufgeschlitzt worden; denn das Messer durchschnitt in der Abwehr immer noch die Kleider und ritzte leicht meine Haut.

Ein dritter hatte mich jetzt von hinten bei dem Halse gefaßt und würgte mit aller Kraft.

Während ich mich von meinem vorderen Gegner durch einen Fußtritt befreien konnte, riß mich ein vierter, nachdem er meine Kopfbedeckung herabgezogen hatte, an den Haaren nach rückwärts.

Noch im Stürzen rief ich laut:

„Omar, rette Dich!“

Eine Antwort auf diesen Ruf hörte ich nicht mehr; denn wuchtig schmetterte ein Gewehrkolben auf meinen Kopf. Blitze flammten vor meinen Augen, Funken tanzten, dumpfes Brausen gleich dem Toben eines großen Wasserfalles dröhnte in den Ohren.

Dann wußte ich nichts mehr. — — — — —

Als ich mit wüstem Kopfe erwachte, lag ich in teuflischer Weise gefesselt in einem Gehölze.

Kein Glied konnte ich rühren. Meine Zunge klebte trocken am Gaumen, ich lechzte förmlich nach einem Trunke Wasser.

Der Kopf brannte mir wie Feuer. Wie wohl hätte ein kühler Verband getan.

Aber ein rohes Lachen schallte mir entgegen, als man bemerkte, daß ich die Augen aufgeschlagen hatte.

Ich zählte sechs Mann, worunter Einer, welcher ein brutales Wesen zur Schau trug, der Anführer zu sein schien.

Dieser, ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, von herkulischem Körperbau und mit glänzend schwarzem Vollbarte, kam an meine Seite.

Mit rohem Lachen versetzte er mir einen Fußtritt in den Leib.

„Warum bist Du nicht tot? Du Spürhund?“, brüllte er heiser. „Wahrhaftig Du wärest besser daran, als daß Du jetzt Samy in die Hände fällst.“

Haha, wird das ein Spaß werden, wenn wir Dir auf den Leib rücken.“

Er trat wieder zurück zu den andern mit den Worten:

„Wo nur Samy bleibt? Habt Ihr ihn gesehen? Er möchte bald kommen, damit wir den abfertigen und aufbrechen können.“

Heda!“ rief er in das Gebüsch hinein, „Ihr seid doch fertig?“

„Ja, Hussein!“, scholl es zurück.

Ah, da waren noch mehr. Fast schien es mir, als hörte ich Frauenstimmen, oder

täuschte ich mich?

Also jetzt hatte ich diesen rätselhaften Hussein zum ersten Male vor mir.

Prüfend schaute ich nach ihm hin. Alle Laster und Leidenschaften waren auf seinem Gesichte ausgeprägt.

Wehe dem armen Mädchen, welches in seine Hände fiel.

Bei dem Gedanken an die unglücklichen Opfer ergriff mich eine sinnlose Wut.

Ha, hätte ich diesem elenden Schurken an den Hals springen können!

Stöhnend bäumte ich mich auf und in ohnmächtigem Zorne suchte ich meine Fesseln zu sprengen; dieselben schnitten aber nur tiefer in das Fleisch ein und schmerzten fürchterlich.

Ein teuflisches Lachen dieser Schurken, welche mich beobachtet hatten, war die Antwort auf mein vergebliches Bemühen.

Einer derselben, welcher den Kopf verbunden hatte, trat zu mir und stieß roh mit den Füßen nach meinem schmerzenden Kopfe.

Hussein pfiß ein um das andere Mal; wahrscheinlich war dies ein Zeichen für Samy.

Aber keine Antwort erfolgte.

„Mich beunruhigt es, daß Samy noch nicht da ist“ hörte ich ihn wieder sagen. „Wo mag er nur sein? Vier Stunden warten wir nun schon.“

Also vier Stunden mußte ich ohne Besinnung gelegen haben. Ich sah mich prüfend um, ob Omar auch gefangen sei, bemerkte aber nichts.

„Er wird die Pferde noch nicht gefunden haben“, erwiderte jetzt ein anderer, „es ist nur schade, da der andere Bursche davonspringen konnte. Ich hätte — —“

Mitten in dem Satze hielt der Sprecher jäh inne; denn nicht weit von uns fiel ein Schuß, ein zweiter — dritter folgte.

„Halloh! Was geht da vor?“, rief Hussein, „Samy ist in Gefahr!“

Fort stürmte er und mit ihm seine Gefährten. —

8. Vergeltung

Ich lag allein.

Doch was war das?

Ein Geräusch hinter mir ließ mich aufhorchen.

Da glitt eine Gestalt zu mir.

Omar!

Fast hätte ich es in meiner Freude laut hinausgeschrien.

Aber Omar drückte mir die Hand vor den Mund.

„Schnell, o Herr, wir müssen von hier fort, ehe sie wieder kommen.“

Damit durchschnitt er auch schon meine Fesseln.

Ich stand auf, schwankte aber noch.

Omar stützte mich und rief besorgt:

„Fasse Dich, o Herr, sonst sind wir verloren!“

Das half.

Ich nahm alle Kräfte und Willensstärke zusammen und raffte mich auf.

Mit jedem Schritte ging es besser. Jeder Tritt wurde sicherer und fester. Nach und nach kehrten meine Kräfte zurück.

„Wo ist Link?“, frug ich besorgt.

„Der Mann mit den wackelnden Ohren hat geschossen“, erwiderte Omar. „Ich habe ihn an einem Platze versteckt, wo er nicht gefunden werden kann.“

Nachdem wir noch einige hundert Schritte gelaufen waren, schwenkte Omar plötzlich zur Seite und bog die Zweige eines dichten Strauches auseinander.

„Nimm Deine schmutzigen Finger weg, Bursche!“, hörte ich eine grimmige, aber halblaute Stimme, „sonst gebe ich Dir einen Klaps!“

Aus der Öffnung aber fuhr ein zornroter Kopf mit funkelnden Augen und mit zwei

wie Speere vorgestreckte Schnurrbartspitzen.

Als uns aber die wie bei einem gereizten Stiere wütend rollenden Augen erblickten, nahmen sie einen freudig lachenden Ausdruck an und dem Kopfe nach schob sich aus dem Strauche ein ganzer Körper, welche Teile zusammen unseren braven Link vorstellten.

„Da bin ich“, kicherte er, „demnach ist alles geglückt. Glaubte schon, ich hätte Ihren Omar nicht recht verstanden und etwas Dummes gemacht.

Dachte nicht anders, als die Zweige sich auseinanderbogen, daß man mich beim Kragen nehmen wollte.“

Vereint eilten wir vorwärts.

Ich war besorgt um unsere Pferde und teilte Omar meine Befürchtung mit, aber dieser winkte ab und sagte:

„Unsere Pferde sind in Sicherheit.

Ein Mann schlich in der Nähe herum; ich kam zum Kampfe mit ihm und habe ihn besiegt. Du wirst es bald sehen.“

Stumm schritten wir weiter.

Wir kamen an eine Stelle, wo sich der Bergpfad sehr verengte.

Zur rechten gähnte ein Abgrund, zur Linken aber stieg eine vielleicht dreißig Meter hohe Felswand senkrecht hinauf. In dieser Wand waren stellenweise verwitterte Aushöhlungen, welche zwar keine große Tiefe hatten, aber immerhin geräumig genug waren, um Schutz vor überraschend hereinbrechendem Unwetter zu gewähren.

Ich wußte, nicht weit davon mußten unsere Pferde sein.

Lauschend hielt ich plötzlich Omar und Link zurück.

Ein leises Wimmern schlug an mein Ohr.

Auch Omar und Link hörten es.

Omar zog die Augenbrauen finster zusammen.

Wir schritten weiter.

Das Wimmern tönte näher und näher.

Da standen wir unvermittelt auf dem engen Pfade und schauten erstaunt auf eine in einer vorhin beschriebenen Vertiefung kauende Gestalt, von welcher das Klagen

ausging.

Jetzt hatte der Mann unser Kommen bemerkt.

Er hob sein Gesicht und — — — — ein Ausruf des Schreckens, aber auch des Mitleids entfuhr meinem und Links Munde; denn vor uns lag kein anderer als — — — — Samy, der trotzige, hartherzige Mensch.

Aber wie sah er aus?

Die schwarzen, stechenden Augen, die oft voll Hohn uns angeblickt hatten, waren verschwunden.

Unter den buschigen Brauen gähnten uns die leeren, blutigen Augenhöhlen entgegen.

Ein furchtbares Gericht!

Ich konnte nicht mehr an mich halten.

Ich schrie:

„Omar, es ist Samy, der Gesuchte! Welch furchtbare Strafe!“

Beim Klang meiner Stimme hob der Unglückliche den Kopf.

„Wer ruft Samy? Wer ruft meinen Namen?“, kreischte er auf.

„Ha! Ich erkenne Dich! Du bist es, der Rächer!“

Sein Gekreisch artete in ein Geheul aus.

Dem Unglücklichen schien durch den Schmerz der Verstand geraubt zu sein.

„Haha! Schau um Dich! Schau um Dich! Sieh Dir an die Scharen, die dich unglücklich machte! Hahaha!“

Die Worte gingen in ein leises Wimmern über.

Wir standen wie gebannt.

Plötzlich fing er wieder an zu toben. Laut heulte er auf.

„Komme nicht heran zu mir, lasse mich los! Lasse mich los! Ich habe sie nicht! Gehe zu Hussein! Haltet ihn fest! Haltet ihn! Er will mich töten!“

Mit einem wilden Aufschrei sprang er empor und lief wie von Furien gepeitscht dem Abgrunde entgegen.

„Samy zurück!“, schrie ich entsetzt und eilte ihm nach.

„Sie kommen! Sie kommen!“ , heulte er als Antwort.

„Sie kratzen mir die Augen aus!

Hilfe! Hilfe!“

Jetzt hatte ich ihn bald erreicht.

Schon wollte ich zugreifen.

Da — — — ein wildes Aufheulen, einige Schritte noch — — — — ein gellendes Hohnlachen und — — — — Samy taumelte, am Rande des Pfades mit beiden Armen in die Luft fahrend und einen Halt suchend, kopfüber in den Abgrund.

Ich prallte zurück und lehnte mich an die Felswand.

Der Schall des dumpfen Aufschlagens eines Körpers zitterte durch die Schlucht herauf — — — — dann war es still.

Samy war nicht mehr. — — — Er stand vor einem höheren Richter. — — — —

Minutenlanges Schweigen folgte:

Link stand ebenfalls an die Felswand gelehnt, blaß, mit aufgerissenen Augen, nur Omar verharrte in unerschütterlicher Ruhe mit finsterem Gesichte.

Ich sah ihn fragend an.

Ruhig entgegnete er:

„Der Mann schlich mir nach und griff mich an. Wir kämpften hier am Rande des Verderbens, wobei ich ihm beide Augen ausdrückte; da ließ er von mir ab.“

Doch wir hatten keine Zeit zu verlieren.

Ich winkte und wir schritten weiter; denn der in die Tiefe gesauste Körper Samys bedurfte keiner Hilfe mehr.

Unsere Pferde fanden wir friedlich grasend im Verstecke.

Hier erst fühlten wir uns in Sicherheit und ich dankte Omar warm für die Rettung. Er wehrte ab und sagte bescheiden:

„Danke nicht, Shidi; denn Du hättest für mich dasselbe getan!“

Nun erzählte er weiter:

„Als die fünf Mann auf uns zu kamen, warf sich ein großer, schwarzbärtiger Riese auf mich und ich hatte lange zu tun, um ihn zu stürzen. Beim Niederfallen schlug

er auf die Felskante und ich hielt ihn für tot.

Da sah ich gerade, daß Du zu Boden gerissen wurdest und hörte Deinen Ruf. Da ich Dir mehr helfen konnte, wenn ich frei blieb, so folgte ich Deinem Rate und brachte mich schnell in Sicherheit. Entfernte mich aber nicht weit, damit ich beobachten konnte, wo Dich die Bande hintrug.

Es tat mir sehr weh, o Herr, als ich sehen mußte, wie sie Dich schlugen, noch während sie Dich trugen, aber ich konnte nichts dagegen tun.

Sobald ich wußte, wo Du lagest, eilte ich zurück zu den Pferden.

Hier erklärte ich dem Manne mit den wackelnden Ohren alles, so gut ich mich verständlich machen konnte und bedeutete ihm, mir zu folgen.

Ich war noch nicht weit mit ihm gegangen, als ich im Rücken ein Geräusch hörte und sah, wie ein Mann nach dem Versteck unserer Tiere schleichen wollte. Ich sagte Deinem Freunde nichts davon, ließ ihn stehen und lief zurück.

Es war derselbe Mann, welcher uns über unseren Köpfen die höhnenden Worte zurief. Derselbe, welchen Du Samy nanntest.

Er mußte mich von Anfang an beobachtet haben und mir nachgeschlichen sein, wahrscheinlich um sich der Pferde zu bemächtigen.

Er hörte meine Schritte, wandte sich um und griff mich auch sogleich an.

Wir rangen heiß zusammen; denn der Gegner war stark.

Da gelang es mir endlich, meine Hände um seinen Kopf zu legen, ich brachte beide Daumen an seine Augen und mit einem schnellen Drucke waren dieselben aus ihren Höhlen gepreßt.

Ich führte den Wehrlosen dahin, wo Du ihn fandest.

Dann ging ich wieder zu Deinem noch wartenden Freunde und geleitete ihn an den Strauch, welchen Du gesehen hast.

Hier machte ich ihm verständlich, daß er eine Strecke vorlaufen und mehrmals schießen, nachdem aber sofort wieder in das Gebüsch kriechen und warten sollte, bis wir kommen würden.

Währenddem eilte ich zu Dir.

Dein Freund hat alles gut ausgeführt und das Übrige weiß Du ja, o Herr!“

Ich drückte ihm nochmals die Hand mit den Worten:

„Ich danke Dir, Omar! Der Fürst hat nicht zu viel gesagt, als er Deine Treue

lobte. —

Bei Samy hat Dich Allah zum Werkzeuge der Vergeltung auserkoren.“

Wir legten uns noch ein wenig zur Ruhe, nachdem ich Link ausführlich unterrichtet hatte.

Erst in der Dunkelheit schlichen wir nochmals zum Lager Husseins. — — Es war leer.

Dies hatte ich erwartet. An den Überresten eines kleinen Feuers konnten wir aber sehen, daß der Aufbruch erst vor Kurzem erfolgt sein mußte.

Sorgfältig untersuchten wir die Lagerstätte.

In dem Dickicht, aus welchem am Nachmittag die Antwort auf Husseins Frage geklungen hatte, entdeckten wir, daß mindestens zehn Personen gelagert haben mußten.

Ob Frauen dabei gewesen, oder ob ich mich getäuscht hatte, konnte ich nicht ergründen.

Ich hatte keine Lust, bei dieser Anzahl der Gegner nochmals durch einen Hinterhalt in deren Hände zu fallen und beschloß, die Nacht in unserem Schlupfwinkel zu bleiben und am nächsten Morgen der Karawane zu folgen.

Wir zogen uns deshalb zurück und saßen plaudernd noch einige Stunden beisammen.

Da bemerkten wir plötzlich eine eigentümliche Unruhe an unseren Pferden.

Wir suchten alles ab, fanden aber nichts Verdächtiges.

Es dauerte nicht lange, so fingen unsere Tiere wieder an zu schnauben und ängstlich mit den Hufen zu scharren.

Mein Hengst blähte die Nüstern und warf unwillig den Kopf in die Höhe.

Die Situation wurde uns etwas ungemütlich.

„Es wird ein Tier in der Nähe sein, welches die Pferde beunruhigt“, flüsterte Omar.

Wir warteten eine geraume Zeit, aber nichts ließ sich hören oder sehen. —

Auch die Pferde wurden ruhiger.

Schon wollten wir uns zur Ruhe legen, als es wieder losging. Diesmal aber ärger als zuvor.

Zitternd drängten sich die Rosse zusammen.

Ich trat zu unseren Tieren und schaute angestrengt nach der Richtung, in welcher dieselben den Kopf hielten.

Nicht das geringste konnte ich entdecken.

Langsam sog ich die Luft ein und es war mir, als ob dieselbe einen eigentümlichen scharfen Geruch mit sich führte.

Ohne Zweifel mußte ein Raubtier in der Nähe sein.

Glücklicherweise haben die Tiere einen scharfen, fast stechenden Geruch an sich, welcher in der Freiheit viel ausgeprägter und stärker ist, als bei denjenigen, die in Gefangenschaft leben.

Plötzlich ließ sich ein leises Brummen vernehmen. Ich stutzte. Ein Bär war demnach in der Nähe.

Auch Link und Omar hatten den Laut gehört, kamen eilig heran und schützend stellten wir uns vor die Pferde.

Da hörten wir das Knacken eines dünnen Zweiges und gleichzeitig erschien auf dem freien, mit Kräutern bewachsenen Platze das Riesensexemplar eines Bären.

Der Mond schien hell und wir konnten Meister Petz genau beobachten.

Er war stark. Mit tückischen, wutfunkelnden Augen schaute er zu uns herüber.

Ein lautes, zorniges Brummen ausstoßend, setzte er sich auf die Hinterbeine und leckte schmatzend die mächtigen Vordertatzen.

Ängstlich wiehernd rissen die Pferde an den festgebundenen Zügeln.

Link lachte trotz der nicht ungefährlichen Situation laut auf:

„Lecke nur Deine Sammetpfötchen, Du Ungetüm! Denkst wohl, daß Du in mir ein gutes Nachtessen hast?“

Hihihi! Wie der Kerl aussieht!

Wenn man ihm eine Nachthaube aufsetzt, so ist er das Ebenbild von des Teufels Großmutter, direkt der Hölle entstiegen!“

„Jubeln Sie nicht zu früh, Link“, rief ich warnend. „Die Bärenjagd ist eine der gefährlichsten. Aufgepaßt!“ unterbrach ich mich; denn soeben ließ sich der Bär wieder nieder und trabte heran.

Als er uns näher gekommen war, richtete er sich in seiner ganzen imposanten Größe auf.

Da krachte ein Schuß!

Link hatte gefeuert.

Ein wütendes Brüllen war die Antwort. Mit erstaunlicher Schnelligkeit war Petz bei Link.

Dieser schmetterte mit voller Wucht den Kolben seines Gewehres auf dessen Kopf.

Doch eine leichte Bewegung der Pranke und die Waffe wurde weit zur Seite geschleudert.

Der tapfere Link aber flog, wie ein Kreisel sich drehend und mit den Armen in der Luft fuchtelnd, mindestens zehn Schritte zurück in den Sand.

Gleichzeitig aber krachte ein zweiter Schuß.

Mit einem Geheul drehte sich der Bär um seine eigene Achse und sank zur Erde, dieselbe im Todeskampfe um sich herum aufwühlend.

Der Schuß war aus Omars Büchse gekommen, welcher dem Tier am nächsten stand.

Ein Meisterschuß; denn die Kugel war dem Ungetüm durch das Ohr in das Gehirn gedrungen, was den sofortigen Tod herbeiführte.

Das alles hatte nur wenige Sekunden gewährt und spielte sich viel schneller ab, als man erzählen kann.

Ich war am weitesten von der Bestie entfernt gewesen und hatte gar nicht eingreifen brauchen.

Wo aber war Link?

Wir sahen ihn noch auf demselben Flecke sitzen, wo er hingestürzt war.

Verdutzt schaute er sich um. — Griff sich an Stirn und Nase, zwickte seine Ohren, und brachte endlich höchst verwundert heraus:

„Nanu? Bin ich noch nicht tot? Was war denn das?“

Ich brannte doch diesem ver Burschen eine Kugel direkt auf die Stirne und trotzdem strampelt dieser zottige Geselle mit offenen Armen seelenvergnügt auf mich zu.

Den mit aller Kraft geführten Schlag des Kolbens nimmt er als Liebkosung hin, schiebt grinsend mein Gewehr zur Seite, als ob es ein Zündholz wäre und mit der andern Tatze boxt er mich, daß ich mein ganzes Leben lang noch nicht so schnell von einem Ort zum andern befördert worden bin.“

Vorsichtig stand er bei diesen Worten auf und prüfte sorgfältig jedes einzelne Glied seines Körpers, ob es noch an der rechten Stelle und brauchbar war.

Dann ging er langsam in großem Kreise um den Bär herum und erst, als er sich überzeugt hatte, daß das Tier wirklich tot war, trat er näher und untersuchte niederkniend Die Stirn desselben.

„Hm“, brummte er eine Weile, „man sollte es kaum glauben, aber dieser Satan hat einen dickeren Schädel als ich, einen wahren Elsenkopf. Hier an seiner Stirn ist die Kugel abgeprallt und hat in die Höhe gehend, nur ein Stück Haut mitgenommen.

So einen Kopf möchte ich eigentlich auch haben.

Na warte, alter Bursche!“ fügte er mit der Faust drohend und sich die Schulter reibend hinzu, „für Deinen Schlag werde ich mich rächen und mir Deine Tatzen recht gut schmecken lassen, namentlich da Du dieselben noch fürsorglich so sauber abgeleckt hast, ehe Du mich umarmen wolltest!“

Ich war froh, daß unser Link außer einigen Schürfungen mit heiler Haut davongekommen war und amüsierte mich köstlich über seine drolligen Reden, die ich fast immer ziemlich getreu Omar übersetzte, was auch dem ernstesten Araber ein Lächeln abzwang.

Ich sage unser Link, da Omar denselben auch liebgewonnen hatte; denn der brave Wiener war ein unerschrockener, tapferer Gefährte, der seinen Humor auch in den ernstesten Bedrängnissen nicht verlor.

Aufrichtig freute ich mich, daß ich ihn mitgenommen hatte, da er sich so schnell in alles schickte und an das Leben in der Wildnis gewöhnte, ja dasselbe trotz der Gefahren und Entbehrungen außerordentlich amüsant fand.

Link erhielt auch das schöne Fell des Bären und als wir uns dann nicht versagen konnten, die schmackhaften Tatzen noch vor dem Schlafen zu braten und zu verzehren, ahnte Link gravitatisch das schmatzende Lecken des Petzes nach, ehe er kräftig zubiß.

Ohne weiteren Zwischenfall verließ die Nacht und am Morgen rückten wir wieder so schnell als möglich vorwärts.

Wir zogen am Lagerplatze Husseins vorüber und ritten nun auf etwas bequemeren Pfaden.

Nach einigen Stunden stießen wir plötzlich auf eine zweite Lagerstelle, welche noch nicht lange verlassen sein konnte.

Hier mußte Hussein mit den Seinen die Nacht verbracht haben, nachdem er sich einige Stunden vom ersten Lagerplatze entfernt hatte.

Erfreut, daß nun der Vorsprung der Verfolger kein so großer war, ritten wir weiter.

Nach und nach wurde der Weg immer besser. Die Spuren waren deutlich sichtbar, aber wir bekamen den Trupp den ganzen Tag nicht zu Gesicht, trotzdem derselbe nicht mehr weit vor uns sein konnte.

Wir mußten ohne Erfolg am Abend einen geeigneten Platz zum Ruhen aussuchen und geduldig den Tag abwarten.

Der Ort, den wir nach langem Suchen endlich fanden, war lange nicht so günstig als derjenige, welchen wir am Abend vorher inne hatten, aber wir mußten uns damit begnügen und scharfe Wache halten.

Wir besorgten unsere Pferde und saßen bald zusammen, als Abendmahlzeit noch die Reste der Bärenatzen verzehrend.

Link saß an meiner rechten Seite und kaute vergnügt an einem großen Knochen herum, an welchem fast kein Fleisch mehr war, als ganz unerwartet in geringer Entfernung von uns ein Stein ins Rollen kam, welches Geräusch uns aufhorchen ließ.

Eine Sekunde darauf folgte auch schon ein scharfer Knall und ich bekam einen fürchterlichen Hieb auf die rechte Wange, während der Knochen, den Link in Bearbeitung hatte, zersplittert zu meinen Füßen lag.

Omar war aufgesprungen und nach der Richtung geeilt, aus welcher der Schuß gekommen war.

Link aber saß da mit entgeistertem Gesicht.

Der Schreck war ihm in die Glieder gefahren; denn der Knochen, an welchem er gerade nagte, war ihm durch eine Kugel zwischen den Zähnen weg entführt worden. Sein Mund blieb aber offen, während die Augen dem Knochen folgten, welcher mir an die Wange geschleudert wurde und dann zu Boden fiel.

Die Kugel hatte jedenfalls mir gegolten und Link, welcher nie still sitzen konnte, war mit dem Knochen im geöffneten Mund gerade in die Schußlinie gekommen.

Endlich klappte der Mund zu. Die Schnurrbartspitzen, welche betrübt in die Öffnung geblickt hatten, aus welcher kein Ton kam, schnellten nun befriedigt in die Höhe.

Ich hatte mich zu Boden geworfen und riß Link ebenfalls zu mir herab. Nun krochen wir Deckung suchend hinter ein Stück Felsen.

Zürnend knurrte Link:

„Die Halunken gönnen mir nicht einmal den wohlverdienten Knochen!“

Da kam Omar zurück mit den Worten:

„Ich habe ihn nicht gesehen, er ist fort!“

„Wollen wir den Platz lieber verlassen und uns einen anderen suchen; denn hier können wir nacheinander weggeschossen werden“, sagte ich.

Daraufhin zogen wir ohne Säumen weiter.

Eine Stunde war vergangen, als wir endlich eine Stelle fanden, die etwas geschützt lag.

Wir heilten scharfe Wacht und am nächsten Tage hofften wir besonderen Erfolg zu haben.

Aber die Morgenstunden vergingen, ohne daß sich das geringste ereignet hätte.

Endlich breitete sich vor uns ein prächtiges Tal aus. Ganz unvermittelt lag es bei einer Biegung des Pfades vor unseren Augen.

Der Anblick erinnerte mich lebhaft an die Schweiz und hatte eine Ähnlichkeit mit dem Simmental, wenn man es von halber Höhe des Niesen aus betrachtet.

Schöne Weideplätze erstreckten sich hier. Auch Gruppen von Palmen und Platanen waren sichtbar, hinter denen sich ein Brunnen befand.

In einiger Entfernung darüber hinaus sprengten eine Truppe Personen in großer Eile dahin.

Das mußte Hussein sein!

Aufmerksam betrachtete ich durch den Feldstecher die Reiter und zählte deren siebzehn Mann. Konnte dies Hussein sein?

Hätte ich doch fast behauptet, Frauenstimmen gehört zu haben, als ich gefangen im Lager war.

Link hatte ebenfalls beobachtet und äußerte jetzt verschmitzt:

„Ich glaube bald, der Kerl hat die Mädchen in Männerkleider gesteckt!“

Das leuchtete mir ein.

Link hatte gewiß das Rechte getroffen.

Da bemerkten wir, daß aus einem weiter gelegenen Gebüsch fünf Araber sprengten, welche beim Anblicke der ihnen Entgegenkommenden erst stutzten, dann aber wie zögernd weiter ritten.

Beim Zusammentreffen sah ich die beiden Parteien lange miteinander verhandeln, bis endlich die fünf Araber dem Brunnen zueilten.

„Wenn Hussein da nicht wieder eine Teufelei angezettelt hat, will ich alle fünf Araber zum Frühstück aufzehren“, wandte sich Link an mich.

„Sie werden sich doch nicht hier zu einem Kannibalen ausbilden und sich dann in Wien sehen lassen wollen?“, entgegnete ich lachend.

„Aber ich bin vollkommen Ihrer Ansicht. Hussein wird den Arabern irgend ein Märchen aufgebunden haben, damit dieselben uns nicht trauen sollen und wir sie nicht für uns gewinnen können.“

Eine Zeit lang beobachteten wir die beiden Trupps noch, bis Hussein mit seinem Gefolge im Gebüsch verschwunden war.

Das Glas zusammenschiebend, äußerte ich nun:

„Wir wollen noch ein wenig warten und eine kleine Rast machen, ich möchte nicht gerade am Brunnen mit den Arabern zusammentreffen.“

Link stimmte ein.

Wir saßen ab und ruhten, bis die Fünf den Brunnen verlassen hatten.

Dieselben schlugen nicht den Weg zu uns ein, sondern ritten dem Tale entlang.

Erst nachdem sie eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten, setzten wir unsere Pferde in Trab.

Kaum aber wurden wir von den Wüstensöhnen erblickt, so änderten dieselben ihre Richtung und galoppierten auf uns zu.

Schon von Weitem nahmen sie eine drohende Haltung an und umringten uns, als sie bei uns anlangten.

„Sallam!“, grüßte einer von ihnen kurz.

Meine Antwort war ebenso.

„Wo kommt Ihr her?“, frug derselbe Mann, ein langer, finsterer Geselle.

„Was geht es Dich an?“, war meine prompte Gegenfrage.

„Sei höflicher!“, brauste er jetzt auf, „sonst werde ich noch anders mit Dir sprechen!“

Ruhig erwiderte ich:

„Wie Du in den Wald hineinrufst, so klingt es heraus!“

Dann fuhr ich fort:

„Überdies sage mir erst, was Dich berechtigt, uns hier aufzuhalten? Bist Du der Herr dieses Gebietes?“

Der Angeredete maß mich mit einem spöttischen Auflachen hochmütig von oben bis unten:

„Ich gebe einem Pferdediebe keine Antwort!“

Dabei griff er wie zufällig nach dem Zügel meines Hengstes.

In mir fing es an zu gären. Äußerlich aber bewahrte ich eine eiserne Ruhe.

Gelassen, aber nachdrücklich sagte ich, ihn durchbohrend anschauend:

„Nimm zuerst Deine Hand weg und dann sage mir das letzte noch einmal!“

Unwillkürlich zog er die Hand zurück und schaute mich unsicher an.

Es schien ihm doch nicht ganz wohl bei der Sache zu sein. — Dann aber fiel sein Blick wieder auf meinen Hengst.

Begehrlich leuchtete es in seinen Augen auf. Trotz und Habsucht gewannen wieder die Oberhand und er rief:

„Steige ab und gib das Pferd, auf welchem Du sitztest! Uns ist berichtet worden, daß Du es gestohlen hast und — — — — —“

„Schweig!“, donnerte ich nun den vor mir Stehenden an, indem ich ihn unterbrach. „Rede nicht mehr, auch nicht ein Wort!“

Etwas ruhiger fuhr ich dann fort:

„Du bist im Irrtum. Das Pferd ist mein Eigentum. Ich aber verfolge den Mann, der Dir das Märchen aufgebunden hat. Denn derselbe ist ein Räuber, aber er raubt nicht Pferde, sondern Menschen. Wirst Du mir jetzt glauben und den Weg freigeben?“

Höhnend rief er mir jedoch entgegen:

„Beweise es, daß das Pferd Dein ist oder gib es her!“

Jetzt war meine Geduld zu Ende. Ich durchschaute den Gauner wohl. Derselbe wollte das Tier für sich haben. Alles andere war ihm gleichgültig.

Deshalb rief ich entrüstet:

„Genug des Kinderspiels! Beweise das Gegenteil! Beweise Deine Behauptung, Du Schurke! Du bist ein Dieb; denn Du willst mir mein Pferd stehlen.

Ich aber sage Dir, jeder, der es wagt, seine Hand nach mir oder meinem Rosse auszustrecken, erhält sofort eine Kugel in sein ruchloses Gehirn!“

Blitzschnell hatte ich bei diesen Worten meinen Revolver hervorgenommen und denselben auf den Sprecher richtend, fuhr ich fort:

„Sieh diese Waffe, ich kann euch alle töten, ohne ein einziges Mal zu laden.“

Er sah wohl ein, daß ich ihn überlistet und durch meine Schnelligkeit in der Gewalt hatte, deshalb entgegnete er wütend:

„Du hast mich beleidigt. Wir wollen zusammen kämpfen, aber ohne Waffen, und wer siegt, soll Recht behalten.“

Beifälliges Murmeln seiner vier Begleiter erhob sich bei diesen Worten; denn dieselben nahmen bestimmt an, daß ich unterliegen müsse, da mein Gegner mindestens einundeinhalb Kopf größer als ich und überaus muskulös war.

Ich hatte nicht die Absicht, mich länger aufhalten zu lassen und wollte schon meinen Weg mit Gewalt bahnen, als ich vom Brunnen her einige Reiter auftauchen sah, welche ich vorher nicht bemerkt hatte, da dieselben durch die Bäume verdeckt gewesen waren.

Die Reiter schlugen zwar die Richtung nicht nach uns ein, aber ich wußte, daß dieselben sofort an einer Verfolgung teilgenommen haben würden, falls ich jetzt ausbrach und wir davonsprengen würden. Dies mußte vermieden werden; denn wenn bei einer Flucht auch mein Zoba'a nicht einzuholen war, so blieb diese Gefahr doch immerhin für Omar und Link bestehen.

Blutvergießen mußten wir aber wenn irgend möglich vermeiden, da das Gesetz der Blutrache hier noch eine grausige Herrschaft ausübt.

Also dazu war nur im Notfalle unsere Zuflucht zu nehmen.

Nachdem alle diese Erwägungen blitzschnell mein Gehirn gekreuzt hatten, entschloß ich mich im Interesse Links und Omars zur Annahme der Herausforderung und sagte gelassen:

„Ich habe es zwar nicht nötig, auf Deine Forderung einzugehen, aber ich will Dir beweisen, daß das Recht auf meiner Seite ist. Steigen wir ab.“

Ich reichte Omar die Zügel meines Pferdes und Link meine Waffen, nachdem ich sah, daß auch mein Gegner seinen Begleitern die Waffen übergab.

In Omars Augen blitzte es auf, als er hörte, daß ich den Zweikampf annahm.

Link aber, als ich ihm eine Erklärung gab, rief entzückt:

„Was? Ein Zweikampf? Ein Duell in der Wüste? Großartige Idee. Klopfen Sie dem langen Bengel nur tüchtig die Hosen aus!“

Als der Araber sein Oberkleid abwarf, sah Link besorgt auf die sehnigen Arme derselben und sagte:

„Teufel! Daß es Ihnen nur nicht geht wie mir bei dem Bären! Der Kerl ist ja ein Riese gegen Sie!“

Ich winkte ihm beruhigend zu und machte mich kampfbereit.

Allerdings, wer uns beide gegenüber stehen sah, dem schien der Ausgang des Zweikampfes jedenfalls unzweifelhaft.

Mein Gegner, ein langer, muskulöser Mann, welcher über Kopfhöhe größer war, schaute mit Geringschätzung auf meine mittelgroße Figur, an welcher man keine besonderen Zeichen von Kraft bemerkte.

Ja, es schien auch fast, als ob meine kleine Hand nur die Feder zu führen gewohnt wäre, aber bei Handhabung von Waffen oder gar beim Ringen bald erlahmen müsse.

Aber der Schein trügt oft und gerade diese Unterschätzung, mit welcher mir meine Gegner größtenteils begegnen, haben mir schon oft zu überaus schnellen und leicht errungenen Siegen verholfen.

Ich mußte über die fast väterliche Miene, mit welcher der Araber jetzt auf mich zukam, selbst lächeln.

Niemand von den Zuschauern ahnte, daß ich wenige Jahre vorher Gelegenheit gehabt hatte, lange Zeit mit einem trefflichen Japaner zu verkehren und dabei mit großem Eifer Dschiu—Dschitsu geübt hatte und darin selbst nach Ansicht meines Lehrers ein Meister geworden war.

Mein Körper war außerordentlich gestählt, namentlich die früher empfindlichen Stellen und ich konnte unbesorgt dem stärksten Gegner gegenüberreten, hielt auch mit ruhigem Lächeln Hiebe aus, welche gewöhnlich eine Ohnmacht nach sich zu ziehen pflegten.

Auch der von mir oft angewandte und in der vorhergehenden Erzählung erwähnte Schlag mit der durch fortwährendes Üben abgehärteten Handkante war ein Akt des Dschiu—Dschitsu.

Mein kaltes Lächeln flößten Link und Omar Vertrauen ein, aber meinen Gegner erbitterte es.

Wütend rannte er jetzt auf mich zu.

Ich aber ergriff blitzschnell mit der linken Hand seinen Gurt, zog den Körper des Arabers fest an mich heran und stieß mit den Ballen der Rechten zu gleicher Zeit von unten nach oben an das Kinn des nicht wenig überraschten.

Er wankte und kam durch eine Beinstellung meinerseits sofort zu Fall, ehe er zum rechten Angriffe vorgegangen war.

Ich hatte zum Stoße an das Kinn nicht alle Kraft angewandt, sonst wäre ein Bruch des Halswirbels unvermeidlich gewesen.

Beim Dschiu—Dschitsu kommt alles auf Schnelligkeit an und auch hier lag der sich unüberwindlich dünkende Prahlhans auf der Erde, ehe er sich's versah. Nur wenige Griffe der einfachsten Art hatten ihn zu Falle gebracht.

Verblüfft schauten die vier Araber auf den am Boden liegenden Gefährten.

Link aber schrie laut:

„Bravo! Bravo!“

Die Niederlage meines Feindes nützte ich nicht aus, sondern wartete mit verschränkten Armen, bis er aufgestanden war.

Gemütlich frug ich ihn:

„Nun, bist Du überzeugt?“

„Nein und abermals nein!“, schrie er mir giftig zu. „Ich bin selbst gestrauchelt und werde Dich jetzt zermalmen!“

Er hatte sich schon wieder erholt und ein wuchtiger Schlag seiner Faust sauste jetzt auf mich herab, den ich aber durch Vorhalten der Handkante bedeutend abschwächen konnte.

Nun faßte er mich mit beiden Händen an der Schulter, um mich niederzuwerfen.

Ehe er jedoch dazu kam, seine Kraft zu entfalten, ging ich zum Angriffe über und packte ihn fest an der Brust unter dem Halse, setzte den rechten Fuß schnell auf seinen Oberschenkel und in der nächsten Sekunde flog sein Körper über mich hinweg schwer aufschlagend zu Boden.

Schnell sprang ich auf; denn ich hatte mich bei dem Schleudern selbst niederlassen müssen und eilte zu meinem Gegner, um dem Kampfe nunmehr ein Ende zu machen, aber es war nicht mehr nötig.

In tiefer Betäubung lag er da und seine Gefährten schauten mich erschreckt und

bewundernd an.

Ohne mich weiter um den Gefallenen zu kümmern, stieg ich in den Sattel, nahm meine Waffen wieder und sprengte von Link und Omar gefolgt dem Brunnen zu.

Niemand hinderte uns mehr, sondern scheu machten alle Platz, namentlich da wir die Schußwaffen zur Hand genommen hatten.

Link sagte anerkennend:

„Das macht Ihnen niemand gleich nach. Hat er das Genick gebrochen?“

„Dies kann bei derartiger Gelegenheit leicht vorkommen, aber heute war es nicht der Fall. Der Araber ist nur betäubt.“

„Wie ist es aber möglich, einen so schweren Körper einfach über den Kopf zu werfen?“, frug Link erstaunt.

„Die Schwere des Gegners verhilft selbst mit zu dem unfreiwilligen Fluge durch die Luft“, entgegnete ich lachend. „Haben Sie nicht gesehen, daß ich mich, nachdem ich meinen Fuß auf den Oberschenkel des Arabers gesetzt hatte, das Bein, auf welchem ich stand, einknickend auf den Rücken warf, währenddem aber das andere schnell ausstreckte?“

Durch diese Hebelbewegung nun, sowie durch den kräftigen Ruck, welchen ich dem Gegner mit den Händen bei der Brust gab, erhielt dessen Körper einen derartigen Schwung, daß er elegant über mich wegflog, ohne daß ich mich dabei sehr anstrengte.“

„Das klingt ja alles sehr schön und einfach, mein lieber Freund“, brummte Link, „aber man muß es erst können und dann zur rechten Zeit anwenden.“

Wie lange müßte ich lernen, um darin Übung zu haben?“

„Wenn Sie ernstlich an das Lernen gehen würden, können Sie in einem halben Jahre Ihren Mann im Kampfe stellen“, war meine Erwiderung.

„Ein halbes Jahr?“, frug er gedehnt. „Donner und Doria, das ist lange!“

„Die Sache ist es aber auch wert“, sagte ich trocken, als ich das verdrießliche Gesicht bemerkte, welches Link zog, während er mißmutig vor sich hinbrummte.

Er hatte jedenfalls geglaubt, schon in acht Tagen eine Fertigkeit darin zu erreichen.

Unterdessen waren wir am Brunnen angekommen, tränkten die Pferde und versorgten uns mit Wasser, beschlossen aber im Schatten der Platanen zu ruhen und erst am Abend wieder aufzubrechen; denn wir waren überzeugt, daß Hussein uns beobachtet hatte, um den Ausgang des von ihm angezettelten Streites zu sehen.

Im Schutze der Dunkelheit drangen wir dann erst wieder vorwärts und erreichten den Wald, fanden aber keine Spur von der Anwesenheit Husseins und schlossen daraus, daß er, nachdem er wahrscheinlich den für uns günstigen Verlauf des Zweikampfes gesehen hatte, wieder weiter geeilt war.

Da wir den ganzen Tag fast ununterbrochen geruht hatten, verspürten wir nicht die geringste Lust zum Schlafen und zogen vor, die Nacht zu einem Ritte zu benützen, so weit wenigstens, als man über den von Hussein eingeschlagenen Weg nicht im Zweifel sein konnte.

Trotz der Dunkelheit sahen wir den aus dem Gehölze führenden Pfad deutlich vor uns und ritten diesem getrost entlang in der Hoffnung, die von uns Verfolgten am nächsten Tage wieder vor uns zu sehen und denselben, wenn irgend möglich, einmal so nahe zu kommen, daß wir Gewißheit erhielten, ob Elisabeth Natty bei der Truppe weilte oder nicht.

Mir wäre es lieb gewesen, wenn sich eine Gelegenheit geboten hätte, diesen Hussein in unsere Hände zu bekommen, um aus ihm ein Geständnis zu pressen.

Langsam trabten wir dahin. Die frische Nachtluft wehte uns entgegen und wirkte äußerst kräftigend auf unsere Nerven, sowie deren unserer Pferde.

Der Tau senkte sich in reicher Menge auf die Erde nieder, wie es in diesen südlichen Gegenden häufig der Fall ist, wo es Monate lang nicht regnet.

Link war immer nachdenklich neben mir geritten. —

Plötzlich frug er unvermittelt:

„Glauben Sie wirklich, daß ich ein halbes Jahr lernen müßte, um Übung in Ihrer Kampfweise zu erhalten? Oder machten Sie nur Scherz?“

„Sie müssen sogar eifrig arbeiten, wenn Sie es in dieser Zeit zu etwas Rechtem bringen wollen. Es ist eine sehr mühsame und äußerst anstrengende Tätigkeit, welche sehr viel Ausdauer und Energie erfordert“, sagte ich ernsthaft.

„Hm, hm“, war alles, was Link erwidert.

Nach einiger Zeit fing er wieder an:

„Es müßte aber doch schön sein, wenn man Jedem mit der bloßen Hand einfach einen Klaps hinter die Ohren geben könnte, daß der Seele desselben angst und bange wird und sie froh ist, wenn sie noch Zeit hat, ungehindert und mit heiler Haut aus dem Körper zu fahren. Hahaha! Ist's nicht so?“

„Mit den Schlägen ist nicht zu spaßen, lieber Link“, entgegnete ich, „denn Sie können mit einem einzigen Hiebe der unbewaffneten Hand einen Menschen sofort

ins Jenseits befördern. Ich kenne viele solche Stellen am menschlichen Körper, wo man die Wirkung erzielen kann.

Schon bei den Übungen müssen Sie äußerst vorsichtig sein, damit Sie Ihrem eigenen Freunde nicht in aller Freundschaft aus Versehen das Genick brechen.“

„Teufel, dann danke ich gehorsamst für Ihre Freundschaft“, rief er in komischem Entsetzen und ritt schleunigst auf die andere Seite Omars, so daß dieser zwischen uns kam.

Die Stunden vergingen und Mitternacht war längst vorüber, als wir uns wieder einem kleinen Wäldchen näherten.

Vorsichtig ritten wir weit vom Pfade ab und betraten das Gebüsch ungefähr einige Tausend Schritte vom Wege entfernt.

Wir lagerten uns direkt am Saume und Omar ging zur Orientierung tiefer in den Wald hinein.

Hier wollten wir verweilen bis zum Tagesanbruche.

Ich lag im Halbschlummer, als ich Omar zurückkehren hörte.

„Wir sind nicht allein im Walde, Shidi“, sagte er hastig. „Hussein lagert unweit des Weges.“

Durch diese Worte schnell ermuntert, sprang ich auf.

„Was sagst du? Hussein hier?“

Omar bejahte.

„Ich werde schnell hingehen. Vielleicht kann ich erfahren, ob die Gesuchte dabei ist!“, rief ich kurz entschlossen.

Omar bezeichnete mir die Richtung und ich drang so schnell als möglich vorwärts.

Bald war ich dem Lager sehr nahe, suchte aber vergebens irgend etwas auszukundschaften.

Das Beste war, wenn ich den Aufbruch abwartete.

Meiner Berechnung nach konnte es nicht mehr lange währen, so mußte die Sonne aufgehen; deshalb suchte ich eine geeignete Stelle, von wo aus ich den ganzen Platz übersehen konnte.

Glücklicherweise war auch eine solche vorhanden und ich machte es mir in meinem Verstecke möglichst bequem. —

Lange mußte ich warten, bis es sich endlich im Lager regte.

Noch bevor die Sonne ihre ersten Strahlen sandte, rüstete man zum Aufbruche.

Bald darauf wurde es aber auch schon hell und ich konnte nun jede einzelne Gestalt erblicken.

Link hatte wirklich recht gehabt. Es befanden sich Frauen dabei in Männerkleidung. Die Übrigen schienen Diener von Hussein zu sein.

Scharf beobachtete ich die Frauen, konnte aber nicht das Geringste bemerken, was verdächtig aussah.

Plötzlich hörte ich laute Rufe der Verwunderung außerhalb des Lagers. Der Lärm kam näher und näher. Lautes Schelten wurde vernehmlich und zu meiner größten Überraschung stolzierte in den Kreis der zum Aufbruche Versammelten mit puterrotem Kopf und gestäubtem Schnurrbarte — — — — Link.

Seine Hände waren auf den Rücken gefesselt und zwei Wachen begleiteten ihn.

Was mochte diesen unseligen Link veranlaßt haben, von Omar wegzulaufen?

Wahrscheinlich wieder einmal seine unstillbare Neugierde.

Die ganze Sache machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Hussein achtete anscheinend nicht auf den Vorgang und trieb die marschbereite Truppe zum Aufbruche. Diese setzte sich auch sofort in Bewegung und nur Hussein mit vier Getreuen blieb zurück.

Jetzt wandte er sich an Link.

Stolz wie ein Spanier und wie ein zürnender König stand Letzterer da, vor ihm Hussein mit verschränkten Armen.

„Was hast Du hier zu schaffen?“, begann dieser finster sein Verhör.

Da Hussein türkisch sprach, verstand Link natürlich kein Wort.

Link rührte sich nicht. Nur die Ohren begannen zu wackeln.

Hussein wiederholte die Frage arabisch.

Jetzt mochte der Wiener den Sinn erraten.

Wütend schrie er den vor ihm Stehenden in deutscher Sprache an:

„Wenn Du Dich mit mir unterhalten willst, Du Spitzbube, so rede, daß ich Dich verstehen kann. Aus Deinem Kauderwelsch werde ich nicht klug!“

Ratlos sah Hussein seine Begleiter an, dann wandte er sich wieder ungeduldig an Link:

„Mach uns keine Komödie vor, ich habe nicht Zeit, mich an der Nase herumführen zu lassen! Sage was Du hier willst, oder ich werde Dir Deine Verstocktheit austreiben!“

Bei diesen Worten faßte er Link barsch an der Brust. Derselbe hatte selbstverständlich wieder nichts verstanden und schrie erbost:

„Rühre mich nicht an, Du Hanswurst, was fällt Dir ein?“

Kopfschüttelnd trat Hussein einen Schritt zurück und sagte, sich zu seinen Anderen wendend:

„Ich glaube wirklich, der Kerl versteht uns nicht. Aber er ist bei diesem Spürhunde und wir müssen ihn beseitigen.“

Der also angeredete wandte sich nun seinerseits an Link und frug in griechischer Sprache:

„Verstehst Du mich?“

Diese Worte waren dem Gefragten erst recht fremd.

Verwundert schaute er sein um einen halben Kopf kleineres Gegenüber an.

„Was willst Du, Knirps? Willst Du mich auch noch ärgern?“

Ehe es sich der mit dem Ehrennamen Knirps titulierte versah, hatte ihm Link einen kräftigen Stoß mit dem Beine gegeben, daß der Getroffene ächzend hintenüber zur Erde kugelte.

Laut schallend lachte Link auf:

„Siehst Du, kleiner Gernegroß, wer zu vorwitzig ist, bekommt einen Klaps!“

Nun aber sprang Hussein vor und versetzte dem Wiener einen Faustschlag, welcher das Gesicht treffen sollte, aber durch eine schnelle Bewegung Links nur auf dessen Schulter fiel.

Schon hatte ich den Revolver in der Hand, um einzugreifen, als ich trotz der ernstesten Situation bald in ein lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Link hatte natürlich diesen Schlag sehr übel genommen.

Er schrie Hussein an:

„Was? Du willst mich schlagen? Na warte!“

Bei diesen Worten senkte er den Kopf und stürmte wie ein gereizter Stier gegen seinen Angreifer vor, sein edles Haupt mit furchtbarer Gewalt in die Herzgrube Husseins rennend.

Dieser, auf einen derartigen Angriff nicht vorbereitet, stürzte wie ein gefällter Baum auf den Rücken, nach Atem ringend, während Link mit elegantem Satze über den am Boden Liegenden weg in das Dickicht sprang.

Das war ein genialer Streich unseres Links.

Um die Verwirrung zu vermehren, gab ich schnell einige Schüsse aus dem Revolver ab, wobei zwei Begleiter Husseins verwundet wurden.

In diesem Moment sprengten Drei Mann auf den Platz, welche, durch den Tumult angelockt, zurückgekehrt waren.

Ich bedauerte, daß wir deshalb diesen so unerwartet errungenen Vorteil nicht besser ausnützen konnten und eilte Link nach. Wäre Omar zur Hand gewesen oder auch nur Link nach der Seite zu, auf welcher ich mich befand, entflohen, so konnte eventuell Hussein in unsere Hände geraten.

Link hatte klugerweise sofort die Richtung geändert, nachdem er ins Gebüsch gesprungen war, darum dauerte es geraume Zeit, bis ich ihn endlich vor mir sah.

Mit mächtigen Sätzen flog er dahin.

Ich rief ihn an. — Einmal, zweimal. — Endlich stand er keuchend still und schaute sich um.

Als er mich erkannte, rief er mir lachend entgegen:

„Alle Teufel, bald wäre ich heute zum Frühstück gebraten worden und man hätte den armen Link mit Haut und Haaren verzehrt. —

Au! Mein Fuß!“, schrie er plötzlich auf, sich unterbrechend. — „Was ist denn das? Himmelbombschockschwerenot! Ich kann ja nicht mehr auftreten!“

„Weiter, weiter“, drängte ich, da ich inzwischen ganz herangekommen war, „wir sind noch nicht in Sicherheit!“

Der Wiener schien sich den Fuß verstaucht zu haben und versuchte nun, den Schmerz tapfer verbeißend, wieder vorwärts zu eilen, brachte es aber nur noch zu einem kläglichen Humpeln.

Ich hatte seine Arme schnell von den Fesseln befreit, faßte seine Hand und zog ihn noch einige hundert Schritte weiter; als es aber gar nicht mehr ging, mußte ich ihn fester stützen und also hinkend erreichten wir endlich Omar mit den Pferden.

Es war uns glücklicherweise niemand gefolgt.

Jedenfalls hatte Hussein genug an dem Stoße. Zwei seiner Kumpane waren schon von mir verwundet worden und aus diesem Grunde konnte man annehmen, daß eine Verfolgung nicht stattgefunden hatte.

Links Schmerzen schienen große zu sein; denn er zog schauerliche Grimassen und hockte stöhnend auf einem Steine.

Omar aber bemühte sich um ihn, hatte bereits den schmerzenden Fuß entblößt und umwickelte diesen, nachdem er mehrmals kräftig daran gezogen hatte, mit kühlenden Kräutern.

Dieser Zwischenfall war mir nicht gerade angenehm und konnte uns außerordentlich hinderlich werden. Da meiner Erfahrung nach Verstauchungen oft viel schmerzhafter sind als Brüche, war es nicht ausgeschlossen, daß Link einige Tage ruhen mußte.

Jetzt war Omar mit seinem Verbands fertigt und machte sich auf, um zu erfahren, was Hussein unterdessen angefangen hatte.

Ich aber wandte mich zu Link und sagte vorwurfsvoll:

„Was in aller Welt hat Sie denn hier fortgetrieben? Wie kamen Sie in Husseins Hände?“

Brummend erwiderte er:

„Wenn ich das nun erst selbst wüßte! Mir wurde es hier zu langweilig, deshalb wollte ich mich auch einmal im Anschleichen versuchen.“

Kaum aber war ich in die Nähe des Lagers gekommen, da saß auch schon so ein verflixtes Kerlchen wie ein Affe auf meinem Rücken und drückte mir meine Nase auf die Erde, daß mir bei einem Haar die Luft ausgegangen wäre. Als sich dann das Bürschchen genügend auf meinem Rücken ausgeruht hatte, ließ er mich endlich aufstehen, wobei ich merkte, daß er mir die Hände zusammengebunden hatte. Wir marschierten nun zusammen in das Lager und — — — —“

„Das andere habe ich alles selbst mit angesehen“, fiel ich ihm in die Rede.

„Wirklich?“, rief er erfreut. „Haben Sie gesehen, wie ich diesem Hussein meinen Kopf entgegenschleuderte, daß dieser sein Gleichgewicht verlor? Hahaha! — Au!“

Er war so begeistert von seiner Tat, daß er lachend aufsprang, aber sofort wieder mit einem schmerzlichen Aufschrei zurücksank.

„Die Scene war entschieden amüsant, aber besser würde es gewesen sein, wenn Sie Omar gar nicht verlassen hätten. Aber jetzt schonen Sie einmal Ihren Fuß, damit

wir bald wieder weiter können.

Überdies“, fuhr ich fort, „müssen wir der Sache Husseins nun einmal ein Ende machen. Samy ist nicht mehr.

Nun habe ich mir schon oft überlegt:

Mit welchem Rechte verfolgen wir Hussein? Was haben wir gegen ihn? Bei Samy war es etwas anderes. Aber Hussein? Wissen wir, ob er überhaupt Fräulein Natty je gesehen hat? Haben wir irgend einen Beweis? Nein!

Ich bin aber felsenfest überzeugt, daß er die Hand im Spiel hat und deshalb ist es meine Ansicht, daß wir ihm noch weiter folgen, bis wir endlich einmal etwas entdecken oder Hussein in unsere Hände fällt, dann wollen wir die Wahrheit schon herausbringen. Wie denken Sie darüber?“

„Ich bin genau Ihrer Meinung“, entgegnete Link. „Glücklicherweise können wir dieselbe hier noch durchführen. In Kulturstaaten dürften wir es nicht wagen. Dort könnten wir zehnmal genau wissen, was ein Halunke ist, das nützt doch nichts. Hat man nicht das nötige Geld, um genügend Mannschaften zu armieren, welche Beweise auf Beweise häufen, so muß man noch gewärtig sein, selbst hinter Schloß und Riegel gesetzt zu werden, falls es einem einfallen sollte, den Herrn Halunken zu belästigen.“

Link hatte einen besonderen Grimm auf die Gesetze, da er mit einem Prozeß, worin sich allerdings das Recht auf seiner Seite befand, wegen ungenügenden Beweisen abgewiesen worden war und dadurch eine nicht unbedeutende Summe Geld verloren hatte.

„Also abgemacht!!“, rief ich entschlossen, „reisen wir weiter, wenn — — — — wir können; denn Ihr Fuß wird uns wohl Schwierigkeiten machen!“

Als Omar nach einiger Zeit mit der Nachricht kam, Hussein sei auf und davon, so überraschte mich dieselbe nicht; denn ich hatte es kaum anders erwartet.

Auch wir wollten nun nicht mehr länger zögern und unseren Ritt fortsetzen.

Aber mit Links Fuße sah es böse aus. Mit vieler Mühe brachten wir den stöhnenden Wiener endlich in den Sattel.

Langsam trabten wir vorwärts. Das Land erhielt wieder einen anderen Charakter. Die freundlichen Weideplätze, welche mit kleinen Gebüsch abwechselten, verloren sich. Felsiger wurde der mehr und mehr ansteigende Boden und bald zeigte sich eine ähnlich zerklüftete Gebirgsgegend, als diejenige, welche wir vor einigen Tagen verlassen hatten.

Am Nachmittag jedoch konnte Link nicht mehr im Sattel bleiben. Deshalb nahmen

wir die Gelegenheit wahr, als wir an eine kleine Schlucht kamen, um länger Rast zu machen.

Unser Unterschlupf schien bei näherer Betrachtung gar nicht so übel. Wir waren nicht nur vor Wind und Wetter geschützt, sondern es gab auch in den hier wachsenden Kräutern reichlich Futter für unsere Pferde.

Als wir aber wieder aufbrechen wollten, stellte es sich heraus, daß Link nicht mehr weiter konnte und meine Befürchtung eingetroffen war. Wir mußten unbedingt die Weiterreise aufgeben, oder sie wenigstens einige Tage verschieben.

Link selbst wettete und tobte, aber es half alles nichts. Gegen das Schicksal konnten wir nicht ankämpfen und machten deshalb, uns in das Unvermeidliche fügend, ein möglichst bequemes Lager für Link zurecht.

Betreffs der Sicherheit beruhigte uns Omar und sagte:

„Wir haben hier nichts zu fürchten, außer Hussein wird uns gewiß niemand etwas zu Leide tun.“

Da wir noch mit Fleisch versehen waren, so brauchte Keiner unser Lager verlassen und wir streckten uns ebenfalls auf unsere Decken.

Endlich war der Abend gekommen und wir legten uns, nachdem wir stundenlang geplaudert und Omar den Fuß Links noch einmal mit Kräutern umwickelt hatte, zur Ruhe.

Diese konnten wir jedoch nicht ungestört genießen, denn oft unterbrochen wurden wir durch unsere Pferde, welche die ganze Nacht heftig schnaubten und stampften, ohne indessen Ursache zu ernster Besorgnis zu geben.

Mehrmals stand Omar auf und suchte abwechselnd mit mir die Umgebung ab. Aber wir fanden nichts.

Nach Sonnenaufgang war es natürlich unsere erste Aufgabe, nochmals eine genaue Durchsuchung des ganzen Umkreises vorzunehmen und zu unserer nicht geringen Überraschung fanden wir an verschiedenen Stellen die Spuren eines Raubtieres.

Es mußte ein Leopard in unserer Nähe herumgeschlichen sein.

Dies war nun eine der unangenehmsten Sachen, welche uns in dieser Lage passieren konnte; denn fanden wir denselben am Tage nicht auf und erlegten ihn nicht, so konnten wir mit seinem Wiederkommen in der Nacht sicher rechnen.

Dazu kam noch, daß sich Omars Pferd am Tage vorher an einem scharfen Steine den Fuß verletzt hatte und etwas lahmt.

Wir überlegten uns jedoch nicht lange, sondern ich machte mich mit Omar auf, um

den Spuren des Tieres eine Strecke zu folgen. Führten dieselben nicht zu weit ab, so konnten wir es aufspüren.

Allerdings durften wir uns von Link nicht zu weit entfernen; ich hätte ihn wenigstens in seiner hilflosen Lage nicht gern ohne Schutz gelassen. Er versicherte zwar, daß ihn selbst der Teufel wieder bringen würde, wenn er ihn geholt hätte und trieb uns mit aller Gewalt fort, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt mich immer wieder zurück.

Zuletzt entschloß ich mich aber doch dazu und ritt mit Omar fort, nachdem wir Link noch in ein richtiges Versteck gebracht hatten.

Nicht lange konnten wir der Fährte folgen, da der Boden zu steinig wurde. Deshalb beschlossen wir, noch eine kurze Strecke die bisherige Richtung einzuhalten, dann aber wieder zu Link zurückzukehren, wenn wir bis dahin den Schlupfwinkel des Tieres nicht entdecken würden.

Der Ausblick war durch die Unebenheit des Bodens eng begrenzt und so mußten wir auf gut Glück voraneilen.

Plötzlich klaffte eine tiefe Erdspalte vor uns und setzte der eingeschlagenen Richtung ein Ziel.

Mit den Pferden hinüberzusetzen, wäre ein gefährliches Beginnen gewesen, trotzdem wir uns auf unsere ausgezeichneten Tiere verlassen konnten und so blieb uns weiter nichts übrig, als an der Kluft entlang zu reiten, bis diese etwas schmaler werden oder ganz aufhören würde.

Ich wandte mein Pferd und war kaum einige Schritte weiter, als es auf dem entgegengesetzten Rande neben einem Hügel aufleuchtete, eine Kugel an meinem Kopfe vorüberpiff, aber unschädlich an der Felswand abprallte.

„Bleib zurück!“, schrie ich Omar zu, riß mit Gedankenschnelle meinen Hengst herum und drückte demselben die Fersen in die Flanken. Das edle Tier zuckte wie elektrisiert zusammen, es war derartige Behandlung nicht gewöhnt, ein leises Zittern flog über seine schlanken, kräftigen Glieder, die Nüstern öffneten sich weit, ein kurzes zorniges Schnauben, ein paar Sätze und mit gewaltigem Sprunge flog es in hohem Bogen wie ein Pfeil über die grausige Tiefe.

Sobald die Vorderfüße Boden faßten, warf ich mich nach vorne, und — — — —
— wir hatten gewonnen.

Dieses alles dauerte nur wenige Sekunden. Gleich nach dem Schusse war hinter dem Hügel ein Mann aufgesprungen, aber wie gebannt stehen geblieben und folgte nun mit aufgerissenen Augen, aus denen deutlich das Entsetzen sprach, meinem Unternehmen.

Sobald aber mein Pferd festen Fuß gefaßt hatte, kam Leben und Bewegung in ihn, mit langen Schritten eilte er fort, um einen nahen Felsvorsprung und gleich darauf hörte ich schnell sich entfernende Hufschläge.

Um erwähnte Ecke herumjagen, die Büchse an die Wange werfen und Feuer geben, war das Werk einer Minute — — — ein Wutschrei die Antwort und getroffen wälzte sich das Pferd des Banditen am Boden, denselben unter sich begrabend.

Ich ritt hin, sprang ab und wollte helfen, mußte diesmal aber meine Unvorsichtigkeit beinahe mit dem Leben bezahlen; denn kaum beugte ich mich vor, als das peitschenähnliche Pfeifen einer vorbeisauenden Kugel mich eines besseren belehrte, der nur scheinbar unter dem Pferde Liegende aufsprang und nach meinem Hengste eilte.

Jetzt erkannte ich in diesem Menschen zu meiner nicht geringen Überraschung Hussein.

Glücklicherweise kann ich es im Laufen fast mit jedem aufnehmen und kam ihm noch zuvor, ehe er seine Absicht ausführen konnte, er lief deshalb weiter und — — — rannte in sein Verderben; denn die Schlucht schnitt den weiteren Weg ab.

Er hatte keine Schußwaffe mehr in der Hand und machte in seiner grenzenlosen Wut gegen den fehlgeschlagenen hinterlistigen Anschlag den Eindruck eines Tobsüchtigen.

Mir widerstrebte so, einen Menschen wie ein Tier niederzuschießen und ich forderte ihn auf, sich zu ergeben.

Seine Augen rollten förmlich in ihren Höhlen, mit heißer, überschnappender Stimme schrie er mich an:

„Scheitan! (Teufel)

Ja nur der Teufel kannst Du sein, sonst wärest Du schon längst über die Brücke des Todes gegangen!“

Dann sprang er auf mich zu und suchte meinen Hals zu umspannen.

Wir stürzten beide zu Boden und wälzten uns unter heftigem Ringen hin und her, seine Finger krampften sich immer mehr um meinen Hals, ein roter Schleier legte sich über meine Augen und einsehend, daß bei weiterer Schonung nur schließlich unser beider Sturz in den Abgrund das Ende sein würde, nahm ich, den Atem anhaltend, alle Kräfte zusammen, zog, während sich die Gedanken unter dem gräßlichen Drucke schon zu verwirren begannen, den Dolch und stieß ihn tief in die Schulter des Gegner.

Die Finger lösten sich, ich atmete auf und versetzte ihm instinktiv einen heftigen Stoß, um mich ganz frei zu machen und faßte gleichzeitig mit der Linken nach einer Stütze, damit ich nicht weiter mit fort gerissen wurde.

Da hörte ich einen gellenden Schrei, ein Rollen und Poltern — — — — und Hussein war verschwunden, in die Tiefe gestürzt!

Doch gleichsam, als ob der Ruf ein Echo erweckt hätte, folgte unmittelbar ein zweiter nicht minder lauter Schrei und ich gewahrte auf der gegenüberliegenden Seite zwei schlanke Jünglinge, welche entsetzt dem abstürzenden Körper nachschauten.

Endlich hoben dieselben den Kopf und sahen zu mir herüber.

Aber welche Überraschung! Ich erkannte sofort, daß es nicht Jünglinge, sondern Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren waren.

Sie gehörten zu Hussein. Von ihnen konnte ich jetzt Auskunft erhalten und erfahren, ob Fräulein Natty sich unter den mitgeführten befand.

Schon wollte ich mich an dieselben mit der Frage wenden, da ließ mich das Geräusch galoppierender Pferde umblicken und hinter dem Hügel kamen drei Reiter zum Vorschein, welche auf mich zusprenkten, während ein vierter mir den Rückweg über die Schlucht abzuschneiden versuchte.

Omar aber wurde von der gegenüberliegenden Seite von zwei anderen Gegnern bedrängt.

Da fiel ein Schuß und, während ich mit gewaltigen Sätzen meinem Pferde zueilte, sah ich noch, daß Omar geschossen und einen gegen ihn ansprengenden Reiter aus dem Sattel geworfen hatte, indem er mit dem anderen handgemein wurde.

Jetzt war ich bei meinem Hengst und sprang mit kräftigem Sprunge auf, ohne erst den Steigbügel zu benützen.

Da waren aber die Feinde auch schon heran, zu gleicher Zeit tauchten noch drei Reiter auf.

Ein Schuß des Vordersten riß mir ein Stück Tuch vom linken Ärmel in Schulterhöhe.

Auf einen Kampf mich einzulassen, wäre Wahnsinn gewesen, deshalb entschloß ich mich zur Flucht.

Zwei Kugeln meines Revolvers sandte ich den Pferden Derjenigen zu, welche mir durch ihre bedrohliche Nähe am gefährlichsten werden konnten und jagte die Verwirrung benützend und mich eng an Zoba'a schmiegend, durch die entstandene

Lücke.

Das erste, von mir getroffene Tier bäumte sich wild auf und überschlug sich, seinen Reiter unter sich begrabend.

Das zweite aber wurde nur leicht verwundet, sprang scheuend zur Seite, wobei sein Herr aus dem Sattel stürzte und galoppierte davon.

Ich sah, es waren Türken, mit denen ich zu tun hatte; denn ein Araber wäre nicht so schnell von dem Pferde geflogen.

Schnell musterte ich meine Umgebung. Der Kampf hatte sich auf einem Plateau von bedeutendem Umfange abgespielt, welches von Hügeln rings umschlossen war.

Nur ein Ausgang schien zu sein. Derselbe lag gerade vor mir und auf diesen sprengte ich jetzt zu.

Die fünf noch berittenen Angreifer waren erst noch zu weit entfernt gewesen, um am Kampfe teilzunehmen. Nachdem sie aber den Sturz ihrer Gefährten und meine Flucht bemerkten, rissen sie ihre Tiere herum und suchten mit nun den Ausgang von dem Plateau abzuschneiden.

Die Gegner hatten von vornherein einen nicht unbedeutenden Vorsprung und ich sah mit Unbehagen, daß dieselben wahrscheinlich das Tor, welches die Natur hier gebaut hatte, eher erreichen würden als ich. Hinter mir aber hatten sich die beiden Gestürzten wieder erhoben und eilten mir nach.

Nur ihrer Habgier war es jedenfalls zu verdanken, daß nicht geschossen wurde; denn kam Zoba'a unversehrt in ihre Hände, so bedeutete das für sie ein großes Kapital.

Enger schmiegte ich mich an mein treues Tier, um den Feinden kein Ziel zu bieten.

Und doch war ich verloren, erreichten die beiden vor mir Sprengenden eher den Ausgang.

Ruhig sprach ich auf Zoba'a ein, welches leise wiehernd antwortete.

Aber immer größer wurde die Gefahr! Jetzt konnte ich mit Sicherheit berechnen, daß die Feinde mir den Weg abschneiden würden.

Schon wollte ich, das Unnötige des Jagens einsehend, zu den Waffen greifen und den Verzweiflungskampf aufnehmen, als mir die Mahnung des Fürsten Mehemed in den Sinn kam:

„Bist Du einmal in großer Gefahr, aus welcher Dich nur die Schnelligkeit des Pferdes retten kann, so beschatte das rechte Auge des Hengstes mit Deiner Hand

und rufe zweimal seinen Namen!“

Zoba'a spitzte leise wiehernd die Ohren. Zweimal rief ich langsam und eindringlich seinen Namen.

Dann — — — — ja was dann? Kann ich überhaupt beschreiben, was nun folgte? Unmöglich!

Erst ein kurzes, herausforderndes Schnauben Zoba'as, dann ging es wie ein Ruck durch seinen Körper, lang streckte er sich aus und nun begann ein Rennen, daß mir Hören und Sehen verging.

Wir flogen vorbei an den Hügeln, vorbei an den Feinden und hinaus durch den Ausgang, welcher scheinbar auf uns zueilte, in die Freiheit, unsere Verfolger weit, weit hinter uns lassend.

Ich hatte das Gefühl, als wäre ich auf den Schwingen eines Adlers und flöge mit diesem durch die Luft.

Als das Tor passiert war, bemerkte ich, daß sich eine prächtige Landschaft vor mir ausdehnte. Wir sausten mitten hinein. Sämtliche Gegenstände schienen uns mit rasender Schnelligkeit entgegenzueilen.

Endlich faßte ich mich. Ich bemerkte, daß gar keine Gefahr mehr vorhanden war und ließ Zoba'a in eine langsame Gangart verfallen, um bald darauf Halt zu machen.

Ein kurzes, aber inniges Dankgebet stieg zum Himmel empor, dann sprang ich ab und konnte nicht anders, als meinem treuen Tiere, welches seine ganzen Kräfte einsetzte, um mich zu retten, beide Arme um den schlanken Hals zu schlingen und zärtlich meinen Kopf an den Seinen zu drücken.

Freudig wieherte es bei dieser Liebkosung und drängte sich an mich.

Dann saß ich wieder auf und suchte in großem Bogen um den Kampfplatz herum zu unserem Verstecke zu kommen, wo Link wohl schon schmerzlich auf unsere Rückkunft harrte.

Ein prächtiges Stück Erde war es wieder, was ich zu durchstreifen hatte.

Ich eilte so schnell als möglich vorwärts, aber mindestens sechs Stunden mußten vergangen sein, ehe ich wieder in eine mir bekannt vorkommende Gegend kam.

Endlich hatte ich das Wäldchen erreichte, in welchem sich Link den Fuß verstauchte und nun konnte ich den Weg nicht mehr verfehlen.

Scharf ritt ich zu und bog nach mehreren Stunden in unseren Schlupfwinkel ein.

Tiefe Ruhe herrschte hier. Ich stieg ab und ging leise nach Links Versteck. Vorsichtig bog ich die schützenden Zweige zurück.

Link lag fest schlafend auf seinem Lager, den Mund halb geöffnet und krampfhaft in der Hand einen Strick haltend.

Dieser Strick führte zu einem am Boden liegenden Knäuel und bei schärferem Hinsehen entdeckte ich, daß dieser Knäuel ein zusammengeschnürter Mensch war. — Von Omar aber keine Spur.

Jetzt lachte der Wiener im Schläfe und strich sich behaglich seinen Schnurrbart. Bei dieser Bewegung entfiel ihm natürlich das Ende des Strickes.

Ich wußte, daß Link einen festen Schlaf hatte und baute darauf den Plan einer kleinen Schelmerei.

Behutsam ging ich nach der anderen Seite und rollte den geschnürten Körper von Link weg zu mir heran.

Es war ein Begleiter Husseins, welcher einen Knebel im Munde hatte. Da mußte Omar hier gewesen sein.

Nun nahm ich einen anderen Strick, deren wir immer vorrätig hatten, knüpfte diesen an den einen Stiefel, welcher neben dem Lager stand, den Link wegen seinem verstauchten Fuße ausgezogen hatte und gab dem Schlafenden das andere Ende des Strickes in die Hand.

Erst wollte er nicht fest halten; aber nachdem ich seine Finger mehrmals streichelte, griff er herzhaft zu, während ein seliges Lachen seine Lippen umspielte.

Dies brachte mich auf einen neuen Gedanken.

Was mochte der Traumgott jetzt meinem braven Freunde vorzaubern?

Ich mußte ihn noch ein wenig necken und leicht strich ich mit meiner Hand über seine Wange.

Die Züge des Schlafenden nahmen einen schmach tenden Ausdruck an, langsam spitzte sich sein Mund.

Schnell löste ich ein Blatt vom Strauche und hielt dieses an die gespitzten Lippen.

Kuß auf Kuß preßte der tapfere Link nun mit innigem Wohlbehagen auf das vorgehaltene Blatt. Endlich steckte ich ihm dasselbe in den Mund.

Erst zog er es gierig ein. Dann aber mochte es doch nicht so recht nach seinem Geschmacke sein; denn der Schnurrbart sträubte sich plötzlich und indem das

halbzerbissene Blatt aus dem Munde gesprudelt wurde, fuhr Link auf und schaute verwundert um sich.

Gleich beim Sträuben des Bartes hatte ich mich zurückgezogen und beobachtete nun mit Vergnügen das weitere Gebahren meines Freundes.

Dieser, aus den süßesten Träumen gerissen, war noch nicht in der Lage, die Situation klar zu übersehen und saß mit einem unvergleichlichen Ausdrucke im Gesichte da. Man möchte sagen, sein Geist schien halb in der Vergangenheit, halb in der Zukunft zu weilen, während sich aber doch gleichzeitig die Gegenwart fühlbar machte.

Die obere Hälfte seines Antlitzes schien noch verklärt von einem schönen Traum zu sein, während die untere Hälfte zornig über die Bitterkeit des letzten Kusses oder vielmehr des Pflanzengeschmackes war.

Endlich klärte sich sein Blick. Link war in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Er mochte denken, es sei ihm ein Blatt von dem überhängenden Zweige des Strauches in den beim Schlafen geöffneten Mund gefallen und schaute nun befriedigt auf den in seiner Hand befindlichen Strick.

Langsam glitt sein Blick dem Stricke entlang.

Da gab es einen mächtigen Ruck durch Links Körper. Weit riß er die Augen auf und starrte entsetzt auf seinen Gefangenen.

Ein Schauer schüttelte seinen Leib!

Er kniff sich in die Nase, schlug sich an die Stirn, auf die Kniee und zwickte den Oberschenkel, um sich zu überzeugen, daß er nicht mehr schlafe.

Zögernd zog er endlich an dem Stricke. Aber unerbittlich blieb der Spuk vor seinen Augen. Der gefesselte Stiefel rückte beim Ziehen näher und näher.

Links Haare sträubten sich!

„Alle guten Geister“, murmelte er erbleichend, „ich habe wahrhaftig mein bißchen Verstand verloren. —

Himmel und Hölle!“, brüllte er plötzlich in die Welt hinaus, „bin ich denn munter oder schlafe ich noch?“

Aber Link war munter, völlig munter; denn beim wiederholten Ziehen des Strickes kam der unheimliche Stiefel wieder näher und näher.

Endlich war er heran. Mißtrauisch, fast ängstlich streckte Link seinen Arm aus und tastete mit gespreizten Fingern nach dem Stiefel, gleichsam als befürchte er, derselbe könne sich jeden Augenblick in ein feuerspeiendes Ungetüm verwandeln.

Als er sich aber von der Echtheit seines eigenen Bekleidungsstückes überzeugt hatte, saß er betrübt da, mit gesenktem Kopfe vor sich hinstarrend. —

Da rollte ich durch das Blätterwerk den Körper des Gefesselten gerade an seine Seite.

Alt der Gefangene in Links Gesichtskreis kam, schrie er erst auf und wollte in die Höhe springen. Plötzlich aber ging es wie Wetterleuchten über sein Gesicht und laut rief er nach der Richtung, in welcher ich stand:

„Möchte mich doch gleich zum Abendbrot verzehren lassen, wenn hinter diesem ganzen Spuk nicht der edle Zine el Gasare in höchsteigener Person steckt! F a r b e bekannt, werter Ritter, ob ich recht habe!“

„Erraten!“, rief ich, lachend vortretend, „aber hören Sie mal, lieber Freund, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein so verliebtes Gesicht machen könnten, wie ich es vorhin während ihres Traumes gesehen habe, und küssen können Sie, küssen, huh, da läuft mir schon ein kalter Schauer über den Rücken, wenn ich nur daran denke, ich könnte einmal in Ihre Hände geraten.“

Link lachte hell auf.

„Habe auch einen prachtvollen Traum gehabt. Hm“, schmunzelte er. „Wollen Sie erraten, was ich im Geiste sah?“

„Jedenfalls waren Sie im Beduinenlager“, entgegnete ich.

Eifrig nickte er.

„Na sehen Sie?“, fuhr ich fort, „da kam gewiß Ihre holde Dienerin und frug, ob Sie nicht ihr fünfundzwanzigster Herzensmann werden wollten. Ist's nicht so?“

„Hören Sie auf! Hören Sie auf!“, rief er, sich beide Ohren zuhaltend.

„Wars nicht so?“ frug ich nochmals lachend.

„Sie sind verrückt!“, erklärte er kategorisch, fuhr aber dann fort:

„Aida war es, von der ich träumte.“

„Um so schlimmer Ihr Erwachen“, sagte ich, immer noch lachend. „Woher haben Sie den Gefangenen?“

„Omar hat ihn gebracht!“

„Also Omar war hier?“

„Schon vor vielen Stunden“, entgegnete mein Freund, „er kam herangejagt, übergab mir diesen Mann da und sprengte wieder auf und davon.“

„So hat er mir zu Hilfe kommen wollen und ist vielleicht in Gefahr!“, rief ich aufspringend, „ich muß ihm sofort nach.“

„Halt! Halt!“, unterbrach mich Link lebhaft, „erst sagen Sie mir wenigstens, was vorgefallen ist. Wie kommt Omar zu diesem Menschen? Haben Sie den Leopard oder Panther gefunden?“

„Einen Panther in Menschengestalt, ja“, sagte ich dumpf, während die schreckliche Kampfszene mir wieder in Erinnerung kam, „Hussein traf ich, doch — — — er ist nicht mehr unter den Lebenden. Er liegt gleich Samy zerschellt in der Schlucht!“

Kurz schilderte ich ihm das Vorgefallene.

„Und Elisabeth Natty?“, frug Link, als ich geendet hatte.

Schweigend zuckte ich die Achseln.

„Mußten diese vier Araber gerade in dem Augenblicke kommen, als Sie die beiden Mädchen fragen wollten!“, wettete Link. „Wir hätten vielleicht die ganze Lösung der Geschichte erfahren und müßten nun wissen, ob sie sich dabei befindet oder nicht. Aber wir wollen nach! Ich denke, es geht nun wieder mit dem Reiten, da ich lange genug geruht habe.“

„Halt!“, rief ich in dem Momente, „wir haben ja noch den Gefangenen hier! Er gehört zu Husseins Bande und kann uns vielleicht Aufklärung geben. Wir wollen aus ihm herauspressen, was er weiß. Er ist kein Araber und scheint auch nichts weniger als ein Held zu sein.“

„Donner und Doria!“, schrie Link entzückt, „Sie haben recht. Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah? Komm heran, mein Püppchen“, wandte er sich nun an den Gefesselten, zu diesem humpelnd, „Du sollst uns etwas erzählen!“

Link zog ihm den Knebel aus dem Munde.

Ich sah sofort, daß wir es mit einem Feiglinge zu tun hatten; denn er fing gleich an um Gnade und Schonung zu jammern, als er sich frei vom Knebel fühlte.

„Schonung sollst Du haben“, entgegnete ich auf sein Bitten, „wenn Du uns alles sagst, was Du weißt. Aber suche mich nicht zu täuschen; denn das kann ich nicht vertragen und Dein Flehen würde dann umsonst sein.“

„Frage, o Herr! Ich werde antworten!“

Todesangst war auf seinem Gesichte zu erkennen. Starker Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Mich widerte solche Feigheit an und ich hasse die Menschen, welche bei der

kleinsten Sorge um ihr eigenes Wohlbefinden ohne Bedenken ihren bisherigen Brotherrn verraten und sich auf die Seite der Gegner schlagen. Niemand ist mir verächtlicher als derartige Schwächlinge, die allen gegenüber süßliche Freundschaft heucheln und sich hinter dem Rücken eines jeden in Bestien verwandeln. Sieht man ihnen aber offen ins Auge, so nehmen die Kreaturen sofort wieder den Charakter eines schweifwedelnden Hundes an, der vor seinem Herrn im Staube kriecht.

Deshalb fuhr ich ihn auch härter an, als es sonst meine Gewohnheit war:

„Wie viel Mann seid Ihr noch?“

„Wir sind noch facht Mann, o Herr!“

„Wieviel Frauen und Mädchen?“

Überrascht sah er mich bei dieser Frage an. — Endlich brachte er zögernd hervor.

„Acht, o Herr!“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Das weiß ich nicht!“

„Wie?“, frug ich scharf.

„Hussein hat uns nie das Ziel der Reise gesagt!“

„Sind die Mädchen Türkinnen?“

„Ja, Herr!“

„Du lügst!“, donnerte ich ihn an.

Erschrocken fuhr er zusammen und stotterte:

„Das heißt, — — das heißt — — es sind auch — — auch Tscherkessinnen dabei.“

„Und weiter?“, forschte ich.

„Sonst nichts, o Herr!“

„Du verschweigst mir etwas!“

„Ich habe Dir alles gesagt, o Herr!“

„Link, wandte ich mich an diesen, der Bursche will nicht so recht mit der Sprache heraus. Wollen Sie vielleicht einmal ein wenig nachhelfen?“

„Mit dem größten Vergnügen“, schmunzelte er und sich zu dem Gefesselten

wendend, sagte er in fürsorgendem Tone, indem er den Strick zur Hand nahm, an welchem sein Stiefel befestigt gewesen war:

„Nun, Du Pipifax der Kleine, Du Spinnefix, drehe Dich einmal ein wenig zur Seite, daß ich mich mit Deinem hinteren Körperteile in Verbindung setzen kann.“

Als der am Boden Liegende merkte, was los gehen sollte, schrie er ängstlich und erschreckt:

„O Herr, was willst Du wissen? Ich sage Dir ja alles! nur lasse mich nicht schlagen!“

„Ihr habt noch eine Fremde unter den Mädchen!?“

„Eine Fremde? Wie meinst Du das, o Herr?“

„Verstelle Dich nicht, Du trauriger Wicht, oder ich werde Dich reden lehren!“

„Es ist — — — es ist ein — — — ein Mädchen dabei, welches — — — welches nie spricht, aber ich glaub — — — glaubte, es sei eine Türkin.“

„Wenn Du lügst, so hänge ich Dich an den nächsten Ast, das merke Dir! Hat Samy nicht vorher mit ihr gesprochen?“

„Ja, Herr, einmal habe ich es gehört!“

„Wie sprach er?“

„Türkisch, o Herr!“

Ich überlegte. Ja, es konnte wahr sein; denn Elisabeth Natty war ja schon mehrere Jahre in der Türkei. Kannte also jedenfalls die türkische Sprache.

Der Gefangene mochte mein Überlegen mißdeuten; denn er beobachtete mich ängstlich und schrie plötzlich:

„Aber doch! Doch, o Herr! Einmal habe ich sie eine Sprache reden hören, die ich nicht verstehe. Ich glaube, sie betete; denn sie hatte sich zum Schlafen gelegt.“

Ich horchte auf. Also doch ein Anhalt! Ich war überzeugt. Elisabeth befand sich bei der Truppe und wir konnten es jetzt ruhig wagen, dieselbe anzugreifen, wenn nur Omar schon zurück wäre und Link wieder besser fort könnte.

Nochmals wandte ich mich an den Gefesselten:

„Wo ist Euer Lager?“

„Nicht weit von hier, o Herr!“

„Willst Du uns führen?“

„Wenn Du es willst, o Herr, sofort!“

Ich besprach mich mit Link, was wir tun wollten und mein Freund erklärte, wieder genügend hergestellt zu sein, um auf dem Pferde zu sitzen.

Da entschloß ich mich zu sofortigem Aufbruche, um endlich einmal Gewißheit zu erhalten.

Als ich dem Gefesselten die Füße befreit hatte, nahm ich das Ende des ihn fesselnden Strickes und befestigte es an meinem Sattel.

„Führe uns zum Lager!“, sagte ich barsch und den Revolver in die Hand nehmend, fuhr ich fort:

„Eine Kugel ist Dein Lohn, wenn Du uns irre führst oder verraten willst!“

„Was wirst Du mit mir tun, wenn ich Dich geführt habe, o Herr“, fragte er lauernd.

„Freilassen!“, entgegnete ich kurz.

„Du wirst mich freilassen?“, rief er ungläubig, „darf ich Dir dann dienen?“

„Nein!“, rief ich barsch, „nun schweige!“

Es schüttelte mich schon bei dem Gedanken, daß ich einen solchen Menschen um mich herum haben müßte. Einer jener erbärmlichen Charaktere, die es zu Tausenden gibt, die heute demjenigen zujubeln, welchen sie morgen mit allen Mitteln in den Staub zu zerren suchen.

Ich gab dem Türken noch vorsichtshalber einen Knebel in den Mund, damit er nicht etwa durch Schwatzen oder Schreien die Aufmerksamkeit seiner Kameraden vorzeitig auf uns lenkte.

Link hatte unterdessen mit vieler Mühe seinen Stiefel angezogen, ich half ihm noch auf das Pferd und nun brachen wir auf, um das Gefolge Husseins anzugreifen und die Mädchen zu befreien.

Der Gefangene schritt an der Seite meines Hengstes, während ich ihn scharf beobachtete.

Wir kamen an dem Platze vorüber, wo Hussein auf mich geschossen und wo ich mit Zoba'a über die Erdspalte gesprungen war.

Link sagte staunend:

„Alle Wetter! Ist das ein Sprung! Hat Ihnen da nicht etwas der Magen gekitzelt, als Sie auf Ihrem Pferde über der Tiefe schwebten?“

„Nein, lieber Freund“, entgegnete ich, „ich sah nur meinen Feind vor mir und das zog mich vorwärts!“

Weiter und weiter ritten wir. Bald befanden wir uns an der Stelle, wo ich die beiden Mädchen hatte stehen sehen.

Hier machte der neben mir schreitende Führer lebhaft Gebärden, daß er sprechen wollte.

Vorsichtig löste ich den Knebel aus seinem Munde.

Gedämpft sagte er:

„Wir sind zur Stelle, o Herr! Wenn Du noch eine kleine Strecke geradeaus reitest, wird sich ein nach rechts führender Pfad zeigen. Diesem mußt Du noch vielleicht fünfzig Schritte folgen, alsdann liegt das Lager vor Dir.“

Nun ritten wir mit doppelter Vorsicht weiter.

Der vom Führer bezeichnete Weg zeigte sich bald und wir bogen in denselben ein.

Jetzt mußte ich absteigen und zu Fuß näher schleichen, so schwer mir auch die Trennung von Link wurde.

Ich übergab diesem Zoba'a, sowie den Gefangenen und schärfte ihm ein, falls er einen Verrat bemerkte, den Führer ohne Weiteres niederzuschießen und, wenn er von mir kein Lebenszeichen hörte, mit den Pferden sofort zurückzusprennen, um an unserem letzten Verstecke meine oder Omars Zurückkehr abzuwarten.

Ich schlich vorwärts. Da weitete sich plötzlich vor mir der Gesichtskreis.

Ich konnte eine ganze Fläche überschauen und fand den Lagerplatz — — — — leer.

Ein Lager war hier vor Kurzem gewesen, dies sah ich an Allem, aber die Vögel waren bereits ausgeflogen.

Enttäuscht wollte ich mich aufrichten und den Boden genauer untersuchen, da bemerkte ich noch zur rechten Zeit, daß sich in den Sträuchern am Rande des Platzes etwas bewegte.

Scharf schaute ich hin und erkannte einen Araber, welcher langsam auf den freien Platz heraustrat und sorgfältig etwas zu suchen schien.

Oft bückte er sich und betrachtete aufmerksam den Boden. Da kauerte er nieder und hob etwas Gelbes, anscheinend ein Stück Papier, auf.

War der Mann allein oder befanden sich wohl noch andere in der Nähe?

Ich verhielt mich ganz still.

Näher und näher kam der Mann. Da konnte ich bei einer kleinen Wendung sein Gesicht sehen.

Es war — — — — Omar.

Schnell sprang ich auf und eilte zu ihm hin.

Bei meiner ersten Bewegung schon schnellte dieser in die Höhe und fuhr nach seinem Gürtel.

Als er mich aber erkannte, kam er mir schnell entgegen und rief erfreut:

„Allah sei Dank, o Shidi, daß Du gerettet bist. Ich war in großer Sorge und habe das Lager beobachtet, damit ich sehen konnte, ob man Dich oder Dein Pferd gefangen hatte.

Aber Allah hat nicht gewollt, daß Du in die Hände dieser Schufte fallen solltest, sondern gab Deinem Rosse Flügel, daß Du an den Nasen Deiner erstaunten Feinde vorüberflogest wie ein Adler und die Räuber mit unverrichteter Sache in das Lager zurückkehren mußten, wo sie bald darauf aufbrachen.“

Omar holte nun schnell sein in der Nähe angebundenes Pferd und wir schritten zu Link, nachdem ich Omar von dessen Anwesenheit unterrichtet hatte.

Link befand sich noch an derselben Stelle, wo ich ihn verlassen hatte und bewachte mit grimmigem Gesichte den Gefangenen und die Pferde.

Erst stutzte er, wie wir herankamen. Als er aber Omar an meiner Seite erkannte, schwenkte er mit lautem „Juhu!“ die Hand.

Ängstlich blickte uns der Gefesselte entgegen.

„Wirst Du Dein Wort einlösen, o Herr?“ frug er besorgt.

„Wenn Du ein Mann wärest, so würdest Du diese überflüssige Frage gar nicht stellen“, antwortete ich verächtlich und durchschnitt seine Fesseln.

„Ich kann gehen, wohin ich will? Du gibst mir die Freiheit?“, frug er immer noch zweifelnd.

„Höre endlich mit Deinem Geschwätze auf und verschwinde!“, fuhr ich ihn an. „Nur Menschen Deines Schlages und Charakters sind fähig, ein gegebenes Wort zu brechen. Ich halte, was ich verspreche! Nun geh’!“

Gebietend streckte ich meine Rechte aus.

Link reichte ihm noch den bei der Gefangennahme abgenommenen Dolch. Die

Schußwaffe aber behielten wir zurück und der Mensch verschwand eiligst hinter den Felsen.

Wir ritten langsam den von Husseins Getreuen verlassenen Lagerplatze zu, während Omar erzählte, daß er einen der bei dem Kampfe auf ihn Eindringenden vom Sattel geschossen, den zweiten aber überwältigt und gefangen genommen habe.

„Leergebrannt ist die Stätte“, deklamierte Link, als wir beim Lager angekommen waren, „nun stehen wir wieder einmal da und können den Mond ansingen.“

„Das würde wohl schwer halten, lieber Freund“, entgegnete ich; „Denn der Mond scheint noch nicht. Aber die Dunkelheit wird bald hereinbrechen und ich schlage vor, gleich hier zu lagern.“

„Überdies“, fuhr ich ernster werdend fort, „unsere Aufgabe ist schon zur Hälfte gelöst.

Samy und Hussein, die beiden Mädchenhändler, haben ihre Schandtaten büßen müssen und sind nicht mehr unter den Lebenden. Gott allein weiß, wie viele arme Mädchen dadurch gerächt wurden.“

„Ich habe bei Untersuchung des Lagers etwas gefunden, Shidi“, fiel Omar in das Gespräch ein, „hier ist es!“

Dabei überreichte er mir ein Stück zerrissenes, altes Papier.

Ich sah, daß mit einer Spitze eines Holzsplitters einige Worte eingekritzelt waren, welche ich jetzt mühsam entziffern konnte:

„Wer Du auch sein mögest, dem das Geschick dieses Blatt in die Hand weht, so wisse, daß ich als Opfer der — — — —“

Hier war das Schreiben jäh unterbrochen.

Link, dem ich die Worte nun wiederholte, fuhr in die Höhe und schrie:

„Ja da soll doch gleich ein Millionenschockdonnerwetter hineinfahren! Was ist denn das nun wieder?“

„Jedenfalls wurde die Schreiberin, denn der Schrift nach muß es sich um eine solche handeln, hier durch irgend einen Umstand vom weiteren Schreiben abgehalten“, entgegnete ich.

„Aber wer ist es denn nun?“, eiferte Link weiter. „Wir wissen nicht, ob es die Gesuchte ist; denn eine Unterschrift ist nicht vorhanden und eine Visitenkarte liegt erst recht nicht dabei. Was wollen wir nun tun?“

„Was wir tun wollen? Darüber besteht wohl kein Zweifel“, entgegnete ich ernst und bestimmt, „auf jeden Fall geht aus den wenigen Zeilen hervor, daß wir ein unglückliches Opfer irgend welcher Schlechtigkeit vor uns haben, welches um Hilfe fleht. Ebenso muß es ein gebildetes Mädchen oder Frau sein; wenn nicht gar die gesuchte Elisabeth oder eine andere Europäerin; denn sonst könnte sie nicht schreiben.

Demnach ist uns unser Weg genau vorgezeichnet. Unsere heilige Pflicht ist, das unglückliche Opfer nicht vergebens nach Hilfe schreien zu lassen, sondern es gilt, dasselbe mit Einsetzung unseres Lebens zu retten und ihm den Glauben an die Menschheit wiederzugeben und zu zeigen, daß der alte Gott noch lebt, der die Seinen nicht verläßt und Hilfe schickt, wenn die Not am größten ist!“

9. Im Lager der Hadjiman.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Gellend und in größter Angst ausgestoßen, hallte dieser Notschrei einer weiblichen Stimme durch die klare, frische Morgenluft.

Heiter strahlte die erst vor Kurzem aufgegangene Sonne auf ein liebliches Tal, welches sich vor uns ausbreitete.

Ein leichter, erfrischender Wind strich über die herrlichen Weideplätze, ließ die Kronen der Platanen und Palmen sich gegen einander neigen und leise rauschend den Morgengruß austauschen. Kosend umfluteten die wärmenden Strahlen der Sonne die noch mit nächtlichem Tau benetzten verschiedenen Blumen, welche zwischen den kraftstrotzenden Kräutern neckisch hervorlugten.

Überall Ruhe und Frieden in der Natur.

Um so größer war der Kontrast, welcher durch diesen aufregenden Morgengruß eines Menschen hervorgerufen wurde.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Schrill und scharf durchschnitten die Laute von Neuem die Luft.

„H — i — l — f — e!“, tönte es nochmals, diesmal aber schwächer und gedehnter zu uns herüber.

Ich war mit meinen beiden Begleitern Link und Omar nach mehrwöchiger Verfolgung der Diener Husseins bis in die Nähe des Djebel—Athel (Athalgebirge) gekommen, wußten dieselben ganz nahe vor uns und wollten in den nächsten

Tagen eine Entscheidung herbeiführen; denn wir durften die Flüchtlinge nicht den Persischen Golf erreichen lassen.

Wir standen gerade auf der Spitze eines kleinen Hügels, als die Hilferufe unser Ohr trafen.

Nur ein Blick des Einverständnisses wurde gewechselt, dann stürmten wir hinab in das Tal, wo ein Weib in Bedrängnis sein mußte.

Da tauchten zwischen den Palmen sechs Beduinenzelte auf, und wieder tönte aus dem vordersten derselben ein schwacher, wimmernder Hilferuf, welcher unter bestialischem Lachen einer Männerstimme erstarb.

Vor dem Zelte standen zwei gesattelte Pferde.

Wir jagten heran. Mein Zoba'a war den anderen weit voraus und noch ehe es richtig stand, sprang ich ab und stürzte in das Zelt.

Bei meinem Eindringen prallten erschrocken zwei Männer auseinander, deren einer damit beschäftigt gewesen war, ein junges, schönes Beduinenweib an die mittlere Stange des Zeltes zu binden, während der andere sich bemühte, der jungen Frau das Gewand herabzureißen.

Der tierische Ausdruck ihres Gesichtes flößte selbst mir ein Grauen ein.

Zu meiner nicht geringen Überraschung erkannte ich in dem einen den von mir freigelassenen Diener Husseins, welchen Omar schon einmal gefangen hatte.

Dieser erbärmliche Feigling war also richtig von mir beurteilt worden; er zeigte seinen Mut nur in bestialischer Weise wehrlosen Frauen gegenüber.

Hier kam ich aber noch zur rechten Zeit.

Jetzt hatten sich die beiden von ihrer Bestürzung erholt, und mit förmlichem Geheul drangen sie auf mich ein. Doch schon standen Link und Omar neben mir und in wenig Minuten waren die beiden Schurken überwältigt.

Als ich das junge Weib von ihren Banden befreite, drückte sie meine Hand an Mund und Stirne und sank, überwältigt von ihren Gefühlen, vor mir nieder.

Ich beruhigte die an allen Gliedern Zitternde und führte sie zu einem sich an die Zeltwand hinziehenden Lager, wo sich die arme Frau erschöpft niederließ.

Da hörte ich Link in seiner humoristischen Art:

„Aha, hier ist wieder der mir zufallende Teil! Na ja, wie immer.“

Bei diesen Worten beschäftigte er sich mit einem an der entgegengesetzten Wand

liegenden Knäuel, welcher sich als ein altes Araberweib entpuppte, die einen Knebel im Munde hatte und gefesselt war.

„Wo sind die Krieger Deines Stammes?“, wandte ich mich an die jetzt wieder ruhiger werdende Frau. „Warum ließen sie Euch ohne Schutz zurück?“

„Unser Scheich ändert die Weideplätze und einige Krieger eilten dem Stamme voraus. Wir mit ihnen. Heute wird der Haupttrupp erwartet und die Krieger sind vor kurzer Zeit ausgeritten, um sich von dem Näherrücken des Stammes zu überzeugen.“

„So sind dieselben nicht weit?“

„Sie müssen bald zurückkommen!“

„Dann werde ich die beiden Burschen hier lassen. Übergieb dieselben den zurückkehrenden Deinen zur Bestrafung.“

„Willst Du schon wieder fort, o Herr?“

„Ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten, kehre aber vielleicht am Abend nochmals zurück.“

„O tue das, ich werde es den Meinen melden. Doch willst Du mir nicht sagen, wer Du bist?“

„Meinen Namen würdest Du Dir nicht merken können. Hier in diesem Lande aber nennt man mich Zine el Gasare.“

„Zine el Gasare?“, rief sie nun erstaunt und erfreut zugleich. „So bist Du der Held, welcher Scheich Hasan aus der Mitte seiner Krieger holte und dem Fürsten Mehemed das Leben rettete, indem Du mit dem Dolche allein den Panther bekämpftest?“

Dachte ich mirs doch. Die Erzählung der Begebenheiten waren mir voraus geeilt und von meiner Person wurde wahrscheinlich wie von einem Märchenprinzen an allen Lagerfeuern gesprochen. Natürlich war die ganze Sache nach orientalischer Art zu Heldentaten aufgebauscht worden. Ich konnte es selbstverständlich nicht ändern. In diesem Falle war es mir eventuell sogar von Vorteil, deshalb entgegnete ich lächelnd:

„Ja, Zine el Gasare bin ich, und sage den Kriegern Deines Stammes, ich lasse sie grüßen.“

Bei diesen Worten verließen wir das Zelt, schwangen uns in den Sattel und schlugen die vorher innegehabte Richtung wieder ein.

In den letzten Tagen war aus mehreren Anzeichen hervorgegangen, daß sich der

vor uns befindliche Trupp verstärkt hatte. Dessen ungeachtet wollten wir nicht mehr zögern und wenn nötig einen Araberstamm zur Unterstützung gewinnen, sobald uns der Weg zu einem solchen führte.

Nach einigen Stunden angestrengten Rittes in glühender Hitze fanden wir wieder Spuren der vor uns Reitenden, mußten aber bald bemerken, daß diese plötzlich die Richtung änderten und nach Nordosten führten also direkt nach dem Persischen Golfe zu.

Bis dahin durften wir sie unter keinen Umständen kommen lassen, wollen wir nicht damit unseren ganzen Plan aufgeben.

Ich wandte mich deshalb zu Link:

„Wenn wir jetzt nicht einen Gewaltstreich ausführen, so gelangen wir nicht zum Ziele; denn der Fährte nach reiten die Räuber direkt durch das Gebiet der Ghasari und der Djewasimi nach dem Persischen Golfe. Ich glaube nicht, daß wir auf diesem Wege noch Unterstützung bekommen werden.“

Die Djewasimi sind Piraten, nach denen der Strand Piraten—Küste genannt wird.“

„So machen wir der Sache ein Ende,“ entgegnete Link entschlossen. „Reiten wir vorwärts.“

„Und rennen uns die Köpfe ein“, entgegnete ich. „Nein, wir müssen Verstärkung haben!“

„Aber woher!“

„Reiten wir zurück und suchen einige Krieger von den am Djebel Athal lagernden Beduinen zu gewinnen. Ich habe große Zuversicht, da mein Name dort bekannt zu sein scheint.“

„Zu welchem Stamme gehören dieselben?“

„Omar behauptet, sie gehören zu den Hadjiman.“

Ich unterrichtete noch Omar. Dieser aber hegte wenig Hoffnung auf Unterstützung.

„Können wir nicht allein reiten, o Herr?“

Wir schleichen uns an, schießen einige nieder und stürmen dann das Lager. Mehr wie neun Mann sind es nicht. Ehe diese uns selbst sehen können, haben wir einige derselben niedergestreckt, und mit den anderen werden wir schon fertig.“

Er machte eine verächtliche Handbewegung.

„Deine Sprache macht Dir alle Ehre, Omar“, entgegnete ich, „und kennzeichnet

Deinen Mut. Aber wir wollen nicht hinterlistig morden, sondern alle gefangen nehmen und sich verantworten lassen. Kehren wir also um.“

So schnell als möglich legten wir nun die Strecke zurück. Wir ritten hart am Rande der Robao el Chaly, der großen Sandwüste Dahna entlang. Die Hitze war fast unerträglich und Link stöhnte, während ihm der Schweiß in Strömen vom Gesichte floß.

Er war bedeutend hagerer geworden, aber dabei viel gesünder. Trotz der überstandenen Anstrengungen war seine in der ersten Zeit oft zu Tage tretende Nervosität vollständig verschwunden.

Unweit des Tales, in welchem wir am Morgen die beiden Frauen befreit hatten, sahen wir plötzlich einen großen Schwarm Geier, welche sich bei unserem Näherkommen krächzend und unwillig erhoben hatten. Dieselben schienen ein Mahl zu halten; denn alle schwebten nur in ganz geringer Höhe über unseren Köpfen, bereit, sich sofort nach unserem Weiterreiten wieder auf ihre Beute zu stürzen.

Ich bemerkte, daß einige dieser Raubvögel noch große Fleischstücke in den Klauen hielten und sich in der Luft um den Besitz derselben stritten. Wahrscheinlich lag ein gestürztes Pferd oder anderes Tier hier, welches die Geier verzehrten.

Jetzt sahen wir auch vor uns noch eine große Anzahl dieser gefräßigen Tiere, eifrig damit beschäftigt, sich gegenseitig unter fortwährenden heftigen Flügelschlägen und heiserem Gekrächze die mühsam errungene Beute abzujagen.

Da entstand in dem Schwarme der über uns Kreisenden ein wütender Kampf, zorniges Gekreisch erfüllte die Luft und aus der Mitte des entstandenen Knäuels dieser abschreckenden Tiere fiel plötzlich der umstrittene Gegenstand vor unseren Pferden zu Boden.

Dieselben sprangen schnaubend zur Seite.

„Herr des Himmels!“ schrie Link erschreckt. „Seht! Schaut hin!“

Starr richteten sich seine Augen auf den herabgefallenen Gegenstand, auf welchen er mit dem Finger deutete.

Ich schaute ebenfalls hin und erkannte — — — eine von den scharfen Schnäbeln der gierigen Vögel vollständig zerfleischte Menschenhand.

„Die Hand eines Menschen!“ schrie Link. „Hier ist jemand verunglückt!“

Wir hatten große Mühe, die Geier von ihrer Beute aufzuscheuchen. Als es uns aber endlich gelang, sahen wir zwei männliche Leichen vor uns liegen. Das heißt, man konnte nur an den Kleiderfetzen erkennen, daß es Männer gewesen waren; denn

die Raubvögel hatten schon ihr schreckliches Mahl begonnen.

„Die Hadjiman haben Gericht gehalten“, sagte Omar ernst.

Nun erkannte ich, daß die vor uns liegenden Überreste zu den Körpern der beiden von uns am Morgen gefesselten Männer gehörten. Schaudernd wandte ich mich ab und erklärte Link der Zusammenhang.

„Welch furchtbare Strafe“, entgegnete Letzterer, „und Sie glauben, daß dieser Beduinenstamm uns unterstützen werde?“

„Ich zweifle nicht daran“, sagte ich mit Überzeugung und wandte mich an Omar und der Frage:

„Welche Strafe wird denen hier zu Teil geworden sein?“

Bei diesen Worten wies ich auf die Körperteile der Gerichteten.

„Die Hadjiman haben ihnen die Hände abgehauen, welche sich nach ihren wehrlosen Frauen ausstreckten.“

„Daraufhin hat man die Beiden hier liegen lassen?“

„Ja, Shidi, dieselben mußten verbluten.“

Unsere Stimmung war eine gedrückte, als wir weiter zogen.

Kaum hatten wir uns einige Schritte entfernt, als die Hyänen der Lüfte sofort wieder ihr grausiges Mahl fortsetzten.

„Du bist betrübt, Shidi, aber diese harte Strafe und die erbarmungslose Ausführung des Urteils?“ wandte sich Omar nach einiger Zeit an mich.

„Ich kann es nicht leugnen, Omar!“, war meine noch gedrückte Entgegnung. „Die beiden Männer hatten doch das geplante Verbrechen noch nicht ausgeführt.“

„Aber dieselben hätten es getan, Shidi, wenn uns Allah nicht zu rechter Zeit dazwischen treten ließ.“

„Allerdings!“

„Siehst Du, Shidi“, fuhr Omar fort, „das gilt hier so gut als geschehen.“

Ich sah ihn verwundert an.

„Du bist erstaunt, Shidi?“, fuhr er fort. „Ist es in Eurem Lande nicht so?“

Schweigend schüttelte ich den Kopf.

Jetzt war das Erstaunen an Omar, welcher mich nicht begreifen konnte.

„Shidi“, begann er nach einer Weile wieder, „zürnst du mir, wenn ich so viel spreche?“

„Aber Omar, was denkst Du von mir?“, entgegnete ich freundlich, „im Gegenteil, ich freue mich sehr darüber.“

„So darf ich fragen, wenn ich etwas wissen möchte?“, versicherte er sich nochmals.

„Selbstverständlich! Frage nur zu!“

„Shidi!“, ließ sich Omar noch einer Pause wieder hören, „wenn man in Deinem Lande anders urteilt als hier, so sage mir doch, wie bestraft man dort die Verführer?“

Überrascht sah ich Omar an.

„Wie kommst Du auf diesen Gedanken?“

„Weil die Tochter meines Vaters verführt wurde.“

(Er meinte damit seine Schwester.)

„Und wurde der Verführer bestraft?“, frug ich gespannt.

„Ja!“, entgegnete er mit blitzenden Augen. „Ich habe ihn getötet!“

Schweigend ritten wir weiter. Ich wollte Omar wenn möglich die Antwort schuldig bleiben.

Aber bald erinnerte er bittend:

„Du hast meine Frage noch nicht beantwortet, Shidi!“

Jetzt konnte ich nicht mehr ausweichen, aber ich glaube, ich mußte diesem einfachen Naturkinde gegenüber erröten, als ich entgegnete:

„Bei uns wird nur Gewalt bestraft, Verführung — — — nicht!“

„Was sagst Du da, Shidi?“, rief Omar fast erschrocken. „Das kann Dein Ernst nicht sein!“

„Leider“, war meine kurze Antwort.

„Und wie sind die Frauen und Mädchen in Deinem Lande dann geschützt?“

Ich zuckte die Achseln.

„Was darfst Du denn tun, wenn die Tochter Deines Vaters verführt würde?“, fuhr

Omar hartnäckig zu fragen fort.

„Nichts!“

Siedend heiß wurde mir bei dieser Antwort, welche ich zu geben gezwungen war.

„Und wenn Du den Verführer züchtigst?“

„So werde ich bestraft!“

„Allah, meine Sinne verwirren sich“, sagte Omar bestürzt, „wie sagtest Du? Wenn Du die Ehre der Tochter Deines Vaters verteidigst, so wirst *Du* dafür bestraft und der andere nicht?“

„So ist es; denn ich darf nicht selbst eingreifen!“

„Allah sei Dank, daß ich in diesem Lande hier bin! Was würden unsere armen Mädchen und Frauen zu leiden haben, wenn solche Schlechtigkeit der Männer nicht streng bestraft würde!“, rief Omar mit einem tiefen Atemzuge.

„Das ganze Tal ist voller Zelte!“, rief Link in diesem Augenblicke, indem er erschrocken sein Pferd zurückriß, da wir gerade an einer Stelle angekommen waren, wo wir das Lager vor uns erblicken konnten, welches wir früh berührt hatten.

Froh, daß ich der unerquicklichen Unterhaltung enttrinnen konnte, ritt ich an Links Seite und sah nun ebenfalls, daß der ganze Stamm, welcher laut Aussage des Weibes heute erwartet wurde, angekommen sein mußte; denn Zelt reihte sich an Zelt und ein buntes Leben und Treiben herrschte da vor unseren Augen.

Aber schon mußten wir bemerkt worden sein; denn eine Anzahl der Krieger hatten die Pferde bestiegen und kamen in vollem Galopp auf uns zugesprengt.

Es waren fast durchweg hagere, von der Wüstensonne ausgetrocknete, aber ungemein sehnige Gestalten mit ernsten, man konnte sagen finsternen Gesichtszügen.

Aus ihren Augen blitzte Energie und Willenskraft.

Unwillkürlich hatte man das Gefühl, daß diese Männer gewöhnt waren, den Gefahren der großen Sandwüste zu trotzen.

Mir wurde etwas unbehaglich zu Mute, als der Anführer nach kurzem Gruße mit nicht gerade freundlich zu nennendem Tone die Frage stellte:

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr hier?“

Nach freundlichem Gegengruße erwiderte ich:

„Zine el Gasare nennt man mich, und dies sind meine zwei Freunde. Kann ich mich als Euren Gast betrachten?“

„Zine el Gasare?“, rief der Hadjiman in zweifelndem Tone. „Seit Ihr heute früh schon einmal hier gewesen?“

„Allah sandte uns zur rechten Zeit, um Bedrängte vor ruchloser Tat zu schützen“, entgegnete ich.

„Dann bist Du es!“, rief der Beduine erstaunt aus, und setzte freundlicher hinzu:

„Scheich Jusuff heißt Dich willkommen und bittet Dich, sein Gast zu sein. Er hat Dich erwartet!“

Nach diesen Worten trieb er sein prächtig gezäumtes Pferd an die Seite meines Hengstes, und wir sprengten bis an das Zelt des Scheichs.

Noch während ich abstieg, war der Anführer in dasselbe gegangen, und gleich darauf trat ein schlicht gekleideter Araber in seiner Begleitung heraus.

Scharf prüfend ruhten seine Augen auf mir. Ich erwiderte diesen Blick mit gleicher Schärfe und erwartete ruhig seine Anrede.

Das Alter des vor mir Stehenden zu schätzen, war mir unmöglich. Er konnte ebensogut dreißig als fünfzig Jahre zählen. Die wie gegerbtes Leder aussehende Haut seines Gesichtes trug die Spuren harter Kämpfe, die Züge eine ernste Entschlossenheit.

Einige Sekunden, die mir Minuten schienen, währte diese gegenseitige Prüfung, dann streckte mir der Scheich die Hände entgegen und sagte in einer ruhigen, ernsten Weise:

„Du bist Zine el Gasare, wie mir berichtet wurde, sei mir mit Deinen Begleitern willkommen, und ruhe Dich in meinem Zelte aus.“

„Habe Dank, o Scheich, für Deine Freundlichkeit“, entgegnete ich ebenso ruhig und gemessen. „Es freut mich, daß Du meinen Namen schon gehört hast.“

„Der Mut Deiner Kühnheit ist Dir schon vorausgeeilt, und wir freuen uns, Dich in unserer Mitte zu haben.“

Wie sollte ich diese Begrüßung nehmen? Konnte ich mich sicher fühlen, oder mußte ich auf der Hut sein?

Die Worte klangen sehr zweideutig. Aber was hätte es mir nützen können, wenn ich an der Aufrichtigkeit derselben zweifelte?

Hier galt es, der Sache kühn die Stirne zu bieten.

Ruhig und gelassen sah ich mich nochmals im Kreise um. Ich bemerkte zwar ernste, wetterfeste, aber keineswegs unfreundliche Gesichter.

Daß diese Krieger äußerst rauflustig waren, daran zweifelte ich keinen Augenblick, aber dies hatte ich schließlich von den meisten Stämmen zu erwarten.

Wir traten in das Zelt. Es war höchst einfach eingerichtet und zeigte keinerlei Luxus.

Mit ernster Würde ließe sich Scheich Jusuff nieder und aß mit uns frische Datteln und Brot.

Dabei brachte er das Gespräch auf die rechtzeitige Hilfe, welche wir den bedrängten Frauen hatten angedeihen lassen.

Diese kleine Sache schien uns der Scheich zu meiner Überraschung sehr hoch anzurechnen.

Ich ergriff die Gelegenheit freudig beim Schopfe und steuerte scharf auf mein Ziel los.

Sobald es anging, wandte ich mich an ihn mit den Worten:

„Ich bin sehr erfreut über Dein gütiges Entgegenkommen, o Scheich, umsomehr, als ich mit der Absicht hierher kam, Dir eine große Bitte vorzutragen.“

Gespannt schaute Jusuff auf.

„Eine Bitte? An mich? So sprich. Steht die Erfüllung in meiner Macht, so ist sie Dir schon gewährt.“

Schlicht und einfach, im Tone der Selbstverständlichkeit, sprach er diese Worte. Ich hatte mir den Verkehr mit den Bewohnern der Sandwüste tatsächlich etwas gefährlicher vorgestellt und fand zu meiner Freude, daß ich mich hierin täuschte.

Allerdings muß ich gestehen, daß ich dieselben nicht zu meinen Feinden zählen möchte; denn wie ich später oft beobachten konnte, waren sie geradezu von beispielloser Tollkühnheit und spielten förmlich mit ihrem Leben.

Offen und klar erzählte ich nun dem Scheiche die ganze Sache, natürlich in möglichster Kürze.

Mit Interesse lauschte derselbe, und als ich geendet hatte und am Schlusse erklärte, die Bande sei ungefähr zwei Tagesreisen entfernt, stand er, ohne viel Worte zu machen, auf, und zum Zelteingang tretend, fragte er kurz:

„Wieviele Krieger wünschst Du?“

„Wenn sich mir acht bis zehn Mann anschließen wollen, so bin ich Dir dankbar!“

Bei diesen Worten ging er hinaus und ließ uns allein.

Verständnislos sah ich Omar an; denn die ganze Sache ging mir zu leicht und zu schnell.

Omar aber nickte mir lächelnd zu:

„Scheich Jusuff scheint Dir sehr zugetan zu sein. Ich bin überzeugt, er meint es ehrlich.“

Ich war noch nicht damit fertig, Link alles zu erklären, als der Scheich schon wieder eintrat.

Ein leises Lächeln huschte über sein Gesicht, als er sagte:

„Meine Krieger werden sich noch um die Ehre streiten, an Deiner Seite kämpfen zu können.“

Trotz Omars Versicherung, welche er mir vorhin gegeben hatte, stieg bei dem Lächeln Jusuffs und bei seinen Worten wieder neuer Zweifel in mir auf.

Ich wollte froh sein, wenn ich mit heiler Haut wieder davon kam.

Natürlich bot ich meine ganze Selbstbeherrschung auf, um diese Gefühle nicht merken zu lassen und zeigte mich ruhig und gefaßt.

Aber gleichsam, als durchschaue mich Jusuff und könnte meine Gedanken lesen, wandte er sich zu meiner nicht geringen Überraschung zu mir:

„Du kannst den Dich begleitenden Kriegern voll vertrauen. Dieselben sind ohne Falsch und mutig wie die Panther.“

Schnell erwiderte ich:

„Daran zweifle ich nicht, o Scheich, und werde mit Deiner Erlaubnis auch gleich aufbrechen, damit der Vorsprung der Verfolgten nicht zu groß wird.“

Die Antwort Jusuffs mußte mir jetzt Gewißheit geben, ob er es ehrlich meinte oder nicht, ob er mich zurückhalten oder anstandslos ziehen lassen würde.

Dieser aber bewegte zustimmend sein Haupt und entgegnete:

„Meine Krieger werden bald bereit sein, und ich will Dich nicht aufhalten, so sehr ich mich auch über Dein Hiersein freue. Doch erlaube, daß ich Dir vorher noch etwas Fleisch anbiete.“

Er ließ noch ein inzwischen vorbereitetes Mahl auftragen, und zum Essen brauchte

man uns nicht lange nötigen; denn am Hunger fehlte es nicht.

Als wir fertig waren, und ich aus dem Zelte trat, erwartete mich ein überraschender Anblick.

Mein Zoba'a war bereits vorgeführt, auch Links und Omars Pferd, und im Halbkreis herum standen zwanzig berittene Krieger, bereit, mir zu folgen.

Ich durfte natürlich keinen derselben zurücklassen; denn sie hätten es als Beleidigung aufgenommen.

Der Scheich blickte stolz auf die kräftigen Gestalten seiner Krieger, und auch ich dachte in meinem Innern: Wehe denjenigen, welche die Raublust oder den Haß dieser Männer herausfordern.

Mit herzlichem Danke verabschiedete ich mich von Jusuff, welcher mir, als ich schon im Sattel saß, noch zurief:

„Ich darf Dich wohl nach Vollendung Deines Vorhabens nochmals als Gast bei mir begrüßen?“

„Wenn es mir möglich ist, komme ich mit Deinen Kriegern wieder“, rief ich zurück.

Noch ein gegenseitiges Winken der Hand und fort sprengte ich an der Spitze der zwanzig Hadjiman, Link und Omar an meiner Seite.

Als wir die Stelle passierten, wo die Geier ihr schauerlichen Mahl gehalten hatten, war nichts weiter mehr zu sehen, als einige saubere Knochen, sowie mehrere Kleiderfetzen.

Schweigend ritten wir vorüber.

Wir durchstreiften nun eine Gegend, wohin bis jetzt noch kein Europäer seinen Fuß gesetzt hatte.

Rechts von uns dehnte sich die unermesslich große Sandwüste aus. Der Abendhimmel war in flammendes Rot getaucht. Ein heißer Wind wehte von dieser Seite herüber. Er schien uns wie eine Warnung vor dem Unterfangen, die Ruhe der Wüste zu stören und deren jungfräulichen Boden zu entweihen.

Gern hätte ich Fragen an meine Begleiter gerichtet, aber ich mußte befürchten, deren Vertrauen dadurch zu erschüttern.

Ich stellte mich sehr gleichgiltig. Diesem Umstande vielleicht war es am meisten zu verdanken, daß ich im Laufe des Gespräches hin und wieder Bemerkungen hörte, aus denen hervorging, daß inmitten dieser noch nicht erforschten Wüste prächtige Oasen sich befinden mußten, und ich nahm mir im Stillen vor, unter allen

Umständen früher oder später einmal mit Einsetzung meines Lebens in diese Wüste einzudringen.

Weiter und weiter sprengten wir.

Die Nacht brach herein.

Fahles Dämmerlicht herrschte über der Wüste.

Geheimnisvolles Flüstern schien zu uns herüberzudringen.

Ein eigentümliches Gefühl überkam mich, und es schien auch auf Links Gemüt zu lagern. Er hatte seinen Humor verloren.

Es zwang sich uns die Überzeugung von der Nähe einer höheren Macht auf.

Gleich wie sich die Majestät des Todes stets allen bemerkbar macht, so, aber noch überwältigender ist der Eindruck, den die Natur in ihrer Größe hervorruft, wenn man am Abend in der Wüste ist.

Man hat das Empfinden eines Kindes, welches von der Hand des Vaters geleitet werden muß.

Die tiefen Atemzüge Links ließen mich erkennen, daß auch er ausrufen möchte:

„O Mensch, wie bist Du doch so klein und schwach!“

Wir sprengten dahin, Gespenstern gleich.

Kein Wort wurde gesprochen. Die Tritte unserer Pferde waren in dem weichen, leichten Sande kaum hörbar.

So verging die Nacht. Der Morgen nahte. Ein leichtes Rosa färbte den Himmel.

Wie Wetterleuchten zuckte es am Rande desselben, neues Leben verheißend. Da schossen plötzlich und unvermittelt einige Strahlen der Sonne hinter dem Horizont hervor, eine ganze Feuergarbe folgte, welche einem prachtvollen Feuerwerke gleich in die Höhe geschleudert wurde und majestätisch hob sich der Sonnenball nach und nach am Himmel empor, alles mit seinem blendenden Lichte umflutend und die Wüste förmlich mit den sengenden, verzehrenden Strahlen umklammernd.

Anbetend sanken die Beduinen in den Staub und ich, ich mußte ihnen folgen. Nicht um die Sitte des Landes mit zu machen, nein, aus eigenem Antriebe. Meine inneren Gefühle zwangen mich dazu.

Trotz der Nacht hatten wir die Spur nicht verloren und nahmen die Verfolgung mit größtem Eifer wieder auf.

Heute noch mußte die Entscheidung fallen. Ich wollte alles Blutvergießen

vermeiden, den Trupp umzingeln und gefangen nehmen und dann die zwangsweise mitgeführten Mädchen oder Frauen befreien.

Aber plötzlich trat ein Umstand ein, welcher eine derartige Lösung von vornherein ausschloß.

Stunde auf Stunde war verronnen, als wir weit vor uns wieder Geier ihre Kreise ziehen und herab zur Erde stoßen sahen.

Man erschrickt fast immer, wenn man in der Wüste diese Vögel sieht; denn gewöhnlich wartet dann eine grausige Überraschung. Größtenteils sind es gestürzte Tiere, an deren Körper sich die Raubvögel laben, manchmal findet man aber auch die irdischen Überreste von Menschen, welche der Ermattung, oder auch der Habgier ihrer Mitmenschen zum Opfer gefallen sind und unter meuchlerischer Hand ihr Leben aushauchten.

Ich sandte einige Araber voraus, um die Ursache zu ergründen, welche die Geier angelockt hatte; denn der Ort lag etwas abseits von unserem Wege.

Als dieselben dort angekommen waren, hörten wir einen Wutschrei bis zu uns herüber klingen.

Von unbestimmter, trüber Ahnung getrieben, änderten wir die Richtung und sprengten nach der Gruppe zu.

Hier sah ich drei Beduinen am Boden liegen. Tot, grausam entstellt durch mehrere Wunden. Ihre Augen starrten anklagend und glanzlos zum Himmel empor.

Ein Schrei, der mein Blut fast zum Erstarren brachte, klang von den Lippen meiner Begleiter. Er war zwar aus vielen Kehlen, schien aber nur aus einem Munde zu kommen.

Nur einer von ihnen war abgesprungen und stand stumm dabei, mit eiserner Ruhe im Gesicht, während seine Augen in düsterer Glut auf einem der drei Toten ruhten, in dessen Brust noch ein Dolch steckte.

Diese starre Miene machte fast noch einen unheimlicheren Eindruck als die Gesichter der Ermordeten.

Alle waren unterdessen von ihren Pferden gestiegen, blieben aber in ehrfurchtsvoller Scheu in gemessener Entfernung von dem scheinbar vor sich Hinbrütenden stehen und schlossen einen weiten Kreis.

Endlich kam Leben und Bewegung in die Gestalt. Mit schnellem Griff zog er den Dolch aus der Brust des Getöteten.

Die blutige Waffe in die Höhe haltend, legte er die Finger der anderen Hand in die

nun offene Wunde, aus welcher wieder frisches Blut zu fließen anfang und sagte mit feierlicher Stimme:

„Allah höre meinen Schwur! Von jetzt an werde ich den Spuren der Mörder folgen. Ich werde nicht eher rasten noch ruhen, als bis der Letzte dieser Elenden von der Erde gleich giftigem Gewürm vertilgt wird!

Das Opfer fordert das Blut der Mörder und ich als sein Rächer werde dasselbe fließen lassen!

Allah gebe mir Kraft dazu!“

Wild und drohend schwang er den Dolch in der Luft. Dann steckte er denselben in seinen Gürtel und trat zurück.

Wehe den Tätern!

Ein Bluträcher hatte sich an ihre Fersen geheftet und ich wußte, daß derselbe ihnen folgen würde, auch wenn sie bis an das Ende der Welt flüchteten. Er würde den Schwur buchstäblich erfüllen, auch wenn dessen Ausführung die Zeit eines Menschenalters in Anspruch nehmen sollte und nicht eher rasten und ruhen, bis er den letzten der Verfolgten unter seiner Hand sterben sah.

Hier hinderte ihn niemand an seinem Vorhaben; denn der Bluträcher ist eine geheiligte Person und wird auch von den Feinden respektiert.

Mit mehr Interesse betrachtete ich jetzt den Mann, welcher die „tar“, d. h. Blutrache, aufgenommen hatte.

Er mochte noch nicht in der Mitte der zwanziger Jahre stehen und hieß Mabad. Seine scharf geschnittenen Gesichtszüge verrieten große Energie, der geschmeidige Körper Kraft und Gewandtheit.

Wir bemühten uns nun, die drei Toten einzuscharren, um sie vor den Geiern zu schützen. Diese bemerkten unsere Absicht und erhoben ein unzufriedenes Geschrei. Sie suchten näher und näher zu kommen, zogen ihre Kreise immer tiefer, so daß einer dieser Raubvögel sogar einmal meinen Kopf streifte.

Aber unverdrossen arbeiteten wir weiter und gruben so tief wie wir nur konnten, um den Tieren ein Ausscharren unmöglich zu machen; denn auch mit Hyänen mußten wir rechnen.

Nachdem einer der Araber noch ein Gebet aus dem Koran über dem Grabe gesprochen hatte, ritten wir still weiter.

An den Spuren schon sahen wir, daß niemand anderes als die von uns Verfolgten die Mörder sein konnten. Das mußte sich aber bald zeigen; denn waren dieselben

die Täter, so führten sie auch die Pferde der Getöteten mit sich.

„Die Ermordeten waren Stammesbrüder von Euch?“, wandte ich mich an den zunächst Reitenden.

„Ja, Herr!“, entgegnete dieser.

„Wie kamen dieselben hierher?“

„Der Scheich läßt die Umgebung des Lagers immer von kleineren Trupps abstreifen, damit wir nie von den Feinden überrascht werden.“

„So sind die drei Krieger wahrscheinlich auf die vor uns Befindlichen gestoßen und von diesen beraubt worden.“

„Es wird so gewesen sein, Herr“, antwortete finster der Hadjiman; dann fuhr er fort:

„Allah sei Dank, daß wir Dich begleiten durften; denn nun können wir die Gefallenen rächen!“

Vorbei war es durch diese Tat natürlich mit meinem Plane, nach welchem ich die Räuber ohne Blutvergießen in meine Hände zu bekommen glaubte.

„Mabad fand in dem Einen seinen Verwandten?“, frug ich weiter.

„Es war sein Vater!“, erwiderte er ernst.

Jetzt bewunderte ich diesen Mann, daß er solche Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hatte.

Nach und nach verfielen wir nun in immer schärfere Gangart, bis zuletzt unsere Pferde in vollem Galopp dahinsausten.

Die schwarzen Söhne der Wüste schienen, von grimmiger Rache angespornt, es kaum erwarten zu können, über die Flüchtlinge herzufallen.

Von einer Mittagspause war keine Rede.

In der glühenden Hitze, es mußten mindestens 45 Grad R. sein, stürmten wir dahin. Außer dem Schnauben der Pferde war nur von Zeit zu Zeit ein an dieselben gerichteter ermunternder Zuruf zu vernehmen.

Nur eine halbe Stunde machten wir Halt, als die Pferde zu sehr ermüdet waren; dann ging es wieder mit unverminderter Schnelligkeit weiter.

Der Tag ging zu Ende. Die Nacht bracht herein. Unser Ritt aber dauerte fort. Wir *mußten* diese Nacht noch mit den Verfolgten zusammentreffen.

Mitternacht war nahe, als wir plötzlich weit vor uns Schüsse fallen hörten, und verworrenes Geschrei, sowie das Getöse eines Kampfes, zu uns herüberschallte.

Wir waren am Ziele, darüber konnte kein Zweifel sein. Was aber bedeutete der Lärm?

Hier galt vorläufig kein großes Überlegen. Wir mußten drauf und dran. Überdies hätte mir auch alles Reden nichts genützt; denn mit wildem Jauchzen stürmten die Hadjiman jetzt dahin.

Wehe dem, der es wagte, sich ihnen in den Weg zu stellen; er würde unbarmherzig niedergetreten und zermalmt.

Mir blieb nur noch Zeit, mit lauter Stimme zu rufen:

„Schonet die Mädchen und Frauen! Sie tragen Männerkleider!“

Zweimal wiederholte ich den Ruf und suchte mit aller Gewalt der Lungen das wilde Jauchzen der vor Kampfbegierde aufgeregten Krieger zu übertönen.

Dann stob auch ich mit Zoba'a mitten unter den gleich schwarzen Teufeln vor grimmiger Freude heulenden Beduinen dahin.

Gleich einem Wirbelwinde brausten wir fort. Vor uns blitzten Lagerfeuer auf.

Ich bemerkte nur einen unbeschreiblichen Wirrwarr, ein tolles Durcheinander.

Verzweifelt kämpften eine große Anzahl Männer gegen auf sie eindringende Beduinen, welche eine Mauer zwischen uns und den Bedrängten, in denen ich die von uns Verfolgten erkannte, bildeten.

Beide Parteien sahen, im Kampfe einhaltend, entsetzt auf die gegen sie anstürmende Schar. Dieser Augenblick der Überraschung und Unentschlossenheit genügte, um uns die Oberhand zu verschaffen.

Mit furchtbarem Kriegsgeschrei, welches mehr einem Geheule glich, stürzten sich die Hadjiman mitten unter die Kämpfenden, alles niederschlagend. Sie machten zwischen den vor uns erschienen Angreifern und Verteidigern keinen Unterschied.

Die Ermordung der drei Stammesgenossen schien ihnen die Besinnung geraubt zu haben. Das war kein Kampf mehr, das war nur noch ein Schlachten.

Gleich beim Anpralle hatte ich Omar und Link an meiner Seite gesehen.

Ihnen schrie ich zu:

„Schützt die wehrlosen Frauen!“ und mit dem Rufe:

„Mir nach!“, gab ich Zoba'a einen kräftigen Schenkeldruck.

Mit drei mächtigen Sätzen des aufgeregten Tieres war ich mitten im Lager und erspähte die armen Mädchen, dicht in einer Ecke zusammengedrängt, wo sie sich zitternd und weinend auf den Boden geworfen hatten.

Link und Omar waren mir gefolgt und wir stellten uns schützend vor die Bedauernswerten.

Während um uns herum der Kampf tobte, suchte ich sie mit einigen Worten zu beruhigen.

Schritt für Schritt wurden die Freunde Husseins jetzt nebst ihren Feinden von den wütenden Hadjiman zurückgedrängt, gerade auf uns zu.

Die Letzteren mußten ihre Kräfte noch zersplittern, da sich ihnen auch die vor uns erschienen Beduinen, die ersten Angreifer des Lagers, entgegenstellten.

Plötzlich gewahrten wir, daß diese uns unbekanntem Araber nach beiden Seiten auseinanderstoben und, von panischem Schrecken ergriffen, flohen.

Nun konnten sich die Hadjiman mit voller Wucht auf die Freunde Husseins werfen und der Kampf war schon so gut wie entschieden.

Da rief eine verzweifelte Stimme aus der Mitte der Bedrängten:

„Zurück! Zurück! Wir sind verloren!“

Eine zweite Stimme kreischte in höchster Angst:

„Flieht! Flieht!“

Mitten in diesen Wirrwarr hinein aber ließ sich ein gebieterischer Ruf vernehmen:

„Halt! Ehe Ihr flieht, tötet zuerst die Frauen!“

Dies war alles in türkischer Sprache gerufen worden. Unmittelbar darauf stürzten auch schon eine Anzahl Männer heran.

Niemand hatte uns bisher mitten im Kampfe bemerkt, da wir uns im Rücken der Feinde befanden.

„Zurück!“, schrie ich jetzt donnernd den Elenden entgegen, welche die bedauernswerten Mädchen töten wollten.

Gleichzeitig schoß ich, sowie Omar und Link mitten unter die Andrängenden.

Dann rief ich so laut es möglich war:

„Hierher! Ihr tapferen Krieger der Hadjiman! Rettet die Mädchen und rächt Eure Brüder!“

Ein wildes Jauchzen war die Antwort.

Verblüfft schreckten die auf die Frauen Eindringenden bei meinem Rufe zurück. Heillose Verwirrung richteten unsere unvermuteten Schüsse an.

Dann aber entstand ein heißes Ringen, während welchem wir nur mit Mühe unseren Stand vor den Mädchen behaupten konnten.

Endlich waren einige Beduinen bis zu uns vorgedrungen und stellten sich an meine Seite. Nun wurde der Rest der Räuber förmlich zwischen uns aufgerieben.

Einem jedoch war es gelungen, sich auf sein Pferd zu werfen und zu fliehen. Aber auch nur einem Einzigen. Alle anderen waren getötet oder schwer verwundet.

Als sich der Tumult etwas gelegt hatte, und ich alles überblicken konnte, bemerkte ich, daß drei der Unseren tot und viele verwundet waren.

Wir hatten im Anfang einer größeren Übermacht gegenübergestanden, denn mindestens fünfundzwanzig bis dreißig Mann waren es gewesen, welche vor uns das Lager angegriffen hatten und die sich uns ebenfalls entgegenwirken, ehe sie flohen.

Aber der Ansturm der wutentbrannten Hadjiman war auch ein furchtbarer.

Heute noch denke ich mit Grausen an das wilde Jauchzen dieser Wüstensöhne, welches um mich herum tobte, als wir wie ein Wirbelwind, oder besser, wie ein schlagendes Wetter in das Lager hineinsausten, mitten unter die Feinde, ohne zu wissen, wie viel wir vor uns hatten, ohne darnach zu fragen, ob wir mitten unter einen zehnfach stärkeren Gegner sprengten, einzig von dem Gedanken beseelt, Rache zu nehmen für den hinterlistigen dreifachen Mord.

Die drei Pferde der Gefallenen befanden sich unter den im Lager befindlichen. Die Hadjiman hatten dieselben sofort erkannt.

Jedenfalls konnte der Bluträcher mit der Arbeit zufrieden sein und ich suchte ihn mit den Augen, um seine Gesichtszüge zu beobachten.

Aber ich sah ihn nirgends!

Ich zählte nochmals meine Begleiter, dann die Toten und richtig, — es fehlte ein Mann.

Ich erkundigte mich bei jedem Einzelnen, konnte aber nichts erfahren. —

Endlich besann sich Einer, er trat zu mir und erklärte, daß Mabad demjenigen nachgesprengt sei, welchem es gelungen war, die Flucht zu ergreifen.

„Warte nicht auf den Rächer“, setzte er hinzu, „dieser darf und wird nicht

zurückkehren, als bis er auch diesen Letzten erreicht und vernichtet hat.“

Nun wandte ich mich zu der noch immer zitternden Schar der Mädchen.

„Fürchtet Euch nicht“, sagte ich freundlich, „wir wollen Euch nichts Böses tun, sondern sind gekommen, Euch von Euren Peinigern zu befreien.“

Keine Antwort erfolgte.

Alle aber sahen mich mit großen Augen an, da ich in türkischer Sprache zu ihnen redete.

Ich fuhr fort:

„Versteht Ihr die türkische Sprache nicht?“

Da stand Eine von den Mädchen auf, trat zu mir, küßte, sich verneigend, mein Kleid, und sagte:

„Wir verstehen Dich, o Herr; denn Du sprichst die Sprache unseres Landes, obgleich Du kein Araber bist. In den letzten Tagen jedoch haben wir das Sprechen fast verlernt; denn wir wurden geschlagen, sobald nur ein einziges Wort von unseren Lippen kam.“

„So seid Ihr froh, daß wir Euch befreien?“

„Wir sind glücklich darüber, o Herr!“

Jetzt rief ich in deutscher Sprache zu den Mädchen hinüber:

„Ist jemand unter Euch, der die deutsche Sprache versteht?“

Alles blieb still.

Ich war enttäuscht, frug aber dessen ungeachtet in französischer Sprache:

„Est—ce—qu’il y a peut—être entre vous une Européenne?“

Wieder keine Antwort.

In meiner Bestürzung wandte ich mich an diejenige, mit welcher ich zuerst gesprochen hatte, wieder in türkischer Sprache:

„Frage doch einmal, ob eines dieser Mädchen dort vor einigen Wochen mit der Spitze eines Stück Holzes Worte auf Papier geschrieben hat.“

Während die Beauftragte Umfrage hielt, trat Link zu mir und sagte ebenfalls erstaunt:

„Nanu? Die Gesuchte ist wohl gar nicht dabei?“

„Ich weiß selbst nicht, was ich denken soll“, war meine etwas mißmutige Antwort.

Da trat das Mädchen wieder zu mir:

„Von uns ist es Keine gewesen, o Herr; aber einige haben gesehen, daß Fatime mehrmals auf ein Stück altes Papier mit Holz Formen einkratzte.“

„Wer ist Fatime?“, frug ich erregt.

„Fatime war gelehrt. Sie konnte schreiben und lesen, sprach auch mit den Zungen anderer Völker, gerade wie Du, o Herr!“

„Wo ist sie denn?“, erkundigte ich mich ungeduldig.

„Sie ist nicht mehr bei uns!“

Himmel, das Reden mit einer Orientalin konnte mich in Verzweiflung bringen. Deshalb drängte ich ungestüm weiter:

„So sage mir doch endlich, was mit ihr ist! Ist sie tot?“

„Nein, o Herr, sie ist verkauft!“

„V e r k a u f t?“, entgegnete ich gedehnt.

„Ja Herr, verkauft. Sie hat viel geweint, trotzdem sie, wie es schien, einen guten Herrn bekam.“

„Mädchen, besinne Dich!“, sagte ich nun erregt. „Besinne Dich genau, hat Hussein Fatime verkauft?“

„Nein! Hussein war nicht mehr da. Er ritt im Gebirge einmal fort und kam nicht wieder. Einige Tage darauf wurde Fatime verkauft an einen reichen Herrn. Fatime war schön und unsere Wächter wollten sie gerne los sein.“

Ich überlegte. Das konnte stimmen! Den Zettel hatte ich unweit des Ortes gefunden, wo Hussein verunglückte.

Husseins Freunde mochten einsehen, daß sie nun wegen dem einen Mädchen verfolgt würden und verkauften dieselbe, damit man sie bei Ihnen nicht fände.

„Warst Du dabei, als Fatime verkauft wurde?“, begann ich nun wieder. Ich mußte suchen, so viel als möglich zu erfahren; vielleicht gab es doch einen Anhaltspunkt.

„Ja, Herr, wir alle mußten uns dem fremden Herrn zeigen, er kaufte aber nur Fatime.“

„Hast Du gar nichts gehört? Keinen Namen? Keinen Ort?“

„Nein, o Herr, aber ich werde einmal die Anderen fragen“, erwiderte sie und eilte zu ihren Gefährtinnen, eifrig mit ihnen sprechend.

Bald kam sie erfreut zurück und sprach:

„Ja, o Herr, es ist von A d j e i r gesprochen worden!“

„Von Adjeier? Weißt Du das genau? War es vielleicht A d j e r?“

Zweifelnd sah sie mich an.

„O Herr“, sagte sie in betrubtem Tone, „so genau weiß ich es nicht. Es klingt eins bald so wie das andere.“

Ich hielt mich nicht lange bei diesem Punkte auf, sondern war froh, wenigstens etwas erfahren zu haben.

Adjer ist ein Ort an der Küste der Bahrain—Bai, der gleichnamigen Insel gegenüber und nordöstlich von El Hofuk, Hauptstadt der Provinz El Hasa.

Adjeir dagegen ist ein kleinerer Ort an derselben Bai, südöstlich von El Hofuk.

„Hat Fatime nie mit Euch gesprochen?“

„Gewiß, o Herr, so lange wir noch reden durften, hat sie uns viel von fremden Ländern erzählt.“

„Hat sie Euch nie gesagt, daß ihr Name ein anderer als Fatime sei?“

„Auch das, o Herr, aber den Namen konnte ich nicht bei mir behalten.“

„Wirst Du ihn erkennen, wenn ich ihn Dir sage?“

„Ich glaube, o Herr“, erwiderte sie nachdenklich. „Er war so ganz anders, als die Namen in unserem Lande.“

Nachdem ich ihr einige Zeit zum Überlegen gegeben hatte, sagte ich nachdrücklich:

„War es vielleicht E l i s a b e t?“

Verständnisvoll leuchtete es in ihren Augen auf. Dann rief sie freudig:

„Ja Herr, so, genau so war es, ich habe es vielmal gehört!“

„Es ist gut“, sagte ich freundlich, „dich danke Dir.“

Nach diesen Worten wollte ich mich abwenden und zu meinen Begleitern treten,

welche sich mit den Gefallenen beschäftigten.

„O Herr!“

Bittend rief eine Stimme diese Worte mir nach.

Schnell wandte ich mich um und sah die Sprecherin von vorhin noch auf derselben Stelle stehen.

Flehend hielt sie ihre dunklen Augen auf mich gerichtet.

Sie war, wie auch die übrigen sieben, kein unschönes Mädchen, und konnte kaum achtzehn Jahre zählen.

Freundlich näherte ich mich ihr:

„Hast Du noch einen Wunsch?“

Lange stand sie verlegen und verwirrt da. Abendländische Höflichkeit setzt die an solche nicht gewöhnten Orientalinnen schnell in Verwirrung.

Endlich hob sie ihre Augen und frug:

„Was wirst Du mit uns beginnen, o Herr?“

Jetzt wurde ich durch diese einfache Frage in Verlegenheit gesetzt. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.

Allerdings!

Was sollte aus den Mädchen nun werden? Dieselben konnten doch nicht allein weiterreisen?

Verblüfft schaute ich die vor mir Stehende an.

Schüchtern fuhr diese jetzt fort:

„O Herr, wenn Du uns bei Dir behalten wolltest! Wir würden Dir gewiß alle treu und ergeben dienen. Du bist so freundlich. Willst Du unser Gebieter sein?“

Diese Worte kamen so naiv und selbstverständlich heraus, daß ich im ersten Moment wie versteinert dastand.

Ich war starr.

Die Haare standen mir ordentlich zu Berge bei dem Gedanken, daß ich auf einmal acht Frauen bekommen sollte. Der Schreck fuhr mir in alle Glieder.

Doch nur vorübergehend währte diese Lähmung, dann hätte ich plötzlich lauf

aufklachen mögen bei dem Gedanken:

„Was würden meine Bekannten dazu sagen, wenn ich auf einmal bei meiner Heimkehr mit acht Frauen angerückt käme?“

Den Spaß müßte ich mir eigentlich erlauben!

Aber als ich einen Blick auf die vor mir Stehende wart, lachte ich nicht; denn ich sah, daß dieselbe es ernst meinte und ja nach orientalischer Ansicht recht hatte.

Beruhigend antwortete ich daher:

„Verzage nicht, armes Kind, ich werde für Euch alles tun, was in meinen Kräften steht.“

Dann trat ich zu Link und erzählte ihm den Vorgang. Dies war nun ganz nach dessen Geschmack.

„Ich werde diese türkischen Damen doch etwas näher ansehen“, entgegnete er schmunzelnd, „vielleicht ist eine dabei, welche ich mit nach Wien nehme!“

„Nehmen Sie doch alle acht!“, schlug ich ihm vor.

„Hm, wenn ich nicht erst Mohammedaner zu werden brauchte, wäre ich gar nicht so abgeneigt“, bekannte er offen.

Jetzt erst sah ich mir die Verwüstung im Lager etwas näher an.

Es war gut, daß mir Scheich Jusuff zwanzig Mann mitgegeben hatte; denn das Lager hatte zu meiner Überraschung siebzehn Mann beherbergt, von denen sechzehn auf der Wahlstatt lagen, einer aber entflohen war.

Doch dieser Letzte würde nicht weit kommen, da Mabad sich schon an seine Fersen geheftet hatte.

Von den geflohenen Beduinen, welche vor uns das Lager plündern wollten, war Keiner getötet.

Auf mein Befragen erfuhr ich, daß die mir beigegebenen Krieger die geflüchteten Beduinen als Ghasari erkannt hatten, deren Weideplätze sich an der Grenze der Wüste bis zum Djebel Okdat ausdehnten.

„Wir haben von diesen nichts zu fürchten“, ergänzte der mir Bescheid gebende Araber. „Die Ghasari wagen unseren Stamm nicht anzugreifen.“

Aus diesem Grunde beschlossen wir, den Rest der Nacht ruhig im gleichen Lager zu verbringen und erst am Morgen den Heimweg anzutreten.

Die Hadjiman hatten ihre toten Gefährten begraben, waren aber nicht zu bewegen,

auch die gefallenen Feinde vor den Geiern und Hyänen zu schützen.

Alles, was gefunden wurde, ging natürlich in den Besitz der Krieger über und wurde mitgenommen, deshalb nahm der Rückweg mehr als noch einmal so viel Zeit in Anspruch, als wir auf dem Herwege gebraucht hatten.

Fast schlaflos verbrachte ich die beiden Nächte und grübelte darüber nach, welche Schritte ich nun noch zur Auffindung Elisabeths eventuell tun könnte. Aber alle schienen mir aussichtslos. Und doch durfte ich das Suchen nicht ohne Weiteres aufgeben und einstellen. Ich mußte wenigstens in den zwei genannten Orten Erkundigungen einziehen.

Aber nach wem und unter welchem Vorwande?

Ich wandte mich an die Mädchen und saß bald die halbe Nacht bei ihnen, bis es mir endlich gelungen war, eine ziemlich genaue Beschreibung der Person des Läufers zu erhalten.

An Hand dieser Angaben nun traute ich mir schon zu, den Betreffenden bei einer Begegnung zu erkennen.

Als wir endlich wieder im Lager anlangten, zeigte Scheich Jusuff bei der Begrüßung eine ehrliche Freude darüber, daß ich nochmals sein Zelt aufsuchte und lud mich ein, längere Zeit bei ihm zu verweilen.

Die Einladung klang um so verlockender, da er mir einen Ritt in die Wüste in Aussicht stellte.

Die Hoffnung auf ein Wiederfinden Elisabeths war nun so gering, daß ich die Einladung annahm und mich vor allen Dingen einige Tage einmal ausruhen und erholen wollte. Dies war ich schon Link schuldig, dem man die Ermattung wohl ansah, trotzdem er es nie zugegeben hätte.

So vergingen die ersten Tage in träger Ruhe. Die befreiten Mädchen waren einigen arabischen Frauen zugeteilt worden, denen sie bei der Arbeit zur Hand gehen konnten. Sie hatten sich schnell eingelebt und schon nach vier Tagen konnte ich mich überzeugen, daß sich dieselben gar nicht wieder fortsehnten.

Scheich Jusuff hatte endlich den Tag des Aufbruches zum Ausfluge in die Wüste bestimmt und wir mußten bei dieser Tour Kamele benützen.

Damit Link nicht in Verlegenheit kam, wollte ich ihm während der zwei Tage, die uns noch Zeit blieben, das Reiten auf dem Kamele und dessen Behandlung beibringen.

Zu diesem Zwecke wanderten wir eines Morgens vor das Lager und ließen zwei gute Reittiere vorführen.

Link lachte mich aus, warf sich stolz in die Brust und sagte etwas beleidigt:

„Was glauben Sie denn eigentlich vor mir? Ich werde doch als guter Reiter mit einem Kamele fertig werden?“

Ich bezwinde das feurigste Pferd, also werde ich wohl ohne Mühe und große Übung auf so einem Wüstenschiffe gondeln können!“

„So machen wir wenigstens einmal einen kleinen Spazierritt“, suchte ich ihn zu beruhigen.

„Gut! Abgemacht! Aber Sie werden staunen!“, entgegnete er nun schnell wieder zufriedengestellt.

Aber das Erstaunen sollte an dem braven Link sein, wie er bald erfahren mußte.

Die Tiere hatten sich bereits niedergelassen und der uns behilfliche Araber reichte uns jedem einen leichten Stock.

Verwundert schaute mich mein Freund an:

„Was soll ich mit dem Stocke? Ich brauche doch auf meinem Kamele keinen Spazierstock. Oder doch?“

„Gewiß“, entgegnete ich, „wir müssen einen Stock haben.“

Befriedigt kletterte er hinauf.

Bald saß er vergnügt oben und gab sich eine imponierende Haltung. Der Araber sollte jedenfalls Achtung vor seinen Leistungen erhalten.

Fröhlich rief er mir zu:

„Na, jetzt bin ich auf der Höhe und komme so bald nicht wieder herunter. Hier sitzt sich's ganz gemütlich!“

Inzwischen war auch ich aufgestiegen und ließ mein Tier aufstehen.

Unaufgefordert folgte das andere dem Beispiele.

Ich hörte Link noch vergnügt in die Morgenluft schmettern:

„Komm herab, o Madonna Theresa — — —“

Hier brach der Gesang jäh ab.

Ich schaute nach meinem Freunde, aber — — — ich sah wohl sein Kamel in der größten Gemütsruhe neben dem meinen stehen, der vor wenigen Sekunden noch stolz auf dem Höcker thronende Link war jedoch verschwunden, als wenn ihn ein

Wirbelwind weggeweht hätte.

Da bemerkte ich ihn endlich vor dem Kopfe seines Tieres auf dem Boden mit kläglichem Gesichte sitzen.

Link und sein Kamel schauten sich beide höchst verdutzt an. Jedenfalls konnte Letzteres nicht begreifen, warum sein Herr wieder so schnell herunter war und sich vor ihm auf die Erde setzte.

Link dagegen mochte überhaupt noch nicht wissen, was eigentlich geschehen war und wunderte sich, daß plötzlich der Kopf seines Kameles vor ihm auftauchte und die Augen desselben ihn mitleidsvoll anlotzten.

„Zum Kuckuck, Link! Was machen Sie denn da unten?“, frug ich lachend. „Ich denke, Sie beabsichtigten einige Stunden hier oben zu verbringen? Haben Sie etwas vergessen oder gar verloren?“

Anfangs hörte er gar nicht auf meine Worte. Die starren Augen seines Tieres schienen ihn förmlich hypnotisiert zu haben; denn er konnte seinen Blick gar nicht von dem vor ihm schwebenden Kamelhaupt abwenden. Endlich blickte er fassungslos zu mir auf.

„Verlo—lo—loren?“, stammelte er, „das ist wohl möglich; denn von meinem Verstande scheint die Hälfte weg zu sein. Wenigstens kann ich mir nicht erklären, wie ich eigentlich hierher gekommen bin. Ich war doch — — — — Ei Du Teufelsvieh!“, unterbrach er hier plötzlich seine Rede und schoß nach rückwärts einen höchst drolligen Purzelbaum, nach welcher Kunstleistung er sofort auf den Beinen stand und sich den Mund mit dem Ärmel abwischte.

„Unverschämtes Tier!“, brüllte er wutschnaubend das arme Kamel an.

Dasselbe hatte weiter nichts getan, als ihn, da er während seiner Rede immer noch ruhig am Boden sitzen blieb, neugierig angeschnuppert und war dabei etwas nahe mit der überaus weichen, nicht immer sauberen Nase an Links Mund gekommen.

Dieser hielt nun dem aufmerksam zuhörenden Kamele einen langen Vortrag über Anstand und Höflichkeit. Durch die Geduld des Tieres wurde er bald wieder besänftigt und klopfte ihm dann begütigend auf den Hals.

„Na, na, Kamerad!“, rief er ihm zu. „Gräme Dich nicht zu sehr, ich bin manchmal etwas heftig.“

Im Stillen war ich schlecht genug, dem armen Freunde diese kleine Lehre zu gönnen. Nun aber erklärte ich ihm, wie man sich beim Aufstehen der Tiere zu verhalten habe.

„Wenn sich das Kamel erhebt, so stellt es sich zuerst auf die Hinterfüße, und da

dieselben sehr hoch sind, die Vorderfüße dagegen in kniender Lage verbleiben, so muß der Reiter naturgemäß einen kolossalen Schwung nach vorne erhalten. Wirft er also den Körper in dem Momente nicht so weit als möglich nach hinten, so muß er selbstverständlich in elegantem Bogen über den Kopf des Tieres zur Erde stürzen, ehe dasselbe sich auf die Vorderfüße erhebt. Ich würde Ihnen dies alles gesagt haben“, schloß ich meine Rede, „wenn Sie mich vorher nicht ausgelacht hätten.“

Mißtrauisch sah Link sein Kamel nochmals an, während sich dasselbe niederlegte. Dann kletterte er aber tapfer mit wahrer Todesverachtung wieder hinauf.

Diesmal ging es ganz famos und auch der darauf folgende kleine Spazierritt bekam Link ausgezeichnet.

Er war wieder vorzüglicher Laune, blinzelte mich schalkhaft an, und mit einem Blick auf mich und mein Tier neckte er:

„Hätte gar nicht gedacht, daß sich zwei Kamele so gut zusammen vertragen!“

„Wie meinen Sie das?“, rief ich scheinbar entrüstet.

„Nun“, sagte er begütigend, „ist es nicht anerkennenswert, wie Ihr Tier und das meinige so friedlich und ohne Zank neben einander traben?“

Scherzend drohte ich mit dem Stocke.

„Ich habe Sie wohl verstanden! Soll ich Sie zur Strafe einmal absitzen lassen? Sie werden sehen, daß Kamele auch wild werden können!“

Dabei machte ich eine Bewegung, als ob ich sein Tier schlagen wollte.

„Halt!“, schrie Link erschreckt. „Ich habe genug von dem einen Male. Lassen Sie mich wenigstens erst herunter!“

Er machte wirklich Miene, herunterzurutschen. Aber ich wehrte ab und lachte:

„Es fällt keinem Kamele ein, wegen einem Schlage wild zu werden, bleiben Sie unbesorgt sitzen.“

Den nächsten Tag versuchten wir nochmals einen Ritt, welcher ohne jeden Zwischenfall ablief.

10. Roba'a el Chaly.

Am andern Abend ging es hinaus in die Wüste, welche in unheimlicher Stille, aber doch auch lockend und anziehend wie ein großes Geheimnis vor uns lag.

Dreißig Mann hatte Jusuff als Begleiter mitgenommen, alle auf Kamelen sitzend. Einige Tiere waren mit Wasservorräten und andere wieder mit Speisen aller Art und Zelten beladen.

Wir waren schon mehrere Stunden geritten. Der Mond goß sein silbernes Licht über das Land und man konnte fast alles so genau wie am Tage unterscheiden.

Die Gangart war schärfer, als diejenige, welche ich mit Link geübt hatte, und nun wurde der arme Körper meines Freundes tüchtig durcheinander geschüttelt.

Link hielt sich aber tapfer an meiner Seite und biß fest die Zähne zusammen.

Endlich stöhnte er:

„Sind die Menschen denn verrückt geworden?“

„Halten Sie aus, Link!“, raunte ich ihm zu, „zeigen Sie keine Schwäche.“

Weiter und weiter ging es, wie eine Geisterkarawane.

Ich verlor meinen Freund nicht mehr aus den Augen und bemerkte, daß sein Gesicht immer länger und länger wurde. Mein armer Link war richtig seekrank geworden durch das Schütteln des Kameles. Das wurde seinem Magen etwas zuviel und derselbe rebellierte.

Aber mit unerschütterlicher Ruhe trabte das Tier den einmal angenommenen Gang weiter.

„Entsetzlich!“, stöhnte Link.

In seiner Angst begann er an dem Stricke zu zerren in der Meinung, damit sein Kamel zügeln zu können wie ein Pferd.

Dies war aber gerade das Unrechtteste, was Link tun konnte; denn kaum fing er an zu ziehen und zu zerren, als das Kamel der Weisung folgend immer schneller und schneller lief und zuletzt mit dem vor Entsetzen keines Wortes mehr fähigen Link wie rasend dahinstürmte.

Ich hielt mich anfangs an seiner Seite und sah meinen Freund vor Schreck und Verwunderung mit aufgerissenen Augen wie anklagend und vorwurfsvoll auf das weit vorgestreckte Haupt seines Renners starren.

Die Ohren Links schienen den rasenden Lauf noch unterstützen zu wollen und bewegten sich gleich Flügeln an seinem Kopfe hin und her.

Bei diesem Anblicke mußten selbst die ernstesten Araber in heiteres Gelächter ausbrechen.

„Link! Link!“, schrie ich jetzt dem vor mir Herschießenden zu, „schlagen Sie ihrem Tiere mit dem Stocke leicht auf den Kopf und lassen Sie die Leine ganz locker!“

„Ich werde mich hüten!“, brüllte er erobert zurück, „daß die Bestie noch schneller läuft.“

Weiter und weiter sauste er, unter dem schallenden Lachen der Beduinen.

Ich hinter ihm her. Da hörte ich plötzlich einen eigentümlichen Ton aus Links Brust kommen und bald darauf schüttete der gequälte Magen erzürnt seinen ganzen Inhalt über den Hals des Kameles aus. Er wollte jedenfalls für einen so tyrannisch veranlagten Herrn nicht mehr arbeiten.

Link stöhnte und ächzte.

Nun rief ich nochmals laut und energisch:

„So nehmen Sie doch Vernunft an, Link! Befolgen Sie meinen Rat und schlagen Sie, sonst kommt Ihr Kamel erst wieder an der Küste des arabischen Meeres zum Stillstand!“

„Schlagen! Schlagen und locker lassen!“, rief ich nochmals.

„Ja schlagen. Ich — kann — nicht“, tönte es ersterbend zurück, „ich habe — meinen — Steck — verloren!“

Das fehlte nun gerade noch.

Ich ließ mein Tier weit ausgreifen und endlich gelang es mir, wieder an seine Seite zu kommen. Schnell nahm ich ihm die Leine aus den Händen, ließ dieselbe ganz locker und schlug mit meinem Stocke leicht auf den Kopf seines Kamels.

Sofort verfiel dieses in ein mäßigeres Tempo und nach und nach in ruhigeren Schritt.

Mein Freund sprach noch nicht. Sein Gesicht hatte die Farbe eines alten, grauen Gemäuers.

„Dieses Vieh hat den leibhaftigen Teufel im Leibe“, preßte er endlich mühsam hervor. „Ich dachte nicht anders, als daß es mich geraden Weges in die Hölle schleppte. Dieser Satan.“

Dabei entriß er mir den Stock und schlug seinem Kamele einige Male nicht gerade zärtlich auf den Kopf.

Pardauz! Da kollerte mein lieber Freund aber auch schon im Sande, mit den Beinen in der Luft vergebens nach einem Halte suchend.

Das war die Strafe für seine Untat.

Er hatte ein vorzüglich dressiertes Tier gehabt, aber erst in seiner Angst und dann in seinem Zorn vergaß er alle meine Ratschläge und behandelte es falsch.

Zieht man an der meist mit einem Dorne versehenen Leine, so läuft das Kamel immer schneller, läßt man dagegen die Leine wieder locker und schlägt leicht auf dessen Kopf, so mäßigt es das Tempo. Bei anhaltenden und stärkeren Schlägen legt es sich nieder.

Das Versehen lag daher nur an Link und beim plötzlichen Niederlegen purzelte er natürlich sofort wieder in den Sand.

Mein Freund war nun nicht wenig verlegen, als er unter dem Gelächter der inzwischen herangekommenen Beduinen, wieder auf den unfreiwillig verlassenen hohen Sitz kletterte.

Ich konnte nicht unterlassen, ihn ein wenig zu necken und rief ihm zu:

„Es wundert mich eigentlich, lieber Link, daß Sie schon wieder aufsteigen. Der Eile Ihres Absteigens nach mußte ich glauben, Sie hätten mehr Bedürfnis zur Ruhe!“

Was er mir antwortete, konnte ich nicht verstehen. Es klang nur ein grimmiges Brummen zu mir herüber.

Von nun an aber behandelte er sein Tier wieder vorsichtiger, und der Ritt ging ohne Unterbrechung weiter. Wir hatten den Nachmittag vorher im Lager geruht und konnten so ohne etwaige Überanstrengung die Nacht zum Vorwärtskommen benützen.

Der Sonnenaufgang war am Morgen noch imposanter, als wie ich denselben schon einmal geschildert habe.

Die Wüste dehnte sich nicht etwa in endloser, ebener Fläche vor uns aus. O nein. Es reihte sich fast Hügel an Hügel, manche sogar von ganz beträchtlicher Höhe.

Jusuff aber erklärte mir, daß diese Bodenerhebungen nichts als trügerischer Flugsand sei.

Kurz bevor die Sonne den Zenith erreichte, machten wir Halt und rasteten ungefähr vier Stunden, um die größte Hitze vorüberzulassen.

Der Sand war glühend heiß. Er brannte durch die Sohlen hindurch.

Eine Anzahl Zelte wurden errichtet, in welchen wir schliefen. Das heißt, schlafen wollten; denn es blieb nur beim Wollen. An stärkenden Schlaf war bei dieser unerträglichen Glut nicht zu denken. Wir fühlten uns nach dieser Ruhe wie zerschlagen und müder als vorher.

So setzten wir den Ritt fünf Tage lang fort, nur mit kurzen Unterbrechungen am Mittag und um Mitternacht.

Link hatte seine Seekrankheit bald überwunden und ritt nun wieder tapfer mit darauf los.

Die Hitze wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Eine derartige Höhe der Temperatur hatte ich in der Tat noch nicht durchgemacht. Dieselbe ist in der Roba' a el Chaly (Sandwüste Dahna) geradezu unheimlich.

Der fünfte Tag neigte sich seinem Ende zu und die Sonne wollte bald untergehen, als Link plötzlich einen Schrei der Überraschung ausstieß und die stockbewehrte Hand weit vorstreckte.

Im gleichen Augenblicke ließ auch ich einen Ruf der Freude hören; denn am Horizont vor uns tauchte eine prächtige Oase auf. So klar und deutlich, daß wir wähten, es wären nur noch wenige Stunden bis dahin zu reiten.

Es ist nicht schwer, sich eine kleine Vorstellung zu machen, was dieser Anblick in Link und mir für Gefühle erweckte.

Prächtige Palmen— und Orangenhaine dehnten sich aus. Zwischen einzelnen Bäumen sah man deutlich die Spitzen zahlreicher Zelte. Auch einen Brunnen erkannte man, an welchem viele Kamele standen und woselbst ein bewegtes Leben herrschte.

Wahrlich ein entzückendes Bild, welches die Strahlen der Sonne wie mit einem goldenen Rahmen umschlossen.

Neues Leben kam über uns und munter eilten wir vorwärts, alle ausgestandenen Strapazen vergessend.

Eine so reizende Oase hatte ich in dieser Gegend nicht vermutet; denn auch auf den neuesten Karten fand ich keine Andeutung davon.

Da konnten wir ja hoffen, nach einigen Stunden unter den prächtigsten Orangenbäumen und Dattelpalmen unsere Glieder zu strecken und die frischen, süßen Früchte zu verzehren.

„Ich schlafe mindestens vierundzwanzig Stunden“, rief mir Link unternehmend zu, „und wehe demjenigen, welcher es wagt, meinen Schlummer zu stören.“

Lachend entgegnete ich ihm:

„Von meiner Seite werden Sie gewiß nicht gestört, darauf können Sie sich verlassen. Ich wünsche Ihnen — — — —“

„Ha!“, wurde ich von meinem Freunde jäh unterbrochen, „was ist denn da für ein Teufelsspuk?“

„Was haben Sie denn schon wieder mit dem Teufel zu tun?“, frug ich ihn erstaunt.

„Da! Da!“, schrie er. „Da sehen Sie doch! Sehen Sie nur!“

Zitternd deutete seine Hand nach vorn.

Erstaunt starrte ich auf das Bild, welches die Oase bot.

Bittend rief Link wieder:

„So reden Sie doch! Reden Sie! Sagen Sie mir, was Sie mit Ihren Augen sehen, oder ich werde verrückt!“

Aber noch immer kam kein Ton über meine Lippen. Ich starrte stumm nach dem Horizonte.

„Wollen Sie denn nun endlich reden, oder ich reite keinen Schritt mehr weiter in diesem unheimlichen Lande“, schrie Link außer sich.

Ja was wollte ich denn dem geängstigten Link sagen, wenn mir selber ungemütlich wurde bei dem, was ich vor mir sah.

Die ganze herrliche Oase mit all ihren Palmen— und Orangenhainen stand plötzlich auf dem Kopfe. Die Menschen und Kamele vor dem Brunnen klebten auf einmal mit den Köpfen nach unten hängend an der in der Luft schwebenden Erde und schienen sich dabei ganz gemütlich zu fühlen; denn sie wandelten, Insekten gleich, vergnügt an der Decke hin und her.

Da tönte plötzlich eine ruhige Stimme an mein Ohr:

„*Fata morgana!*“

Omar hatte diese Worte zu mir gesprochen.

„Fata morgana!“, stammelte auch Link mit einem tiefen, befreienden Atemzuge.

Ja, es war nichts als ein Trugbild, eine Täuschung der Natur, welche uns eine Oase vor Augen führte, die vielleicht viele Tagereisen noch entfernt lag.

So klar und deutlich wird manchen armen Verschmachtenden in der Wüste ein herrlicher, von schattigen Wäldern umgebener See oder eine imposante Stadt, wo

die vergoldeten Kuppeln der Moscheen im Sonnenscheine glänzen und verlockend große Springbrunnen auf prächtigen Plätzen oder in reizenden Anlagen Kühlung und vor allem Stillung des brennenden, zehrenden Durstes verheißen, in größter Nähe vorgeführt, daß die Unglücklichen sich wieder vom Boden erheben, von dem letzten Funken neu erwachter Lebenslust emporgetrieben, die gefalteten, abgezehrten Hände verlangend darnach ausstrecken, um nach Erkennung des Truges bald wieder mit einem ächzenden Weherufe zurückzusinken in den heißen, glühenden Sand, welcher bald ihr Grab werden soll.

Wie mancher von der Sonne gebleichte Schädel, wie mancher zerstreut umherliegende Knochen, welche den Boden der Wüste bedecken, könnten erzählen von dem unsäglichen Elend, von den zahllosen qualvollen Stunden, welche die unglücklichen Reisenden erlitten haben.

Könnten erzählen von der erhöhten Marter, welche solche Trugbilder in Seele und Körper derjenigen erzeugten, die sich schon in das unvermeidliche Schicksal gefügt hatten und dem Tode als eine Erlösung entgegensahen.

Könnten erzählen, wie in diesen Niedergesunkenen, schon im Todeskampfe Begriffenen, beim Erblicken solcher Luftspiegelungen nochmals die letzte Kraft, die schon schlummernde Lebenslust wild sich aufbäumt, um den Gequälten nach dem Verschwinden des Bildes nur um so mächtiger ihr Elend, das ganze Verlassensein fühlen zu lassen.

Fata morgana! Grausamer Trug!

Gleichsam den verzweifelt um sein nur noch schwach flackerndes Leben ringenden müden Wanderer verhöhrend, erscheinst Du ihm in dem Momente, wo er den Kampf als aussichtslos aufgeben will.

Furchtbarer Geist der Wüste!

Führst Du die Bilder dem Verschmachtenden zur Strafe vor, daß er sich erkühnte, in Dein Reich einzudringen?

„Wasser! Wasser!“, stöhnt der dem Tode Geweihte, und vor seinen Augen erscheint verlockend eine Deiner sinnbetörenden Luftspiegelungen. Noch einmal flackert das ersterbende Leben auf, die entzündeten, schon halbgebrochenen Augen schauen sehnsüchtig nach Deinen Kühlung verheißenen Seen, während die auf den von brennendem Schmerze durchwühlten Leib gepreßten Hände zitternd sich lösen und die abgezehrten Arme des in die Höhe Taumelnden sich verlangend nach den grünen, schattenspendenden Wäldern ausstrecken.

Aber bleicher und bleicher wird das Bild, bis es plötzlich ganz verschwindet und nur die endlose Wüste sich vor ihm ausdehnt, wie seit vielen, vielen langen Tagen.

Entsetzen schüttelt dann den schwachen Körper. Ein schriller, wahnsinniger,

anklagender Schrei durchschneidet die Luft und zurück in den glühenden Sand, in sein Grab sinkt der Unglückliche.

Leise und ersterbend aber zittert es von seinen vertrockneten Lippen:

„Fata morgana!“

Gierig saugt der heiße Wüstenwind die Worte des Sterbenden auf und trägt sie fort über die öden Strecken in fruchtbare, wasserreiche Gegenden, wo lebensfrohe Menschenkinder sorglos scherzen. Geheimnisvoll rauschen über diesen die Kronen der Bäume, aber unverstanden verhallt hier der vom leichten Winde hergetragene Seufzer:

„Fata morgana!“ — — —

Ich fuhr mit der Hand über die Stirne und zwang mich heraus aus dem Träumen, in die Gegenwart.

Was hatten diese Gedanken in mir heraufbeschworen? War es die drückende Schwüle? War es der gebleichte Menschenschädel vor mir im Sande?

Ich wußte es nicht.

Stumm ritten wir weiter.

Die Luftspiegelung wurde immer matter, undeutlicher und verschwand endlich ganz.

Gegen Mitternacht machten wir wieder Halt.

Scheich Jusuff saß bei mir und sagte:

„Es ist unsere Oase Amal, welche heute vor Deinen Augen erschien. Wir werden sie morgen um diese Zeit erreicht haben. Dort wollen wir einige Tage ruhen.“

Amal heißt Hoffnung. Ein schöner Name.

Ich teilte Link diese frohe Nachricht mit und am nächsten Tage erschien uns die Sonne nicht halb so zu brennen als vorher, so belebend wirkte die sichere Aussicht auf Erquickung.

Not zu leiden hatten wir so wie so nicht; denn unter der kundigen Führung dieser Beduinen machten sich die Beschwerden der Wüstenreise gar nicht so geltend. Mangel an Wasser hatten infolge Jusuffs Fürsorge weder wir noch die Tiere zu erleiden, und so war unser allgemeines Wohlbefinden ein ganz gutes.

Wie Jusuff vorausgesagt, ritten wir am Abend des anderen Tages in die Oase ein.

Letztere war das getreue Ebenbild der Luftspiegelung und wir erkannten die

Palmen— und Orangenhaine, sowie den Brunnen, überhaupt jede Einzelheit wieder.

Link war sprachlos.

Er wandte sich, endlich von seinem Erstaunen erholt, an mich mit der Frage:

„Sagen Sie mir nur, wie das möglich ist. Malt uns die Wüste da in übermütiger Laune das treue Abbild dieses herrlichen Stückchens Erde in die Luft, so daß wir nach unserer Ankunft glauben müssen, schon einmal hier gewesen zu sein. Und doch hatten wir noch vierundzwanzig Stunden zu reiten.“

„Dies kommt von eigentümlicher Brechung der Lichtstrahlen her, welche durch verschieden erwärmte Luftschichten entsteht. Dadurch wird so ein Bild wie durch einen Spiegel naturgetreu wiedergegeben.“

„Unheimlich bleibt es doch“, beharrte Link trotz meiner Erklärung, „man weiß zuletzt selbst nicht, ob man noch in der Wirklichkeit oder in einer Märchenwelt lebt.“ —

Die Oase Amal war ungefähr mit vier— bis fünfhundert Beduinen bevölkert, welche die Kamelzucht betrieben. Unter diesen Tieren befanden sich prachtvolle Exemplare und mir wurde von der staunenswerten Schnelligkeit, welche dieselben entwickeln sollten, fast unglaubliche Geschichten erzählt.

Doch als einer dieser Wüstensöhne ein solches Rassekamel bestieg und vor meinen Augen wie ein Sturmwind dahinsauerte, war mein Zweifel vollständig behoben und ich gelangte zu der Überzeugung, daß diese Herden ein kolossales Kapital repräsentieren mußten.

Am meisten Anerkennung zwang mir das heitere Familienleben dieses Völkchens ab.

Manchmal habe ich mich lächelnd und scherzend beteiligt, wenn eine junge Mutter mit ihrem Kinde spielte, oder die Mädchen in allen möglichen Flechtarbeiten unterrichtete, während der Knabe unter Obhut des Vaters sich im Gebrauch der Waffen übte. Jauchzend saß die junge Welt auf den Höckern der Kamele und stürmte wettrennend dahin, von den ermunternden Zurufen der Väter, aber auch gleichzeitig den ängstlich besorgten und doch stolzen Blicken der Mütter begleitet.

Während unseres viertägigen Aufenthaltes in der Oase fühlten wir uns äußerst wohl; denn eine peinliche Ordnung und Sauberkeit herrschte überall. Dabei schien der Boden eine nicht auszubeutende Fruchtbarkeit zu besitzen. Die schon erwähnten Zelte lagen am äußersten Rande der Haine, während sich im Innern derselben auch einige und darunter sehr schöne, feste, einstöckige Häuser befanden. Das ganze glich einem prachtvollen und wohlgepflegten Parke.

In einem der besten Häuser hatten wir Unterkunft gefunden und unsere ganze Arbeit bestand in Baden, Essen, Trinken und Schlafen.

Aber leider hatte das Schlaraffenleben auch sein Ende, und am Abende des fünften Tages befanden wir uns schon wieder in der Wüste auf dem Rückwege.

Gleichmäßig, ohne Zwischenfall verstrich der erste und zweite Tag.

Am dritten Morgen zeigte Jusuffs Gesicht den Ausdruck ernster Besorgnis.

Seine Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde. Ich wollte ihn nicht fragen, konnte jedoch auch mit dem besten Willen nichts Besorgnis erregendes bemerken. Die Sonne strahlte nach wie vor in vollem Glanze ungetrübt am wolkenlosen Himmel auf uns hernieder. Kein Lüftchen regte sich.

Jetzt fiel mir eine eigentümliche Unruhe der Tiere auf.

In düsterer Stimmung ritten wir in der Hitze weiter.

Was war das nur heute? Mir wurde das Atmen manchmal so schwer. Ein Druck schien auf meinem Kopfe zu liegen.

Auch Link und Omar ging es nicht besser. Die Luft kam uns wie verdickt vor.

Sollten wir Fieber bekommen? Hier mitten in der Wüste? Mich erschütterte es schon bei diesem Gedanken und alle Schrecken, welche dem Reisenden in der Wüste drohen, kamen mir zum Bewußtsein.

Link atmete schwer. Mächtig arbeitete seine Brust. Stöhnend schaute er nach mir herüber, jedoch nur um sich überzeugen zu können, daß es mir nicht besser ging.

Jetzt bemerkte ich auch an den Beduinen dieselbe Veränderung. Es mußte etwas Ungewöhnliches in der Luft liegen.

Bald machte es sich noch fühlbarer. Die Sonne verlor ihren blendenden Schein; sie wurde bleicher und bleicher.

Aber trotz der dadurch abnehmenden Sonnenglut schien sich die Hitze zu verdoppeln. Dick und schwer erschien uns die Atmosphäre. Ein bleierner Druck legte sich auf uns.

So schleppten wir uns stundenlang fort. Jede einzelne dieser Stunden dehnte sich scheinbar zu einem Tage aus.

Jusuff forschte unablässig mit besorgten Blicken am Himmel.

Eine kleine, rötlichgelbe, harmlos aussehende Wolke schwebte am Horizonte. Diese schien sich mit unheimlicher Schnelligkeit zu vergrößern und auf uns

zuzufliegen, alles verdunkelnd.

Auf einmal schrieen die Kamele kläglich, wie verzagend auf.

„Allah bewahre uns!“, rief Jusuff. „Der Smum!“ (Abkürzung von Samum.)

Wie auf Kommando blieben die Tiere jetzt von selbst stehen.

„Aufgepaßt! Link!“, rief ich. „Die Kamele legen sich. Folgen Sie meinem Beispiele und schmiegen Sie sich dicht an Ihr Tier!“

Zur rechten Zeit hatte ich diese Warnung gerufen.

Eine Minute später lagen sämtliche Kamele in langer Reihe neben einander; den weit vorgestreckten Kopf hart auf den Boden drückend und die Augen schließend.

Die Tiere handelten ohne Aufforderung nach eigenem Instinkte.

Ich legte mich platt neben meinen Renner und verkroch mich halb unter dessen Leib, wo er mir bereitwilligst Platz machte, als trage er das Verlangen, mich zu schützen. Fest drückte ich meinen Kopf in die Weichen des Kameles.

Nicht einen Augenblick zu früh war alles geschehen!

Noch einmal wagte ich es, einen Blick um mich zu werfen. Aber bald hätte ich es bitter bereuen müssen.

Heute noch bekomme ich Herzklopfen, wenn ich nur an das furchtbare Schauspiel denke, welches sich meinen Blicken bot.

Dunkel war alles um mich her.

Hohe, scheinbar bis in den Himmel reichende dicke Säulen wälzten sich uns in wirbelnder Bewegung um sich selbst drehend entgegen.

Die ganze Luft schien dahinter in eine feste, schwarze Mauer verwandelt zu sein, welche in rasender Eile heranstürmte.

Das war alles, was ich sehen konnte.

Dann drückte ich mich fest an mein Kamel, preßte das Gesicht in dessen Fell und hielt den Atem an, während ich mir mit beiden Händen die Ohren verstopfte. Nun hörte ich nur noch einen furchtbaren Höllenlärm, als wenn die Welt über mir zusammenbräche.

Es sauste, heulte, pfiß und stöhnte geradezu in ohrenzerreißender Weise. Ich sollte Atem schöpfen und konnte nicht. Ein Heben des Kopfes wäre mein sofortiger Tod gewesen; denn eine wahre Höllenglut schien in der Luft zu liegen.

Das Gefühl dumpfer Betäubung überkam mich, während ich die Empfindung hatte, als würde unablässig mit glühendem Eisen über meinen Rücken gestrichen. Ich wollte schreien und stöhnen, brachte es aber nur zu einem qualvollen, gepreßten Ächzen. Krampfhaft zog sich meine Brust zusammen.

Da, in dem Momente höchster Angst wurde plötzlich Stille über mir. Ich taumelte in die Höhe und — konnte frei die allerdings noch mit feinem Sande geschwängerte, aber etwas kühlere Luft atmen.

So schnell, wie der entsetzliche Sturm gekommen, war er auch über uns dahingebraust.

Mir war während dieser furchtbaren Minuten, wo die Sekunden zu Ewigkeiten werden, das Blut aus der Nase gedrungen. Nun schaute ich mich um. Aber erstaunt und verwundert betrachtete ich meine Umgebung.

Äffte mich wieder ein Trugbild der Wüste oder hatte mich der Orkan in eine andere Gegend geschleudert?

Ringsum war die Bodengestaltung gänzlich verändert. Sie schien mir vollständig fremd.

Nun sah ich einen Araber nach dem anderen unter seinem Tiere hervorkriechen. Alle waren mit einer dicken Schicht Sand bedeckt und die Kamele halb verschüttet.

Ich eilte zu Link. Dieser hatte das Bewußtsein verloren.

Eifrig bemühten wir uns um ihn.

Um Stirn und Schläfe kühlen zu können, öffnete einer der Araber einen Wasserschlauch. Dieser war — — — — leer.

Ich sah, wie Jusuff bei dieser Entdeckung trotz der dunklen Farbe um einen Schein blässer wurde.

Doch ließ er sich den Schreck nicht weiter merken.

Ein zweiter Schlauch wurde geöffnet — — — — wieder leer.

Die entsetzliche Glut, welche der Smum mit sich führte, hatte das Wasser in den Schläuchen ausgetrocknet.

Eine furchtbare Überraschung!

Was erwartete uns hier für ein Schicksal, wenn es vierunddreißig Männern an Wasser fehlte?

Link war unterdessen zu sich gekommen und schüttelte aufatmend den Sand von seinen Kleidern.

Da kam der mit dem Öffnen der Schläuche beschäftigte Beduine mit der Meldung zurück, daß noch in den letzten drei derselben, welche geschützt lagen, etwas Wasser vorhanden sei, allerdings halb verdorben.

Aber es war doch Wasser! Doch Jusuff wehrte ab, als wir uns daran erquicken wollten.

„Gebt es den Tieren“, sagte er ernst. „Ich glaube, dieselben haben es nötiger als wir und wohl verdient.“

Er hatte recht, und wir fügten uns.

Dann aber gab der Scheich wieder einem seiner Leute einen Auftrag, und bald darauf brachte dieser einen großen Korb Orangen, welche verteilt wurden. Jusuff hatte gut für uns gesorgt.

Ein Lächeln der Befriedigung umspielte dessen Lippen, als er sah, wie wir uns alle die durch die dicke Schale noch ziemlich frisch erhaltenen, saftigen Früchte schmecken ließen und sagte:

„Dies wird vorläufig für unseren Durst genügen. Allah wird uns weiter helfen.“

Natürlich mußten nun unsere Ruhestunden noch mehr verkürzt werden, damit wir in weniger Zeit eine größere Strecke zurücklegen konnten und wir brachen bald auf.

Jetzt bemerkte auch Link die große Veränderung in der Wüste.

„Was ist denn das?“, frug er erstaunt, „hier scheinen ja die Berge durcheinandergesprungen zu sein und bei diesem Hexensabbat Polka getanzt zu haben?“

„Der Smum hat alles verändert“, entgegnete ich. „Die vermeintlichen Hügel und Berge sind nichts anderes als Flugsand, welchen der Orkan in die Höhe wirbelt und in großen Säulen vor sich hertreibt. Ich habe dieselben auf uns zustürmen sehen.“

„Es ist nicht zu beschreiben, dieser Aufruhr in der Natur“, fuhr ich fort, „wir sind sehr, sehr gut dabei weggekommen. Viele müssen manchmal dabei ihr Leben lassen; denn bricht so eine Sandhose gerade über einer Karawane zusammen, so wird dieselbe größtenteils verschüttet und viele Menschen und Tiere unter dem Sande begraben.“

„Einfach fürchterlich!“, sagte Link, sich schüttelnd. „Ich höre das Sausen und Brausen jetzt noch. Ich glaubte nichts anderes, als ich müßte ersticken.“

„Der Erstickungstod ist auch meistens das Los vieler Wüstenreisender“, erwiderte ich. „Nun sagen Sie bloß, nach welcher Richtung wir uns jetzt wenden würden, wenn wir nicht so gute Führung in den Beduinen hätten?“

„Ich wüßte es bei dem völlig veränderten Aussehen des Landes wahrhaftig nicht“, gab Link zurück.

„Sehen Sie, das ist das Verderben so Vieler, welche sich nach einem solchen Sturme verirren und elend umkommen müssen“ —

Am andern Tage schon machte sich der Durst gewaltig fühlbar und mittags lagen wir matt in unseren Zelten.

Die darauf folgende Nacht lebten wir wieder etwas auf.

Der Rest der Orangen war am Tage vorher verzehrt worden und voll banger Ahnung erwarteten wir den nächsten Morgen.

In scharfem Trabe eilten die Kamele dahin. Ernst und schweigend hingen wir unseren Gedanken nach. Da ging die Sonne auf. Welche Qualen brachte sie uns!

Die Zunge klebte fast am Gaumen, die Lippen waren vertrocknet; starr schauten die Augen in die Ferne.

Die darauf folgende Nacht schon verspürten wir leises, brennendes Ziehen im Leibe, und als am Tage die Sonne wieder erbarmungslos auf uns herabbrannte, waren leichte Schwindelanfälle nichts seltenes mehr.

Aber tapfer hielten sich alle, und auch die braven Kamele setzten alle Kräfte ein, um in unverminderter Schnelligkeit vorwärts zu eilen.

Vorwärts, nur vorwärts. Das war unsere Rettung. Rasten bedeutete für uns jetzt Verderben.

Da tauchte gegen Mittag vor uns eine Staubwolke auf. Näher und näher kam dieselbe.

Ein Jubeln tönte uns entgegen, und in der Wolke ließen sich nach und nach zwanzig Beduinen erkennen, welche uns vom Lager entgegen geritten kamen und frisches Wasser brachten.

Freudig fielen wir darüber her und erquickten uns und unsere Tiere.

„Allah sei Dank!“, rief ich bewegt. „Es war die höchste Zeit!“

Jusuff drückte mir nur schweigend die Hand.

„Wir waren besorgt um Euch!“, sagten die Angekommenen. „Da der Samum kam,

machten wir uns auf, um mit Wasser entgegenzureiten. Wie wir sehen, war es sehr nötig.“

„Allah sei Dank!“, sagte der Scheich jetzt zu seinen Kriegern, „daß er Euch diesen Gedanken gab. Ihr habt uns dadurch vor bösen Stunden bewahrt.“

Nun stand dem nichts im Wege, daß wir unseren Tieren größere Ruhe gönnten, welche sie wohl verdient hatten.

Nach mehrstündigem Aufenthalte setzten wir die Heimreise gemütlich fort und wurden nach einigen Tagen mit großem Jubel im Lager begrüßt.

„Nun hast Du die Roba'a el Chaly besser kennen gelernt, als Dir vielleicht lieb war“, sagte Jusuff zu mir, als wir uns in seinem Zelte wieder gegenüber saßen. „Ruhe Dich ein paar Tage aus und wenn Du Lust hast, können wir dann dem Herrn mit dem dicken Kopfe (er meinte damit den Löwen) einen Besuch abstatten.“

Ob ich Lust hatte? Dies war doch keine Frage. Der Scheich bot mir ja wie einem lieben Gaste ein Vergnügen nach dem anderen.

Freudig sagte ich natürlich zu und war jeden Tag bereit.

Von dem Wohlbefinden Zoba'as hatte ich mich gleich nach der Rückkehr von der Oase Amal überzeugt. Als ich nach dem Weideplatze der Pferde zuschritt, sah mich das treue Tier schon von Weitem kommen; denn es stutzte, und auf meinen Ruf kam der Hengst freudig wiehernd, wie ein mutwilliges Kind, Kreuz— und Quersprünge vor Übermut machend, auf mich zu und umkreiste mich in engem Bogen, neckisch den Kopf werfend, als wollte er mich auffordern, ihn zu fangen.

Endlich kam er schnuppernd heran und rieb seinen zierlichen Kopf an meiner Brust, während er mir liebkosend meine Hand leckte. —

Zwei Tage später schon sollte es zur Jagd gehen.

Der Scheich wollte gleichzeitig auch Antilopen Jagen, und dazu waren prächtige Jagdleoparden abgerichtet.

Link lachte hell auf, als er zwei dieser geschmeidigen Katzen, je eine hinter einem Beduinen auf dem Rücken der Pferde sitzen sah, allerdings mit einer ledernen Kappe versehen.

Es überraschte mich nicht, diese Tiere so zahm zu sehen; hatte ich doch eine ähnliche Jagd schon einmal in Afrika mitgemacht. Allerdings wurden dort die Leoparden auf leichten, zweirädrigen Karren und an einer Kette gefesselt mitgeführt.

Ich ritt an eines der Tiere heran. Zoba'a sträubte sich gewaltig dagegen. Es war

durchaus nicht sein Geschmack. Um ihn nicht unnötiger Weise zu ängstigen, stieg ich ab und führte den Hengst am Zügel auf einen noch am Boden kauern den Jagdleoparden zu. Es waren acht solcher dressierten Tiere da, nur zwei wurden aber mitgenommen.

Vorsichtig und zitternd folgte Zoba'a; als ich aber nahe heran war, und das Raubtier seinen Kopf nach uns wandte, wich der Schimmel nicht mehr von der Stelle. Heftig schnaubend stemmte er sich mit dem rechten Vorderfuße ein, während der linke wild den Boden stampfte.

Durch gütiges Zureden gelang es mir, das erregte Tier zu beruhigen.

Link aber rief aus:

„Geben Sie sich keine Mühe. Kein Pferd wird dazu zu bringen sein, an die dort kauern de Bestie heranzutreten. Ich kann es ihm auch nicht verdenken.“ —

„Aber Welch prach tvolle Stellung des Pferdes“, rief er plötzlich begeistert, „jetzt möchte ich in der Tat ein Maler oder Photograph sein, um dies Bild festzuhalten.“

„Ich bringe Zoba'a doch heran“, rief ich übermütig, „und zwar nur im Guten, denn er würde barsche Behandlung nicht vertragen.“

„Wetten wir?“, rief Link, während er eifrig in seinem Notizbuche malte.

„Abgemacht!“, war meine Entgegnung. „Um was?“

„Um einen Kuß von meinen Rosenlippen!“, schlug Link lachend vor.

„Dann ziehe ich vor, es Ihnen auch ohne Wette zu beweisen“, wehrte ich belustigt ab; „denn Ihr Mund mag sonst ja ganz bezaubernd sein, aber so borstig, wie er jetzt aussieht, nachdem Sie sich monatelang nicht mehr rasiert und gewaschen — — — pardon — — — ich wollte sagen gepudert haben, sieht er durchaus nicht sehr verlockend aus.“

Link warf mir wütend einen in aller Eile mit der an der Wurzel hängenden Erde herausgerissenen Kaktusstock zu, malte und kritzelte aber weiter in seinem Buche.

Es gelang mir nun doch in ganz kurzer Zeit, meinen Hengst mit ermunterndem Zureden bis dicht an den Leopard zu bringen.

Leicht strich ich mit der Hand des Letzteren Fell. Ein leiser schnurrender Laut, wie bei einer sich recht behaglich fühlenden Hauskatze, war die Antwort auf meine Liebkosung. —

Unterdessen waren alle bereit und lustig sprengten wir dahin, uns immer am Rande der Wüste und des Gebirges haltend.

Unterwegs zeigte mir Link stolz eine von ihm ausgeführte Zeichnung, welche einem Dilettanten rechte Ehre machte; denn er hatte ziemlich genau die Stellung meines Pferdes und auch die meinige wiedergegeben. An Hand dieser Skizze ließ ich mir später eine Zeichnung anfertigen.

Nur einen Tag hatten wir zu reiten, dann kamen uns schon die ersten Antilopen zu Gesicht.

Wir suchten so nahe als möglich heranzukommen, natürlich dem Winde entgegen.

Auf einen Wink des Scheichs sprangen die Wärter der Leoparden ab und mit ihnen ihre Schützlinge.

Die Stricke, mit welchen Letztere mit den Beduinen verbunden waren, wurden gelöst und die Lederkappen abgenommen.

Durch leise Zurufe suchten die Araber die Leoparden aufzumuntern. Diese hoben leicht den Kopf.

Ihre feine Witterung hatte sie die Nähe der Herde schon erraten lassen und gab ihnen die Richtung an. Man sah genau, wie sich der Ausdruck ihrer Augen veränderte.

Die Wildheit ihrer Natur kam zum Ausbruch. Die Pupillen schienen sich zu verengen. Ihre Augen erhielten einen eigentümlich schillernden Schein. Die Lippen zogen sich weit zurück, so daß die spitzen Zähne des weißen Gebisses blendend hervortraten und mit zurückgelegten Ohren, den geschmeidigen, schlanken und doch kräftigen Körper eng an die Erde geschmiegt, glitten sie geräuschlos dahin.

Spannend war dieser Anblick. Plötzlich duckten sie sich nieder.

Bald aber schlichen sie wieder vorwärts, den Kopf vorgestreckt und den Schweif lang hinter sich herschleppend. Gewandt suchten sie dabei den ahnungslosen Antilopen den Wind abzuschneiden.

Welche Verschlagenheit, welche Geschmeidigkeit und doch auch welche Kraft lag in diesem Tun und den Bewegungen dieser Tiere.

Wahrhaftig, diese Art zu jagen war interessanter, als die Benützung des Falkens und der Hunde; auch nicht so grausam.

Wir hatten die Leoparden vollständig aus den Augen verloren.

Doch tauchte dort nicht plötzlich dicht vor der Herde ein Kopf auf? Gewiß war es eines der Raubtiere; denn das Leittier der Antilopen stand hoch aufgerichtet mit gespitzten Ohren.

Aber schon war der Kopf verschwunden; doch nur, um gleich darauf noch näher wieder zu erscheinen. Schon allein aus den Bewegungen des Kopfes konnte man die blutdürstige Begierde des anschleichenden Tieres erkennen.

Wieder witterte die Antilope ängstlich. Aber schon war es zu spät!

Mit einigen mächtigen Sätzen sprangen die Leoparden jetzt mitten unter die Herde. Mit fabelhafter Geschwindigkeit stob dieselbe auseinander.

Doch zwei Antilopen folgten dieser nicht. Sie lagen mit weit aufgerissener Halsader am Boden, darunter das starke Leittier.

Auf ihnen aber hockten die Leoparden, mit grausamer Lust aus den zuckenden Körpern das frische Blut, den Lebenssaft, schlürfend und aussaugend.

Das Blut wurde den Tieren stets als Lohn für ihre Arbeit gelassen.

Es ist zweifellos, daß eine Antilope, einmal auf der Flucht, von einem Leoparden nicht eingeholt werden kann.

Dies weiß Letzterer nur zu gut und entfaltet deshalb beim Anschleichen eine bewunderungswerte Schlauheit und Verschlagenheit, alle nur möglichen Vorteile ausbeutend.

So kommt er immer nahe heran, sucht sich ein Opfer heraus und springt im geeigneten Momente mit großen Sätzen auf dasselbe zu, reißt es nieder und öffnet ihm mit einem einzigen Schlage seiner Pranken die Halsader, oder vergräbt sein scharfes Gebiß in dieselbe. —

Am Nachmittage des zweiten Tages waren wir schon wieder ein ziemliches Stück vorwärts gekommen und hatten reiche Beute gemacht. Von einem Löwen aber war keine Spur. Ich hatte auch darauf wenig Hoffnung mehr.

Nur Jusuff blieb unerschütterlich und behauptete, daß wir ohne Löwenfell nicht heimzukehren brauchten.

Wir hatten unser Lager hart am Rande der Wüste beim letzten Ausläufer des Gebirges aufgeschlagen.

Letzteres stieg von unserer Seite aus ziemlich sanft an, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, einen kleinen Spaziergang respektive Aufstieg zu unternehmen. Zum Einbruch der Dunkelheit wollte ich schon wieder zurück sein. Einige Stunden Zeit blieben mir bis dahin noch immer.

Rüstig schritt ich daher vorwärts, jede Begleitung ablehnend. Selbstverständlich trug ich sämtliche Waffen bei mir. Aber ich hätte sie nicht nötig gehabt. Überall lag tiefe Ruhe und Schweigen um mich her.

Schon eine Stunde mochte ich gestiegen sein, als ich ein kleines Plateau betrat, welches von frischem Grün wie mit einem weichen Teppich bedeckt war.

Hier beschloß ich ein wenig zu verweilen und dann zurückzukehren.

Die Luft war geradezu herrlich, so rein und klar.

Auf der einen Seite bot sich der prächtige Ausblick in ein fruchtbares, üppiges Weideland, auf der anderen dagegen gähnte mir die öde, schier endlose Wüste entgegen.

Welcher scharfe Kontrast, nur durch einen kleinen Gebirgszug getrennt

Ich legte mich nieder, um ein wenig zu ruhen und blickte in den wolkenlosen Himmel, dessen herrliches Blau tief und unergründlich schien.

Lange lag ich so vor mich hinträumend, endlich aber mußte ich mich doch wieder zum Abstieg bequemen.

Ich wählte diesmal einen anderen Weg, welcher zwar kürzer, aber auch beschwerlicher war.

Gewandt turnte ich von einem Felsen zum anderen.

Der Boden wurde auf dieser Seite immer sandiger und steiniger. Pflanzenwuchs hörte vollständig auf.

Nur zu bald bereute ich, diese Richtung eingeschlagen und nicht den bequemeren, wenn auch längeren Weg benützt zu haben.

Schon hatte ich mehr als die Hälfte der Entfernung zurückgelegt, als ich plötzlich auf einem kleinen Felsenvorsprunge ankam und hier nicht mehr weiter konnte.

Unter dem Felsen befand sich eine ebene Sandfläche, von wo aus ein leichterer Abstieg zu sein schien. Aber um weiter zu können, mußte ich erst auf die Fläche gelangen und diese lag mindestens fünf Meter unter mir.

Sollte ich den Sprung wagen?

Warum nicht. Ehe ich den ganzen Weg zurückging, selbstverständlich! Namentlich da ich das Lager der Beduinen jetzt in nächster Nähe vor mir liegen sah.

Kurz entschlossen schwang ich mich über die Felskante, nachdem mich vorher nochmals ein Blick überzeugte, daß ich nirgends aufschlagen konnte, und sauste hinab.

Ich fiel weich, sehr weich, mitten auf die ebene Fläche. Sogar bis an die Hüfte sank ich in den Sand. Mühsam versuchte ich mich herauszuarbeiten.

Aber meine umhertastenden Hände fanden nirgends einen Halt. Überall wo ich einen Stützpunkt suchte, fuhren meine Arme in den Sand.

Jetzt bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß ich auch unter meinen Füßen noch keinen Grund hatte, sondern meine verzweifelten Anstrengungen mich nur noch tiefer einsinken ließen.

Ich war in Tribsand geraten!!

Die Wüstenstürme hatten vielleicht durch eine Arbeit von mehreren hundert Jahren eine Schlucht mit Sand ausgefüllt, welchen sie in toller Laune in großen Massen mit sich führen und nun wurde ich langsam, aber stetig und unerbittlich in die Tiefe gezogen, ohne etwas für meine Rettung tun zu können; denn jede Anstrengung meinerseits, ja jede Bewegung, brachte mich nur um so schneller dem grausigen Tode näher.

Einen Augenblick war ich wie gelähmt.

Dann aber erwacht der Selbsterhaltungstrieb doppelt stark, und eine Fülle Gedanken jagten fieberhaft durch mein Gehirn.

Heftig pochte das Blut in den Schläfen.

Sollte ich so viele Gefahren glücklich bestanden haben und weiter wie je ein Europäer durch das noch zum größten Teile unerforschte Arabien gekommen sein, um nun hier einen so ruhmlosen, entsetzlichen Tod zu finden?

Mein ganzes Innere bäumte sich auf bei dem Gedanken. Das ganze jugendlich pulsierende Leben schien die körperliche Hülle sprengen zu wollen.

Ein verzweifelter Blick auf den Sand belehrte mich inzwischen, daß mir derselbe bis an den Gürtel ging.

Ich schrie aus Leibeskräften. Aber ungehört verhallte mein Ruf. Das Lager war noch zu weit, trotzdem ich es deutlich vor mir liegen sah.

Ha! Angesichts desselben, sollte ich hilflos zu Grunde gehen? Sollte die Sekunden ausrechnen können, wenn mein Tod eintritt! Sollte fühlen, wie der feine Sand allmählich meinen ganzen Körper einhüllte, bis zum Halse, an den krampfhaft geschlossenen Mund stieg und dann, die Nase verstopfend, mit den Tod brachte, während meine Augen noch auf dem Lager ruhen können? Auf dem Lager, wo fast hundert hilfsbereite Hände sich befanden, von denen vielleicht eine zu meiner Rettung genügte?

„Nein! Nie! Niemals!“

Unwillkürlich schrie ich es hinaus. Schrie es wild und rauh, daß mir meine eigene

Stimme selbst fremd erschien.

Nein! Niemals! Lieber würde ich mir selbst vorher — — — —

Ah! Wo hatte ich bisher meine Gedanken? Hatte ich nicht Schußwaffen bei mir?

Vielleicht waren dieselben noch meine Rettung und wenn nicht, so doch — — —
— — die Gewähr eines schnellen Todes.

Vorsichtig, um durch eilige Bewegungen nicht das Tiefersinken zu beschleunigen,
löste ich das Gewehr von der Schulter und schoß es ab.

Kurz und scharf war der Knall, welcher die Luft durchschnitt.

Wurde der Schuß von meinen Freunden gehört?

Ich wußte es nicht.

So feuerte ich alle Schüsse nach einander ab bis auf *D r e i* . Diese wollte ich reservieren. —

Zwei waren dazu, um den Weg zeigen zu können, falls man mich im Lager gehört hatte, und der dritte — — — — der dritte war bestimmt, mich schneller von der Qual zu erlösen, wenn keine Hilfe kam.

Es war mir, als wenn ich Schüsse gehört hätte, aber die den Hall zurückwerfenden zerklüfteten Felsen des Gebirges oder meine Erregung konnten mich täuschen.

Dagegen bemerkte ich etwas anderes. Mein Körper war wieder ein beträchtliches Stück tiefer eingesunken.

Verzweifelt starrte ich den unheimlichen Sand an, der mein Grab werden sollte. Dicker Schweiß trat auf meine Stirn.

Gab es denn wirklich keine Rettung?

Wie mit eisernen Klammern umschloß der Sand meinen Leib schon bis über den Gürtel und zerrte mich mit Grauen erregender Sicherheit und Ruhe Zoll für Zoll hinab.

Ich faltete still die Hände.

Ein heißes, inniges Gebet stieg zum Himmel empor. Es schloß mit der Bitte um Vergebung, wenn ich, falls keine Hilfe kommen sollte, der göttlichen Vorsehung entgegen Hand an mich selber legte, um meinen Todeskampf und die Qualen zu verkürzen.

Nachdem ich geendet, kam eine größere Ruhe über mich; ich fühlte, ganz verlassen war ich nicht. Mit der Ruhe wurde mein Gedankengang wieder geordneter. Die

Überlegung gewann die Oberhand.

Mein Burnus lag gleich einem Mantel um mich herum ausgebreitet auf dem Sande. Der Luftzug hatte hin beim Herabspringen in die Höhe getrieben. Weiß breitete er sich aus — wie ein Leichentuch!

Tiefer und tiefer sank ich. Schon fühlte ich Atembeklemmungen durch den Druck des Sandes.

Jetzt wollte ich noch einen Versuch machen um mein Ende wenigstens hinauszuziehen, so lange ich die Arme noch frei bewegen konnte.

Ich riß den Mantel herunter und legte ihn ausgebreitet vor mich hin. Dann nahm ich das Gewehr, faßte es mit einer Hand hinten, der anderen vorne an, als ab ich turnen wollte und legte beide Arme so vorgestreckt auf den Burnus.

Ich ging von dem Gedanken aus, daß Gegenstände, welche eine ihrem Gewichte nicht in normaler Weise entsprechende größere Fläche einnehmen, nicht so leicht einsinken, als der mit den Füßen nur einen kleinen Raum bedeckende und doch so schwere menschliche Körper.

Leicht stützte ich mich mit Armen und Gewehr auf das vor mir ausgebreitete Tuch und siehe — — — — ich sollte mich nicht getäuscht haben.

Nach längerem Beobachten konnte ich nicht nur mit Genugtuung und Freude wahrnehmen, daß das Versinken stockte, nein, im Gegenteil, mit einem kräftigen Rucke hatte ich dem alles verschlingenden Sande sogar wieder einige Zoll abgerungen und meinen Körper etwas gehoben.

Ein Jubelruf entrang sich meiner Brust. Ein Dankgebet stieg zu Dem empor, der mir diesen rettenden Gedanken sandte. Hatte ich doch dadurch Zeit gewonnen.

Da tönte wie aus den Wolken zu mir herunter eine Stimme:

„Kannst Du Dich halten, o Shidi, bis ich in das Lager eile und wieder zurückkehre?“

Omar war es!

Omar, welcher sein dunkles, ernstes Gesicht vom Felsen über mir herabneigte.

Ich fragte nicht, wie dieser hierher gekommen, wie er mich gefunden habe.

Freudig rief ich ihm zu:

„Allah wird mir Kraft geben, daß ich mich halten kann!“

„Ich werde eilen, Shidi!“

Der Kopf verschwand. Ich war wieder allein.

Hatte ich nicht zu viel versprochen? Würden meine Kräfte ausreichen, bis Omar in das Lager und wieder zurückkam?

Ich mußte ausharren. Lange durfte es allerdings nicht mehr währen, das fühlte ich wohl.

Unausgesetzt arbeitete ich mich stückweise aus dem Sande heraus, um ausruhend wieder zurückzusinken. Dies war eine kolossale Anstrengung!

Da hörte ich ganz in der Nähe Schüsse fallen.

Waren dies meine Freunde?

Omar konnte kaum in dem Lager sein, noch viel weniger schon wieder zurück.

Als Antwort schoß ich eine der hierzu reservierten Kugeln ab.

Unmittelbar rief Omar auch schon wieder oben auf dem Felsen:

„Allah sei Dank, Shidi! Wir sind da! Die Hadjiman hatten Deine Schüsse gehört und suchten schon nach Dir. Ich begegnete ihnen noch auf dem Wege.“

Man hatte mir nun einen Strick zugeworfen. Ich machte eine feste Schlinge und befestigte dieselbe unter meinen Armen um die Brust.

Jetzt sah ich Links besorgtes Gesicht oben am Felsen sich vorschieben.

„Ja was machen Sie denn für Streiche?“, rief er mir zu. „Was wollen Sie denn in diesem Hexenkessel? Wie? Etwa schwimmen lernen?“

Er lachte, aber zugleich liefen ihm doch die hellen Tränen an den Wangen herunter.

„Sie haben gut lachen da oben!“, rief ich hinauf. „Mir ist es aber bald vergangen.“

„Das glaube ich wohl“, entgegnete er, „aber machen Sie den Strick recht fest, damit die Schlinge nicht aufgeht.“

„Jetzt bin ich fertig“, rief ich mit tiefem Aufatmen, meinen Burnus und mein Gewehr aufraffend. „Zieht langsam an, damit ich nicht in Stücke zerrissen werde; denn der Sand hält ziemlich fest und wird sein Opfer nicht ohne Anstrengung fahren lassen.“

Vorsichtig wurde gezogen, dabei merkte ich erst, mit welcher Kraft mich dieser Sand umschloß. Nur ganz langsam konnte ich trotz meiner eifrigen Mithilfe befreit werden, was natürlich nicht ohne heftige Schmerzen abging.

Aber was war dies alles gegen die ausgestandene Todesangst?

So gut wie nichts und lächelnd ertrug ich den ärgsten Druck, welcher das Seil hervorrief; denn es ging ja dem Leben entgegen.

Nachdem ich mich endlich herausgearbeitet hatte, ging das Aufziehen schneller, und sechs Hände zugleich streckten sich nach mir aus, um mich ganz auf den Felsen zu heben.

Link konnte aber das Necken nicht lassen und flüsterte mir ins Ohr:

„Wenn dem Zine el Gasare zu wohl wird, so geht er auf den Triebsand tanzen!“

„Sie sind ein unverbesserlicher Spötter, Link“, entgegnete ich ihm und drückte allen kräftig die Hand.

„Ja was hätte ich denn machen sollen, wenn Sie hier verschwunden wären, ohne vorher vernünftig Abschied zu nehmen?“, fragte Link lachend. „Mir wäre weiter nichts übrig geblieben, als unterzutauchen in das Lager der Hadjiman, um als Beduine und braver Eheherr eines der befreiten acht Mädchen wieder an die Oberfläche zu kommen. Ich hätte doch hier bleiben müssen.“

Ob man wollte oder nicht, man wurde einfach stets von dem unverwüstlichen Humore Links angesteckt und mußte heiter werden.

„Vor allem sei Dir Dank, Omar“, wandte ich mich an den braven Araber. „Wie konntest Du mich so schnell finden?“

„Du wirst mir zürnen, o Herr“, entgegnete Omar, „wenn ich sage, daß ich trotz Deines Verbotes nachgegangen bin. Ich fürchtete, Dir könnte etwas begegnen und verließ das Lager bald nach Dir, Deinen Spuren folgend.“

„So hast Du auch da oben gewelt, wo ich mich hinlegte?“

„Ich ruhte nicht weit von Dir, o Herr. Als ich aber sah, daß Du abstiegst, wollte ich den alten Weg zurück. Nach einiger Zeit hörte ich jedoch Deine Schüsse und eilte zu Dir.“

Warm drückte ich ihm die Hand.

„Allah gebe, daß ich Dir dies vergelten kann.“

Es wurde schon dunkel, als wir in das Lager zurück kamen.

Ich war so ermüdet, daß ich nur wenig essen konnte und bald in einen tiefen Schlummer fiel.

Einige Stunden mochte ich fest geschlafen haben, als ich den Druck einer Hand auf

meinem Arme fühlte und erschrocken aufsprang.

Jusuff stand vor mir und winkte mir beruhigend zu.

„Hast Du nichts gehört?“, fragte er leise.

„Nein“, bekannte ich offen, „nicht das Geringste.“

„So verhalte Dich still“, fuhr er fort.

Lauschend standen wir eine Zeit lang.

Plötzlich hörte ich weit, weit von der Ferne dumpfes, erst langgedehntes, dann in kurzen Stößen aushallendes Grollen.

Wie elektrisiert sprang ich in die Höhe und lauschte atemlos.

O wie gut kannte ich diesen tiefen Ton, welcher schon oft in Afrika mein Blut in Wallung versetzt hatte.

„Es ist der Herr mit dem dicken Kopfe“, tönte Jusuffs Stimme neben mir. „Er will sein Mahl halten und wird den Tisch gedeckt finden.“

„Wie meinst Du das, o Scheich?“, frug ich erstaunt.

„Ich habe veranlaßt, daß er nicht zu hungern braucht.“

Mir ging ein Licht auf.

„So hast Du einen Köder ausgeworfen?“

„Ja, den größten Teil einer Antilope ließ ich weit vom Lager niederlegen. Er wird sich denselben holen.“

„Wollen wir nicht sofort aufbrechen und ihn dort erwarten?“

Still lächelte er vor sich hin.

„Ziehst Du nicht vor, das Raubtier am Tage zu jagen?“

„Gewiß, aber wir müssen dann den Löwen in seinem Verstecke aufsuchen und werden ihn nicht finden.“

„Gerade deshalb ließ ich ihm die Antilope vorlegen; denn nun werden wir seiner Spur leicht folgen können. Aber hörst Du?“, unterbrach er sich selber, „er kommt näher!“

Wirklich erklang jetzt das Rollen bedeutend stärker.

Mir zuckte es in allen Gliedern. Ich wäre zu gern an den ausgelegten Köder

geschlichen.

Wieder und diesmal heftiger und warnender klang das Grollen des Königs der Tiere.

„Schlafe nur ruhig weiter“, verabschiedete sich nun Scheich Jusuff. „Wir werden morgen eine gute Jagd haben.“

Schlafen, schlafen sollte ich? Wo in der Nähe ein Löwe um das Lager schlich? Welche Zumutung?

Doch legte ich mich wenigstens.

Da ertönte erneutes Brüllen, aber gewaltig und zürnend zu mir herüber.

Ich sprang empor. Das klang fast wie eine Herausforderung. Meine Ruhe war dahin. Das Jagdfieber hatte mich gepackt.

Die ganze Nacht schritt ich selbst wie ein gefangener Löwe auf und nieder, immer wieder auf das bald näher, bald entfernter erscheinende Grollen lauschend.

Endlich wurde es ruhig.

Auch ich legte mich wieder nieder. Aber nach kurzer Zeit schon entstand reges Leben im Lager.

Es wurde zum Aufbruche gerüstet und bald sprengten wir, der Scheich mit mir, Link und Omar an der Spitze, zu der Stelle, wo der Köder ausgelegt war.

Nichts lag mehr da. Der Löwe hatte sein Mahl gehalten, das sah man an den eingetrockneten Blutspuren. Den Rest hatte er mit sich geschleppt.

Wie der Scheich vorausgesehen, konnten wir der starken Fährte leicht folgen, und in schnellem Tempo nahmen wir die Verfolgung auf.

Der Weg des Löwen führte erst am Rande der Wüste entlang, schwenkte aber dann plötzlich rechts in das Gebirge an einer Stelle, wo ein von der Natur angelegter sehr bequemer Pfad hineinlief

Nach einem ungefähr einstündigen Ritte sahen wir uns einem großen, weitausgedehnten Tale gegenüber. Die Berge traten plötzlich nach allen Seiten zurück. Nach der Wüste zu, woher wir soeben kamen, bildeten dieselben einen natürlichen Wall. Üppiger Pflanzenwuchs herrschte hier. Bäume und Sträucher aller Art wechselten ab mit Flächen saftiger Kräuter.

Es war ein überaus prächtiges Land, welches sich vor uns ausbreitete.

War dies die Residenz des Königs der Tiere?

Wohl möglich, Sogar sehr wahrscheinlich.

Hier konnten wir nun die Fährte mühsam entdecken.

Bis in die Mitte des Tales waren wir nach und nach vorgedrungen, als sich unsere Pferde plötzlich sträubten, weiter zu gehen.

Zoba'a stand mit vorgestemmtten Vorderfüßen und gesträubter Mähne heftig schnaubend still.

Wir befanden uns inmitten einer baumlosen Fläche, welche nur mit niederen Pflanzen bedeckt war, während ungefähr dreihundert Schritte vor uns wieder dichtes Strauchwerk begann.

Nirgends zeigte sich eine Gefahr; aber trotzdem gelang es Keinem, sein Pferd weiter zu bringen.

Mit vieler Mühe konnte ich meinen Hengst vielleicht zwanzig bis dreißig Schritte vorwärts zwingen, hier aber blieb er zitternd stehen.

Bei weiteren Versuchen bäumte er sich hoch auf und sprang dann einige Sätze zur Seite, so unerwartet, daß ich bald aus dem Sattel geflogen wäre.

Daher ritt ich wieder zurück, und Jusuff schlug vor, abzustiegen, die Pferde zurückzulassen und vorsichtig zu Fuß vorzudringen.

„Ich glaube bestimmt, daß in diesem Gebüsch das gesuchte Wild steckt“, äußerte er.

Seine Ansicht wurde allgemein geteilt, da wir über den Grund des eigentümlichen Gebarens der Pferde doch kaum im Zweifel sein konnten.

Wir stiegen ab und eine lange Doppellinie bildend, drangen wir nun Schritt für Schritt vor.

Jusuff sollte wieder Recht behalten; denn kaum hatten wir uns dem Gebüsch bis auf ungefähr sechzig Schritte genähert, als uns drohend dumpfes Grollen entgegenklang.

Alle standen wie gebannt beim Hören dieses in so großer Nähe ertönenden Knurrens.

Man fühlte heraus, daß dieser Laut aus einer mächtigen Brust kam, und unwillkürlich regte sich wohl auch bei dem Mutigsten und Kaltblütigsten in dem Momente ein leichtes Bangen, wenn auch nur vorübergehend.

Wieder und stärker schallte es uns warnend entgegen. Wir hatten noch keinen Schritt weiter getan, gingen aber auch nicht zurück, sondern behaupteten fest

unseren Posten.

Link stand mit größter Ruhe neben mir. Leise raunte er mir zu:

„Dies klingt etwas ungemütlicher, als das Brummen eines Bären. Wird er herauskommen?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete ich ebenso leise. „In dieser Weise habe ich noch nie gejagt.“

„Bin ich nicht um einen halben Kopf größer geworden?“, begann Link nach wenig Minuten wieder. „Meine Haare sträuben sich nämlich bei diesem unheimlichen Warten allmählich auf dem Kopfe und heben förmlich den ganzen Turban in die Höhe!“

Link war unverwüstlich in seiner Heiterkeit. Fast in jeder Lage wußte er zu scherzen.

Ich wurde der Antwort überhoben; denn ein gewaltiges, zorniges Gebrüll erschütterte plötzlich die Luft.

Deutlich hörten wir im Gebüsch das Knacken einiger Zweige. Der Löwe hatte sich jedenfalls erhoben.

„Wird er heraustreten?“, rief ich Jusuff leise zu, welcher neben Omar stand.

„Ich hoffe es“, war seine Antwort. „Es wäre — — — — —“

Donnerndes Brüllen unterbrach seine Rede. Man hörte das Raubtier sich durch das Gebüsch winden.

„Er zieht sich zurück!“, rief Jusuff in diesem Augenblicke laut—

„Geht im Bogen um das Gebüsch“, wandte er sich an die zu seiner Rechten stehenden Araber.

Erklärend fügte er zu mir gewandt hinzu:

„Ich höre, wie er tiefer in das Dickicht dringt. Sieht er sich aber umringt, so wird er zornig und tritt uns entgegen.“

Ich wußte wohl, das der Löwe die Menschen nicht gern angreift, wenn er es vermeiden kann.

Allerdings ist er ein ebenso grimmiger und tapferer Gegner, wenn er sich umzingelt fühlt oder gereizt wird.

Die Araber hatten die gewünschte Schwenkung um das Gebüsch ausgeführt, und einer derselben feuerte auf der anderen Seite einen Schuß ab.

Ein wütendes Gebrüll war die Antwort.

Die Zweige krachten und rauschten, und mit einem mächtigen Satze stand auf dem Plane eine Löwin, ihre zürnenden Blicke fest auf uns gerichtet. Es war ein gewaltiges Tier, wütend peitschte es mit dem Schweife den Boden, nochmals laut aufbrüllend.

Schon legte ich an, um ihm eine Kugel zu senden.

Da — — — — was war das?

Mein Herz schlug höher und ich mußte unwillkürlich wieder absetzen, um nicht fehl zu schießen. Denn unmittelbar nach dem wütenden Gebrüll der Löwin antwortete ein zweites, bedeutend kräftigeres Geheul seitwärts von uns, und aus dem sich an der Seite hinziehenden Gehölze, welches die freie Fläche umgab, auf der wir standen, zwängte sich ein männliches Prachtexemplar und hatte schon mit mächtigem Satze einen Beduinen niedergerissen.

Dies alles währte nur Sekunden. Aber der entsetzliche Anblick, welchen der Sprung des Löwen auf den Araber bot, und der gellende Verzweiflungsschrei des Niederstürzenden gab mir meine Kaltblütigkeit sofort zurück.

Die Löwin hatte sich gerade geduckt, als ich das Gewehr schnell anschlug und schoß.

Das gewaltige Tier zuckte zusammen. Die Kugel saß gut. Ich hatte das Rückgrat getroffen und gelähmt blieb die Löwin hocken. Jetzt knallten mehrere Schüsse auf einmal — — sie fiel zur Seite.

Schnell eilte ich nun Jusuff nach, welcher dem Gefallenen zu Hilfe gekommen war und mit einer Anzahl seiner Leute durch Schüsse und wüstes Geschrei den Löwen abhalten wollte, seinem Opfer den Todesstreich zu versetzen.

Ein imposanter Anblick war es, als ich näher kam.

Trotzdem der Löwe schon aus mehreren Wunden blutete, stand er doch noch in seiner ganzen Stärke und voller Majestät da, den am Boden liegenden mit einer seiner mächtigen Pranken niederdrückend. Einem triumphierenden Sieger gleich, während sein scharfes Auge finster die ihn umringenden Feinde streifte.

Jetzt ließ die gefallene Löwin ein stöhnendes Grollen hören.

Wie ein Donnerschlag folgte darauf furchtbares Wutgebrüll ihres zürnenden männlichen Gefährten, daß es in unseren Ohren förmlich dröhnte.

Wieder schossen einige Beduinen. Der Löwe wankte. Aber drohend hob sich jetzt die gewaltige Tatze desselben, um das Opfer zu zerschmettern.

Nun drückte ich los, und mit einem dumpfen Röcheln fiel das mächtige Tier zur Seite, während zahlreiche Hände den gefallenen Araber aus dem Bereiche der Krallen des noch im Todeskampfe furchtbaren Gegners zogen.

Meine Kugel war Letzterem durch das Auge in den Kopf gedrungen.

Der Verwundete war schwer verletzt und mußte auf einer Tragbahre mitgeführt werden.

Beim Abhäuten der Tiere stellte es sich heraus, daß meine erste Kugel der Löwin das Rückgrat zerschmettert und diese dadurch kampfunfähig gemacht und gelähmt hatte.

Diese Arbeit und das Anfertigen einer Tragbahre hielt uns ziemlich lange auf, und wir beschlossen, bis Abend zu warten und dann während der Nacht zu reiten, damit dem Verunglückten nicht der Transport bei der großen Hitze zu schwer falle.

11. Das Geheimnis des Scheichs.

Wir lagerten uns gleich an Ort und Stelle.

Einige der Beduinen bemühten sich um den Verwundeten, wuschen und verbanden ihn. Andere waren mit Anfertigung einer Bahre beschäftigt, welche hängend zwischen zwei Pferden befestigt werden sollte. Wieder andere Streiften ziellos zu Fuß umher. Unter diesen befand ich mich, ebenso Omar und Link. Auch Jusuff war noch nicht müde und gesellte sich zu mir.

Bald blieb ich mit diesem allein, da von unseren Begleitern jeder planlos seinen eigenen Weg gegangen war.

Wir setzten uns nach ziemlich langer Wanderung im Schatten einiger Bäume nieder und sprachen von gleichgiltigen Dingen.

Unvermittelt wandte sich Jusuff plötzlich zu mir mit der Bitte:

„Ich weiß, daß Du nicht aus unserem Lande bist und weit von hier sich Deine Heimat befindet, trotzdem man dies vergessen und glauben könnte, Du seiest einer der Unseren. Willst Du mir nicht etwas von Deiner Heimat erzählen?“

Ich war erstaunt und doch erfreut zugleich. Spricht doch jeder in fernen Landen gern von derselben, sich im Geiste dahin versetzend.

Lange Zeit erzählte ich ihm nun von den Städten, den Eisenbahnen, dem Militär,

den Schule usw.

Das Militär schien ihn am meisten zu interessieren. Er quälte mich förmlich mit seinen Fragen.

Wieder konnte ich hier einen Einblick in das Seelenleben und den Geist dieses Mannes tun, und was ich sah, überraschte mich ungemein, und wie bei diesem, so mußte ich noch manchmal mit Bewunderung wahrnehmen, auf was für einer hohen Stufe diese Araber eigentlich stehen.

Diese seltene Schärfe des Geistes, diese schnelle Auffassungsgabe und sich Hineindenken in andere ihnen doch völlig fremde Verhältnisse zwingen tatsächlich Anerkennung ab.

Aber selten kommt es leider vor, daß sich der Araber einem Fremden gegenüber erschließt.

Und doch kann es keinen besseren Gesellschafter, keinen treueren Gefährten geben als den Araber, wenn man sein volles Vertrauen einmal gewonnen hat. Er giebt sich ganz, ohne Zurückhaltung, und man findet vorwiegend nur gute Eigenschaften.

Aber wehe dem, der sich ihn zum Feinde macht, ich kann mir dann auch keinen ausdauernderen, unerbittlicheren Gegner denken.

Endlich wanderten wir zum Lager zurück. Wir waren anscheinend die Letzten; denn alles wartete schon auf unsere Rückkehr.

Da trat Omar zu mir:

„Hattest Du Deinen Freund nicht bei Dir, Shidi?“

„Wen meinst Du?“, frug ich noch ganz in Gedanken versunken.

„Den Mann mit den wackelnden Ohren“, entgegnete Omar.

„Ist er nicht da?“, rief ich erschreckt.

„Nein, Shidi!“

„Wo sahst Du ihn zuletzt?“

„Ich nahm ihn hierher mit zurück. Er ging aber wieder fort um Dich aufzusuchen, wie er mir zu verstehen gab.“

„Welche Richtung schlug er ein?“

„Dieselbe, aus welcher Du gekommen bist!“

„Ist es schon lange her?“

„Mehr als eine Stunde!“

Etwas beunruhigt berichtete ich dem Scheich das Verschwinden Links.

„Wir wollen einige Schüsse abfeuern; er muß dieselben hören“, entgegnete Jusuff, während er zugleich den diesbezüglichen Befehl gab.

Kurz darauf knatterten in schneller Reihenfolge die Schüsse der Beduinen.

Aber keine Antwort erfolgte.

Link hatte sein Gewehr mit, deshalb konnte er ebenfalls schießen.

Wieder donnerte eine Salve, diesmal geschlossen.

Rollend wurde der Schall von den Bergwänden zurückgeworfen.

Jetzt mußte es Link unbedingt hören, mochte er noch so weit gegangen sein.

Aber alles blieb still.

Drei, viermal wurde dieses Manöver mit längeren Zwischenpausen wiederholt.

Immer gaben die Berge nur das Echo zurück. Eine Antwort erfolgte nicht. Link ließ kein Lebenszeichen von sich hören.

Nun wurde ich ernstlich um meinen Kameraden besorgt.

Jusuff trat zu mir.

„Ich werde eine Truppe aussenden, welche die Umgebung absuchen mögen“, sagte er beruhigend.

„Ich schließe mich mit Omar an“, rief ich entschlossen. „Wir müssen ihn finden.“

Sofort schwärmten eine größere Anzahl Beduinen aus. Omar und ich hinterdrein.

Ersterer blieb stets an meiner Seite.

Alles suchten wir ab. Hinter jeden Strauch wurde gesehen, in der Meinung, Link könnte eingeschlafen sein.

Nichts! Nichts fand ich.

Schuß auf Schuß wurde abgefeuert.

Ohne Erfolg.

So kehrten wir nach einigen Stunden wieder zurück in der Hoffnung, daß die Anderen vielleicht eine Spur gefunden hätten.

Als wir in das Lager einritten und der Scheich mich fragend ansah, wußte ich, daß man auch hier noch nichts kannte.

„Ich habe gar nichts gefunden“, war meine gedrückte Antwort. „Nicht das Geringste.“

„Alle meine Krieger sind noch nicht zurück“, tröstete mich der Scheich. „Du brauchst die Hoffnung noch nicht aufgeben.“

Stumm saß ich da und erwartete die Rückkehr der Krieger.

Einer nach dem anderen traf ein. Alle mit der gleichen Antwort:

„Wir haben nichts gesehen!“

Nur noch zwei waren unterwegs und ich sah auch diese schon im Geiste vor mich hintreten mit den Worten:

„Wir fanden nichts!“ —

Da endlich kamen die beiden Beduinen, aber, wie ich schon von Weitem sah, ohne Link.

Eine Träne stahl sich mir ins Auge. Ich konnte es nicht hindern. Armer Link! Was mag Dir begegnet sein?

Vielleicht befand er sich irgendwo in Todesnot, vergeblich auf unsere Hilfe hoffend. Hatte ich nicht selbst erst am Tage vorher solche Qualen durchgemacht?

Ich sprang auf.

Da trat der Scheich mit den beiden zuletzt Gekommenen zu mir und sagte ernst:

„Diese zwei Krieger haben Spuren gefunden, nach welchen man annehmen kann, daß Dein Begleiter überfallen und gefangen genommen wurde. Ist er aber in Gefangenschaft, so lebt er auch noch, und Du brauchst nicht so betrübt zu sein. Wir werden ihn befreien.“

„So laß uns aufbrechen, o Scheich“, rief ich erregt.

Beschwichtigend legte derselbe seine Hand auf meine Schulter.

„Beruhige Dich und höre meinen Vorschlag“, erwiderte er freundlich. „Wir reiten jetzt in das Lager zurück, die ganze Nacht hindurch. Morgen sind wir dann bereits dort und reiten mit einer größeren Anzahl Krieger wieder fort zu den Weideplätzen der Ghasari; denn nur diese können es gewesen sein. Mit den wenig Leuten

würden wir mehr schaden als nützen.“

Dies leuchtete mir ein. Dankbar drückte ich ihm die Hand und sagte:

„Habe Dank für die Zusage Deiner Hilfe“!

„Die ist meine Pflicht! Ihr seid meine Gäste, und wer Euch beleidigt, der beleidigt mich!“ —

Nun wurde unser Lager abgebrochen.

Der Verwundete war bewußtlos durch den starken Blutverlust. Für seinen Transport war dies vorteilhaft und so traten wir den Rückweg an.

„Wollen wir vorsichtig sein, damit die Spuren der Ghasari nicht verwischt werden“, mahnte ich den Scheich.

Doch dieser wehrte mit seinem ruhigen, überlegenen Lächeln ab.

„Ich kenne der Ort, wo die Ghasari lagern und werde denselben auf näheren Wegen zu erreichen wissen.“

Desto besser. Das selbstbewußte, sichere Wesen Jusuffs flößte mir großes Vertrauen ein, und wie ich ihn bereits kannte, sagte er nichts, ohne die Gewißheit zu haben, es auch erfüllen zu können.

Trotzdem der Verwundete mit größter Sorgfalt behandelt wurde, kamen wir doch schnell vorwärts und trafen im Laufe des Vormittags im Hauptlager ein.

Alle gaben sich dann einige Stunden der Ruhe hin, nur mir war es nicht möglich, solche zu finden, sondern aufgeregter wanderte ich zwischen den Zelten herum.

Nirgends sah ich eine Vorbereitung zu einem Kriegszuge; denn ein solcher sollte es doch werden. Um so unruhiger wurde ich und konnte den Abend kaum erwarten.

Alles blieb still im Lager.

Da kam ein Bote des Scheichs, welcher mich suchte. Schnell folgte ich diesem.

Jusuff war allein in seinem Zelte. Inmitten desselben stand ein großes Gefäß mit Wasser.

Ernst, fast feierlich trat er mir entgegen.

„Hast Du Vertrauen zu mir, o Zine el Gasare?“, fragte er, meine Hand fassend und mir tief in die Augen blickend.

Ich hatte das Gefühl, als wollte er mir in der Seele lesen und könne mit seinem

Blicke bis in mein Inneres dringen.

„Gewiß, o Scheich!“, antwortete ich erstaunt.

Er fuhr fort, mich durchbohrend anzusehen.

„Volles Vertrauen?“, war seine nochmalige Frage.

„Unbegrenzt, o Scheich“, lautete meine überzeugte Antwort; denn ich brachte dies Jusuff wirklich entgegen, verbunden mit einer freundschaftlichen Zuneigung.

„So wirst Du mir sagen können, wo sich Dein Gefährte jetzt befindet!“

„Ich — sollte — Dir — sagen, wo — mein — Freund — jetzt — ist?“, frug ich gedehnt und erstaunt zugleich. „Verstand ich Dich recht?“

„Gewiß“, entgegnete er mit einer Sicherheit, welche mich verblüffte. „Du kannst und wirst es mir sagen!“

War denn der Scheich plötzlich verrückt geworden? Er kam mir ganz unheimlich vor, und ich trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ja wie soll denn dies möglich sein? Du weiß doch, daß ich den Aufenthalt ebenso wenig kenne wie Du?“

Mir stieg plötzlich der Gedanke auf, daß Jusuff selbst Link hatte verschwinden lassen und sich nun auch meiner entledigen wollte. Doch bald verwarf ich diese ungeheuerliche Idee wieder.

Es schien, als ob Jusuff mir die Gedanken von der Stirne abgelesen hätte, als er halb vorwurfsvoll erwiderte:

„Sagtest Du nicht, daß Du volles Vertrauen in mich setzest?“

„So sagte ich!“, war meine prompte Antwort, während ich mich meines so plötzlich aufgestiegenen Zweifels schämte.

„So frage mich nichts mehr und tue, was ich Dir sagen werde!“

Mit diesen Worten führte er mich zu dem Gefäße mit Wasser. Hier hielt er minutenlang seine Hand über dasselbe, mich fortwährend dabei ansehend.

Endlich zog er dieselbe zurück und bat:

„Schau hinein in das Wasser und wende keinen Blick davon, denke an nichts anderes als an das, was ich von Dir verlange.“

Mir wurde etwas ungemütlich zu Mute. Ich zweifelte jetzt wirklich an dem Verstande des Scheichs, gehorchte aber trotzdem ruhig, um zu sehen, wie sich die

Sache entwickeln sollte. Etwas wie Mitleid mit dem armen, sonst so geistreichen Manne regte sich in mir. Wahrscheinlich war er von irgend einem Wahne befallen worden.

„Siehst Du etwas?“

Eintönig klang seine Stimme an mein Ohr.

Jetzt war ich wirklich von der Krankheit Jusuffs überzeugt.

Ich sah natürlich nichts und antwortete wahrheitsgetreu:

„Nein! Nicht das Geringste!“

Eine kleine Pause entstand. —

„Immer noch nichts?“

In gleichem Tonfalle war die Frage an mich gerichtet.

Langsam bewegte der Scheich wieder seine Hände über dem Wasser.

„Schau ruhig weiter“, sagte er dabei. „Bald wirst Du ein Bild sehen, welches Dir sagt, wo sich Dein Freund jetzt in diesem Augenblicke befindet.“

Ich wollte Jusuff den Willen tun und senkte meinen Blick wieder mit stiller Ergebung in das Wasser, welches ganz klar war. Ich konnte bis auf den Grund sehen.

Doch da — — — — was ging da vor?

Hatte mich der Scheich mit seinem Irrsinne angesteckt?

Das Wasser vor mir belebte sich plötzlich mit verschiedenen Farben. Alles noch wirr durcheinander. Wie ein Schleier lag es auf dem Ganzen. Dann traten aber bestimmtere Formen hervor.

Erstaunt rieb ich die Augen. Überrascht blickte ich wieder in das Gefäß, wo der Spuk nach wie vor sein Unwesen trieb. Die Farben gruppieren sich, die Umrisse wurden klarer und schärfer.

„Siehst Du etwas?“

Die Stimme Jusuffs schlug wie aus weiter Ferne an mein Ohr.

„Ja, ja! Ich sehe etwas!“

Ich glaube, ich schrie mehr als ich sprach.

„Lasse Dich nicht stören. Beobachte scharf, denn bald wird es wieder vergehen!“

Ich strengte mich an, um mir nichts entgehen zu lassen, aber noch war nicht alles klar.

Da trat das Bild plötzlich scharf hervor.

In diesem Augenblicke sagte Jusuff hastiger:

„Erzähle, was Du jetzt siehst! Beeile Dich!“

Ich war starr vor Staunen. Schweiß trat auf meine Stirne; mir schmerzten fast die Augen:

Wieder drängte der Scheich:

„Erzähle!“

In abgerissenen Sätzen entfuhr es meinen Lippen:

„Ich sehe — eine große, grüne Fläche. — Palmen stehen überall — Pferde weiden — Beduinen sitzen um ein Feuer — daneben liegt ein gefesselter Mann. — Allmächtiger! Es ist Link! — Er bewegt sich. — Er scheint zu sprechen, — das Gesicht verrät es mir — — — — —“

Hier stockte ich, tief Atem holend.

Der Scheich aber drängte:

„Sprich weiter! Beeile Dich!“

Ich fuhr fort:

„Jetzt steht ein Araber auf. — — Link lacht. — — Er scheint ihn zu verhöhnen. — — Der Araber springt auf ihn zu. — — Himmel! — — — Er wird ihn töten!“ — — —

Der Schweiß tropfte mir von der Stirne und machte das Wasser unruhig, das Bild wurde verschwommen. —

Endlich war es wieder klar.

„Weiter! Weiter!“ drängte Jusuff.

„Allah sei Dank — — er hat ihn nicht getötet — — nur geschlagen. — — Ich sehe es an dem wütenden Gesichte Links — — —“

„Sieh' Dir die Gegend genau an, daß Du sie erkennst! Eile!“ rief der Scheich.

Mit schnellem Blicke umfaßte ich das ganze Bild und prägte es mir ein. Jeden einzelnen Baum hätte ich wiedererkannt.

Verschwommener wurden endlich die Farben, matter und matter, bis ich plötzlich wieder in das klare Wasser starrte.

Ja, hatte ich denn alles wirklich gesehen? War es wieder ein Trugbild dieses märchenhaften Landes, gleich der Fata morgana? Wachte ich denn überhaupt, oder hatte ich geträumt? Ich fuhr mit der Hand über die noch mit Schweiß bedeckte Stirne und sah mich um.

Dabei fiel mein Blick auf den Scheich.

Dieser saß in sich zusammengesunken am Boden. Seine halbgeöffneten Augen schauten mich mit einem leeren Ausdrücke an, als wäre der Geist weit, weit fort.

Nochmals starrte ich in das Wasser. Es war hell und klar. Seltsam!

Wieder sah ich Jusuff an. Dieser hockte immer noch da. Er atmete kaum.

Plötzlich zuckte es belebend über sein Gesicht. Ein Ruck ging durch den Körper, die Augen erhielten Glanz und Feuer, er sprang auf und war wieder ganz der Alte.

„Ich danke Dir“, sagte er zu mir. „Wir werden Deinen Freund finden und befreien.“

Er sagte dies in so selbstverständlichem Tone, daß auch ich davon überzeugt war, und keinen Moment an zufriedenstellender Ausführung dieses Unternehmens zweifelte.

Kein Wort wurde jetzt mehr über das Geschehene gesprochen.

Ich fragte absichtlich nicht, wie es möglich war, das Bild im Wasser erscheinen zu lassen, wußte ich doch, daß der Scheich mir dies Geheimnis viel früher sagen würde, wenn ich keine Wißbegierde zeigte. Darin sollte ich mich auch nicht getäuscht haben.

Jusuff lud mich ein, an dem Abendbrote teilzunehmen.

Kaum war dies beendet, so trat Letzterer vor das Zelt und ließ einen gellenden Schrei hören.

Langgezogen und anhaltend klang es in der Ferne:

Hi—i—i—i——o—o—o—o!

Ich hörte diese Töne mehrmals an verschiedenen Stellen wiederholen. Gleich darauf vernahm ich Pferdegetrappel und dem Winke Jusuffs folgend, trat ich vor das Zelt.

Ein Beduine hielt hier mit Zoba'a und dem Pferde des Scheichs.

Wir saßen auf. Omar gesellte sich zu uns, und wir ritten nach den Weideplätzen.

Hier harrten in langer Reihe eine stattliche Anzahl Krieger, alle marschbereit. Dumpf dröhnte der Boden, als sich der mächtige Trupp in Bewegung setzte und mit ziemlicher Schnelligkeit das Lager verließ, der Scheich an der Spitze.

Kaum hatten wir das Tal verlassen und freies Land erreicht, so galoppierten zehn Beduinen aus den vordersten Reihen an uns vorbei, schwärmten auseinander und stoben zu zweien in verschiedene Richtungen davon.

Es waren Kundschafter, welche voraus eilten.

Man merkte, daß dieser Stamm kampfgeohnt und jederzeit gerüstet war, einen Angriff abzuwehren, oder Andere zu überfallen.

Die ganze Nacht wurde geritten, in der Mittagszeit des nächsten Tages geruht und am Spätnachmittag ging es wieder weiter.

Ab und zu kam einer der Späher zurück und brachte eine Nachricht, um gleich darauf wieder davon zu sprengen.

Wir kamen durch fruchtbare Gegenden. Wie auf einem großen, grünen Teppich ritten wir dahin.

Plötzlich tauchte eine Gruppe von Palmen auf.

Hier war ich doch schon gewesen?

Aber bei der Jagd nicht; denn der Scheich hatte diesmal einen anderen Weg eingeschlagen.

Nein! Es war unmöglich! Und doch kannte ich fast jeden Baum.

Ah — jetzt wußte ich es.

Die Gegend vor mir bot genau das Bild, welches ich in dem Wasser gesehen hatte, als ich in dem Zelte des Scheiches in das Gefäß blickte.

Fast bestürzt suchte ich nach den Resten eines Lagerfeuers.

Ich wußte genau die Stelle, wo sie zu finden sein mußten, und wirklich — ein halblauter Schrei der Überraschung entfuhr meinem Munde, — da lagen vor mir die Überreste des Feuers.

Mit überlegenem Lächeln sah mir Jusuff, welcher an meiner Seite stand, in das Gesicht, als wollte er sagen:

„Siehst Du, ich kann mehr als Ihr gelehrten Abendländer. Mach mir das Kunststück einmal nach.“

„Ist dies der Ort, den Du gesehen hast?“, fragte er mich.

„Ja, o Scheich, es ist derselbe Ort. Ich erkenne ihn genau wieder. Hier ist das Feuer gewesen, da saßen die Beduinen, und dort unter jener Palme muß mein Freund gelegen haben.“

Ich schritt bei diesen Worten nach der von mir bezeichneten Stelle, um vielleicht irgend ein Zeichen Links zu finden.

Meine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Link hatte mit den gefesselten Händen verschiedene Kräuter abgerissen, so viel ihm möglich gewesen war, ohne die Aufmerksamkeit seiner Wächter zu erregen.

„Von hier aus werden wir die Spur aufnehmen. Ich kenne dieses Gehölz. Es ist das einzig derartige hier, welches auf dem Wege zu den Ghasari liegt“, sagte Jusuff zu mir. „Wir können Deinen Freund nicht verfehlen.“

Er sprach mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die wirklich auch in mir den unerschütterlichen Glauben erweckte, daß die Befreiung Links ein Leichtes sein würde.

Über Tag um Tag verging, ohne daß wir die vor uns her Eilenden oder das Hauptlager derselben erreicht hätten.

Wie mochte es meinem armen Link ergehen?

Den vierten Tag ritten wir nun schon und meine Gedanken beschäftigten sich damit, zu erwägen, ob eine sofortige Verfolgung nicht doch besser gewesen wäre, als weit vor uns zwei Reiter sichtbar wurden, welche in rasender Eile heran sprengten.

Sofort ließ Jusuff Halt machen und wir warteten gespannt auf das Eintreffen der Beiden.

Es waren zwei unserer Späher, welche kurz vor dem Scheiche, an dessen Seite ich mich befand, die Pferde parierten.

„Was habt Ihr zu verkünden?“, fragte Jusuff nicht ohne Spannung.

„Eine halbe Tagereise von hier ist das Lager der Ghasari, o Scheich“, erwiderte einer derselben.

„Hast Du die Zahl unserer Feinde schätzen können?“ erkundigte sich Jusuff weiter.

„So viel ich gesehen habe, sind uns die Ghasari um das Doppelte überlegen.“

„Was sagst Du?“, rief der Scheich erstaunt.

„Sie sind uns an Zahl weit überlegen und werden mehr als doppelt so stark sein“, war die bestimmte Antwort.

Jusuff runzelte leicht die Stirne.

„Wie ist dies möglich? Die Ghasari sind doch nie in dieser Stärke so weit an unser Gebiet herangekommen?“

Niemand wußte hierauf eine Erklärung.

„Wir wollen vor allem die anderen Kundschafter abwarten“, entschied Jusuff nach einigem Nachsinnen.

Seinen Worten folgte sofort die Tat, und in kurzer Zeit waren alle abgesehen.

Die Ruhe tat auch Vielen wirklich Not; denn der Ritt war ein sehr anstrengender gewesen.

Nach Verlauf von ungefähr vier Stunden trafen noch sechs der Vorausgesandten ein, so daß nur noch zwei übrig blieben.

Alle brachten ungefähr die gleiche Nachricht.

Endlich kamen auch die Letzten angesprengt, und diese hatten den besten Erfolg zu verzeichnen.

Einer von ihnen meldete:

„Es war mir möglich, vergangene Nacht in das Lager der Ghasari zu schleichen und das Gespräch einiger Männer zu belauschen. So viel ich daraus hören konnte, ist ein Überfall auf unsere Weideplätze am Djebel Athal geplant.“

Drohend zogen sich die Brauen Jusuffs zusammen.

Der Kundschafter fuhr fort in seinem Berichte:

„Die Ghasari kennen unsere Stärke genau. Ihre Späher sind bis in unserer Nähe gewesen. Auf dem Rückwege haben sie unseren Gast gefangen genommen.“

Finster vor sich nieder starrend, saß der Scheich da. Dann wandte er sich zu mir:

„Was sagst Du zu dem Allen?“

„Meiner Ansicht nach ist es sehr gut, daß wir schon hier sind; denn nun können wir den Plan unserer Feinde vereiteln“

„Wo wir so in der Minderheit sind?“

„So wie ich Deine Krieger kennen lernte, wiegt der Hadjiman wohl zwei dieser Ghasari auf.“

Ein befriedigendes Lächeln glitt um die Lippen Jusuffs.

Es war nicht etwa ein Schmeicheln von mir, daß ich dies sagte, sondern meine vollste Überzeugung.

Denn schon einmal hatte ich ja diese Krieger im Ansturm auf einen weitaus stärkeren Feind gesehen. Die ganze sengende Glut der Wüste, in welcher sie zum großen Teile leben, schien damals aus ihnen hervorzubrechen. Es machte den Eindruck, als ob sie dieselbe in sich aufgesogen hätten und es nur eines kleinen Anstoßes bedarf, um sie zu lodernder Flamme aufschließen zu lassen.

Mich an den Späher wendend, fragte ich:

„Hast Du erfahren können, wo sich der Gefangene befindet?“

„Nein, o Herr! Dazu blieb mir keine Zeit“, war die wenig tröstliche Antwort.

„Da unsere Gegner einen Überfall planen, müssen wir zum Angriff schreiten“, entschied der Scheich jetzt, „sonst hätten wir ja bei der Menge der Feinde die Befreiung durch List versuchen können.“

„Wir können beides vielleicht verbinden, o Scheich“, rief ich nach kurzem Nachdenken.

„Wie meinst Du das?“, fragte Jusuff erstaunt.

„Kannst Du mir sagen, ob sich irgend ein Gebüsch zwischen hier und dem feindlichen Lager befindet, welches uns verbergen könnte“, wandte ich mich statt aller Antwort an den immer noch vor uns stehenden Kundschafter.

„Nein, o Herr“, entgegnete derselbe, „es giebt kein solches Gebüsch auf diesem Wege, aber auf der anderen Seite des feindlichen Lagers.“

„So ist alles nur Weideland?“

„Nein, Gebüsche giebt es schon, aber dieselben sind nicht so groß, daß sie uns aufnehmen könnten.“

„Hm, wie wäre es, o Scheich, wenn ich in das Lager der Ghasari reiten würde?“, fragte ich den aufhorchenden Jusuff.

Dieser sah mich an, als hätte ich irre geredet.

„Du? Allein?“, rief er erschrocken. „Bist Du von Sinnen?“

„Vorläufig noch nicht“, erwiderte ich ruhig. „Auch werde ich nicht allein gehen;

denn Omar wird mich begleiten.“

Jusuff sah mich immer noch an, als zweifle er an meinem Verstande.

„Glaubst Du denn, die Ghasari werden Dich wieder fortlassen?“

„Das nun gerade nicht. Aber ich werde trotzdem gehen. Höre mir zu, o Scheich: Ich will in das Lager reiten und sehen, ob sich eine Gelegenheit bietet, meinen Freund zu befreien. Natürlich sage ich, Du habest mich gesandt, um Deinen gefangenen Gast zu fordern.“

„Man wird Dich ebenfalls gefangen nehmen“, fiel Jusuff ein.

„Und wenn man es wagt, mich, einen Abgesandten von Dir, zurückzuhalten?“

„Dann würde ich Dich befreien!“

„Siehst Du, dasselbe dachte auch ich; darum kann ich ruhig gehen!“

„So willst Du wirklich fort?“

„Gewiß!“

„Dann werde ich Dir in einiger Entfernung mit meinen Kriegern folgen.“

„Dieser Rat wollte ich Dir auch geben, o Scheich. Nimm eine Anzahl Deiner Krieger, und begleite mich bis zu einem der Gebüsche, von welchem der Kundschafter gesprochen hat.

Hinter denselben kannst Du Dich mit den Deinigen verbergen. Gelingt es mir, den Gefangenen zu befreien, so werde ich sicher verfolgt. Natürlich wird nicht der ganze Stamm zu meiner Verfolgung aufbrechen, sondern nur ein Teil davon. Ich nehme dann meinen Weg direkt auf das Gehölz zu, hinter welchem Du Dich befindest, und die Feinde kommen dadurch in unsere Hände.“

Jusuff sann eine Zeit lang nach und entgegnete dann beifällig:

„Der Plan ist gut. Nimmt man Dich aber gefangen, so überfalle ich in der nächsten Nacht das Lager. Wann gedenkst Du aufzubrechen?“

„Sobald es dunkel ist. Ich halte kurz vor dem feindlichen Lager noch eine Rast, damit mein Pferd bei vollen Kräften ist; wenn eine Flucht sich nötig machen sollte.“ —

Der nächste Morgen fand mich schon vor den Zelten der Ghasari. Omar ritt wie immer an meiner Seite. Er scheute keine Gefahr. Hinter mir wußte ich den Scheich mit ungefähr hundert seiner Krieger. Die Entfernung bis zu dessen Standort mochte drei Stunden betragen.

Schnell sprengte ich näher und konnte das ganze Lager übersehen.

Die Kundschafter mochten recht haben, daß sie die Anzahl der Gegner auf das Doppelte schätzten. Bei einem Kampfe würde es jedenfalls sehr heiß zugehen, und nur eine vollständige Überrumpelung konnte uns zum Siege verhelfen. Der Feind mußte in Verwirrung gebracht werden, sonst war ein Erfolg bei dem nicht den geringsten Vorteil bietenden Terrain sehr zweifelhaft.

Aber noch einen Ausweg gab es, und diesen wollte ich einschlagen. Man konnte die Ghasari vor dem Angriffe schwächen. Vor allen Dingen mußte ich aber erst meinen armen Link heraushaben; denn sonst stand dessen Leben in Gefahr.

Da bemerkte ich, daß unter den Feinden Unruhe entstand. Wir waren gesehen worden.

Sofort ließ ich Zoba'a mächtig ausgreifen, damit man mir nicht entgegenkommen, und ich die ersten Zelte wenigstens erreichen konnte.

Omar hielt sich wacker an meiner Seite, und schon hatten wir einige Zelte hinter uns, als eine Gruppe Ghasari uns zwang, stehen zu bleiben.

Der Gruß war nicht gerade freundlich, mit welchem wir empfangen wurden, und finster, drohend blitzten die Augen der uns Umringenden.

Einer derselben wollte die Zügel meines Pferdes ergreifen. Ich aber rief ihm kurz und befehlend zu:

„Nimm die Hand weg!“

Unwillkürlich ließ er los.

„Steige ab!“, herrschte mich gleichzeitig ein dicht neben mir stehender, langer Mensch an.

Erstaunt wandte ich mich diesem zu:

„Hast Du mir etwas zu befehlen? Begrüßt man bei Euch so die Gäste?“

„Du bist nicht unser Gast!“, war die prompte Antwort.

„Aber ich will es werden!“, sagte ich hartnäckig. „Ruft Euren Scheich!“

„Wir nehmen nicht jeden als Gast auf“, grollte der Lange wieder drohender. „Wer bist Du?“

„Hast Du nicht gehört, daß ich den Scheich sprechen will?“, entgegnete ich statt aller Antwort. „Lasse ihn sofort rufen oder ich hole ihn selbst!“

Meine Hand ruhte auf dem Revolver, und auffällig lockerte ich denselben.

In diesem Augenblicke tönte Pferdegetrappel an mein Ohr, und bald darauf erschien ein Trupp berittener Beduinen.

Das war sehr unangenehm; denn ich hatte schon bemerkt, daß ich keineswegs auf friedliches Entgegenkommen rechnen durfte, und war ich von Berittenen umgeben, so blieb der Erfolg eines Ausbruches zweifelhaft.

Glücklicherweise machten die Reiter vor mir Halt und ein graubärtiger Araber frug:

„Was will der Fremdling?“

„Er will den Scheich sprechen“, entgegnete der Lange an meiner Seite.

„So sprich!“, rief der Graubart mir zu:

„Bist Du der Scheich?“, war meine ruhige Frage.

Der Alte zögerte.

„Nein!“

„So werde ich Dir auch keine Antwort geben!“, entgegnete ich bestimmt.

„Du redest eine kühne Sprache!“, rief der Alte finster. „Wie ist Dein Name?“

„Den werde ich dem Scheich sagen“, antwortete ich gemächlich. „Ruft ihn!“

Eigentlich war es mir jetzt sehr gleichgiltig, ob der Scheich kam oder nicht; denn ich hatte soeben etwas bemerkt, was meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregte und mich veranlaßte, die Unterhaltung etwas auszudehnen, um Zeit zu gewinnen.

Während meine Augen nämlich die Umgebung absuchten, gewahrte ich hinter den Reitern einen Mann in ziemlich defekter Kleidung mit einer schweren Last auf dem Rücken einem der Zelte zuschreiten.

Bei meiner letzten Antwort, welche weithin gehört wurde, da ich sehr laut sprach, hob der Träger etwas den Kopf und ich erkannte — wer beschreibt mein Erstaunen und meine Freude — Link, meinen braven Gefährten, der wahrscheinlich hier Sklavendienste verrichten mußte.

Auch er hatte mich erkannt, das verrieten wenigstens seine Ohren und die weit aufgerissenen Augen. Vor Überraschung ließ er seine Bürde fallen und richtete sich auf.

Ein in seiner Nähe stehender Ghasari aber machte ihm sofort klar, daß sich eine derartige Neugier für einen Sklaven nicht schicke; denn er gab ihm einige derbe

Rippenstöße, welche Link aber gar nicht zu bemerken schien, sondern seine Augen ruhten immer noch auf mir, als sähe er einen Geist.

Was kümmerte mich jetzt noch der Scheich? Er war mir gleichgültig. Wenn ich nur meinen Link hatte und den mußte ich bekommen, dazu war die Gelegenheit zu verlockend.

Mit leichtem Schenkeldrucke brachte ich mein Pferd in unruhige, tänzelnde Bewegung und scheinbar zu demselben sprechend und es beruhigend, klopfte ich ihm auf den Hals und rief in deutscher Sprache:

„Schnell hierher, Freund, auf Zoba'a!“

Dabei näherte ich mich gleichzeitig dem alten Araber, in welchem ich einen angesehenen Ältesten vermutete.

Ich sollte mich auch darin nicht getäuscht haben; denn dieser fuhr zürnend fort:

„Nenne mir Deinen Namen! Den Scheich kannst Du nicht sprechen. Ich bin einer der Ältesten des Stammes.“

Ein schneller Seitenblick belehrte mich, daß Link näher kam, allerdings gefolgt von dem Beduinen, welcher ihm unter derben Stößen verständlich zu machen suchte, daß er arbeiten sollte.

Scheinbar nachgebend, ritt ich nun dicht an den Ältesten heran, indem ich sehr geheimnisvoll tat und entgegnete:

„So sollst Du meinen Namen und mein Begehren wissen. Doch erlaube, daß ich an Deine Seite komme, denn es ist eine Botschaft, welche noch nicht alle hören dürfen.“

Mißtrauisch aber rief der Alte:

„Du kannst laut sprechen. Wir haben in unserem Stamme keine Geheimnisse!“

Er konnte jedoch nicht verhindern, daß ich dicht an seine Seite kam und Zoba'a bereits gewendet hatte.

Da hörte ich aber auch schon Link dicht neben mir schnaufen.

„So hört es Alle“, rief ich nun fast überlaut. „Man nennt mich Zine el Gasare! Ihr habt einen Franken als Sklaven, den will ich mir holen!“

Während alle gespannt meinen Worten lauschten, war Link mit Hilfe Omars auf Zoba'a gesprungen.

Ich riß, mich vorneigend, mit schnellem Griff die Zügel aus der Hand des

Ältesten und ehe die Verblüfften auch nur wußten, was eigentlich geschehen war, donnerte ich in die Menge:

„Beim ersten Schuß, den Ihr abgebt, ist Euer Ältester verloren!“

Drohend hielt ich den Revolver auf diesen gerichtet.

Der lange Araber, welcher zuerst gesprochen hatte und immer noch an meiner Seite stand, erhielt von mir einen derben Stoß mit der Fußspitze in den Magen, daß er zurücktaumelte, und nun drückte ich fest die Schenkel an.

Zoba'a bäumte sich hoch auf. Vor den wild schlagenden Hufen des Pferdes prallten die Zunächststehenden entsetzt zurück und gaben den Weg frei.

Omar hatte das gleiche Manöver ausgeführt, und wie ein Sturmwind sausten wir davon.

Der Graubart an meiner Seite wußte gar nicht, wie ihm geschah. Erst nachdem das letzte Zelt schon weit hinter uns lag, kam er zur Besinnung und schrie mich an:

„Laß die Zügel los, Du Hund! Bist Du denn wahnsinnig? Wir können Euch doch zermalmen?!“

Ich lachte ihn an.

„Zermalme nur, wenn Du willst, lieber Freund, aber bewege dabei ja Deine Hände nicht; denn sonst wärest Du sofort verloren, ebenso sicher, als wenn die Deinen es wagen würden, auf uns zu schießen.“

Ein vielstimmiges Geschrei hinter uns ließ erkennen, daß sich die Überraschten in verhältnismäßig kurzer Zeit erholt hatten und nachsetzten.

„Sie folgen uns!“, rief mir Omar zu.

Ich durfte den Alten nicht aus den Augen lassen und konnte mich deshalb nicht umschauen. Wir mußten die Verfolger aufhalten.

„Schieße, Omar!“, sagte ich hastig. „Aber nur auf die Pferde.“

Omar war ein vortrefflicher Schütze und ich wußte, daß keine seiner Kugeln verloren gehen würde. —

Unmittelbar darauf krachte auch schon ein Schuß.

Ein Wutgeheul gab mir die Antwort, daß derselbe nicht fehlgegangen war. Ich brauchte mich nicht umzusehen.

Nochmals knallte es. Anscheinend wieder mit Erfolg.

Nach dem dritten Schusse rief Omar:

„Die Verfolger stocken; denn drei Pferde sind gestürzt!“

Wir erhielten dadurch wenigstens etwas Vorsprung.

„Omar, nimm dem Ghasari die Waffen ab!“

Als dieser meinem Wunsche nachkam, rief der Graubart entrüstet:

„Was willst Du tun? Ich gebe meine Waffen nicht her!“

„Das brauchst Du gar nicht“, entgegnete ich. „Wir nehmen dieselben schon selbst.“

Unter der drohenden Mündung meines Revolvers wagte er keinen Widerstand. Ich steckte nun meine Waffe ein und sah mich um. Wir hatten unterdessen einen ganz annehmbaren Vorsprung erreicht, und ich konnte Zoba'a nun eine Erleichterung schaffen.

Deshalb hielt ich an und befahl dem Ghasari:

„Steige ab!“

„Wozu?“, fragte er kurz und unwirsch.

„Weil wir Dein Pferd benötigen!“

„Ihr wollt mir mein Pferd rauben!“

„Halte keine lange Rede und steige ab!“, befahl ich nochmals ungeduldig und sprang selbst ab.

„Benützen Sie den Hengst des Ghasari“, sagte ich Link, welcher bisher seinem Charakter entgegen noch nicht gesprochen hatte.

Sofort glitt mein Freund von Zoba'a herunter und trat an des Arabers Pferd.

Letzterer saß immer noch oben.

„Herunter!“, rief ich nun barsch; denn wir konnten uns nicht mehr länger aufhalten.

„Was soll ich denn unten?“, rief derselbe erbost.

„Zurück zu den Deinigen laufen!“, war meine kurze Antwort.

Ich merkte wohl, daß er uns durch seine Reden hinhalten wollte

„Laufen? Niemals!“, schrie er mich an.

„Dann bleib' hier sitzen!“, entgegnete ich ruhig.

Gleichzeitig hatte ich ihn mit schnellem Griffe erfaßt und in den Sand gezerrt.

Hier saß er nun ganz verdutzt. Ich aber kommandierte:

„Aufsitzen!“

Dies Gespräch hatte sich natürlich in fieberhafter Eile abgewickelt, und bald sausten wir wieder dahin.

Sobald die Verfolger sahen, daß ihr Ältester am Boden saß, kamen sie mit Freudengeschrei hinter uns her.

Nun knallten aber auch Schüsse, da die Feinde wegen dem Stammesgenossen keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchten.

Aber wir waren doch schon zu weit, um noch ein sicheres Ziel zu bieten, und strengten alle Kräfte an, damit die Entfernung stets eine gleiche blieb.

Mich wunderte es, daß der sonst so redselige Link gar nicht sprach. War er krank? Es sah aber nicht so aus. Ich hatte schon mehrere Male beobachtet, daß er immer nach mir herüberschaute.

Endlich fragte ich ihn:

„Sind Sie krank, lieber Freund?“

Statt aller Antwort aber streckte er mir die Hand hin, schluckte und schluckte, und brachte endlich hervor:

„Das vergesse ich Ihnen nie!“

„Nanu!“, rief ich erstaunt. „Wie kommen Sie mir denn vor? Seit wann sind Sie so sentimental?“

Link aber entgegnete außergewöhnlich ernst:

„Ich hatte in der Tat schon alle Hoffnung aufgegeben. Morgen wäre es zu spät gewesen.“

„Wie meinen Sie das?“, fragte ich erstaunt.

„Soviel ich aus dem ganzen Handel merken konnte, bin ich verkauft worden.“

„Verkauft?“

„Ja,“ nickte er, während sein Schnurrbart trübe herabhing. „Es sind zweierlei Araber da.“

Ich horchte auf.

„Was sagen Sie da? Zweierlei Araber?“

„Ja, es sind nicht nur Ghasari, sondern auch noch andere. Ich hörte etwas wie Waschtumi oder so ähnlich.“

„Waren es vielleicht Dschewasimi?“

„So kann es auch gewesen sein, Sie haben Recht. Heute abend oder morgen sollten wir fort.“

„Wir?“

„Es sind noch mehr Sklaven da.“

„Aha!“

Jetzt wußte ich, warum die Ghasari so stark schienen. Jedenfalls trieben sie einen ganz schwunghaften Sklavenhandel und die Dschewasimi waren die Käufer. —

Wir hatten natürlich unsere Verfolger nicht aus den Augen gelassen und kamen jetzt dem Wäldchen näher, hinter welchem unsere Freunde lagen.

Ich verständigte Link davon, und triumphierend blitzte es in seinen Augen auf.

„Das ist prächtig“, rief er ergrimmt. „Dann bekommen diese Spitzbuben wenigstens gleich eine Züchtigung.“

„Sie haben es wohl nicht gut gehabt?“

„Gut gehabt?“, schnaubte er. „Ha! Gut gehabt! Geschlagen hat man mich. Ich habe mehr Schläge als zu essen bekommen. Den Tieren mußte ich getrocknete Datteln wegstehlen, nur um meinen Hunger stillen zu können.“ —

Unterdessen waren wir an das Gebüsch herangekommen, ließen es aber links liegen, damit uns die Verfolger weiter fliehen sahen und nicht auf den Gedanken kamen, in zwei Hälften das Gehölz zu umzingeln, in der Vermutung, wir hätten uns darin versteckt.

Unaufhaltsam sausten wir weiter.

Unaufhaltsam die Ghasari hinter uns her.

Etwas mäßigten wir jetzt den wilden Ritt.

Dies wurde von unseren Feinden bald bemerkt, und in wildem Triumphgeschrei gaben sie ihrer Freude Ausdruck.

Wir waren längst an unseren Freunden vorüber, denen die Kampfbegier in den Fingern zucken mochte.

In langen Linien standen sie zum Heranstürmen bereit.

Um jedes Stocken der Verfolger, welche unsere Bewegungen scharf beobachteten, zu vermeiden, und damit ihr brennendes Verlangen, uns einzufangen, noch gesteigert würde, und sie in der Hitze der Verfolgung jede Vorsicht außer Acht lassen sollten, mäßigte ich den Trab unserer Tiere noch mehr, als ich bemerkte, daß der Trupp das Gebüsch bald erreicht hatte.

Gleichzeitig begann ich im Sattel hin und her zu wanken, gleichsam, als ob ich erschöpft oder verwundet sei und ließ mich in die Arme Omars fallen, welcher mir zur Seite ritt und den ich währenddem von meinem Manöver verständigte.

Ein rasendes Johlen hinter uns bekundete die Freude, welche die Ghasari bei diesem Anblicke empfanden. Glaubten Sie doch uns sicher in ihren Händen zu wissen. In vollem Galopp stürmten sie heran.

Plötzlich brach dieser Tumult jäh ab.

Einen Moment hörte man nichts als das dumpfe Dröhnen der Pferdehufe. Dann aber ließ ein wildes Jauchzen die Luft erzittern.

Schon einmal hatte ich diese eigentümlichen Töne beim Ansturme gegen das Lager der Diener Husseins gehört. Schon einmal ließ es fast mein Blut erstarren und reizte doch auch wieder alle Sinne zu voller Tätigkeit.

Bei keinem anderen Stamme, keinem anderen Volke hatte ich es gehört, noch ist es später wieder zu meinen Ohren gedrungen.

Es ist kein Schreien, kein Heulen, nein, nur mit Jauchzen kann man es vergleichen.

Aber ein Jauchzen, welches durch Mark und Bein dringt und den Todesschrei des Opfers erstickt.

Wonetrunken möchte man diese knochigen Krieger der Hadjiman nennen, während sie sich in den Kampf stürzen, wenn das blitzende Auge nicht gar so scharf, die sehnige Hand nicht gar so ruhig und sicher wäre. Mit einem Freudentaumel oder Rausche könnte man den Zustand der verwegenen Reiter bezeichnen, wenn dieselben nicht gar so fest auf ihren durch den Ton bis auf das Äußerste erregten Tieren sitzen würden.

Dieses Jauchzen, welches sich losringt aus der Kehle, gleichsam um der vor Kampfeslust geschwellten Brust Luft zu verschaffen, zitterte jetzt, den Schreckenschrei der überlisteten Räuber übertönend, durch die Luft zu uns herüber.

Schnell jagten wir zurück.

Heftig wogte noch der Kampf, aber entschieden war er schon.

Scheich Jusuff kam uns entgegen und winkte ab, als wir uns daran beteiligen wollten.

Nur noch wenige Minuten währte es, dann trat Ruhe ein. Das kurze, heiße Ringen war zu Ende.

Aber wie erstaunte ich, als ich bemerkte, daß die Hadjiman die Feinde möglichst geschont hatten. Nur wenige Tote gab es. Die anderen waren mehr oder weniger verwundet und ein großer Teil unverletzt gefangen genommen worden.

Am meisten überraschte mich die große Anzahl der Ghasari, welche uns gefolgt war; denn ich zählte mehr als siebenzig Mann, die dem Vergnügen nicht hatten entsagen wollen, an einen Menschenjagd teilzunehmen.

„Ein wunderbarer Erfolg! Allah sei gepriesen“, sagte Jusuff erfreut, als ich ihm mit kurzen Worten den ganzen Hergang schilderte. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so schnell wieder kommen würdest.“

„Das vermutete ich selbst nicht“, gestand ich offen. „Ich rechnete mit mehr Schwierigkeiten und dachte nicht, daß es ohne harten Kampf abgehen würde.“

„Wollen wir nun über das Lager herfallen?“, fragte Jusuff. „Ich darf nicht so ohne Weiteres abziehen, da die Ghasari uns überfallen wollten. Sie könnten sonst Lust bekommen, das Vorhaben noch auszuführen.“

„Ich gebe Dir recht, o Scheich“, erwiderte ich, „aber das Beste wäre, wir versuchten das Manöver noch einmal, da es noch früh am Tage ist.“

„Du willst doch nicht sagen, daß Du noch einmal in das Lager zu reiten beabsichtigst?“, rief Jusuff überrascht.

„Wenigstens bis ziemlich in die Nähe“, entgegnete ich, „um noch mehr der Ghasari von ihren Zelten wegzulocken. Je mehr wir am Tage bekommen, desto weniger haben wir am Abend zu überwältigen; denn ich bin der Meinung, daß wir dann ruhig im Schutze der Dunkelheit in das Lager reiten können. Die Ghasari wissen nicht, daß wir in der Nähe sind und wähen, es seien die eigenen Krieger, welche zurückkehren.“

„Allah! Du hast recht!“, rief Jusuff erfreut; „aber dann können wir uns ja jetzt ruhig verhalten und hier warten, während ich unterdessen den Rest unserer Krieger heranziehe. Ich habe heute bereits veranlaßt, daß dieselben bei Einbruch der Dunkelheit hier eintreffen.“

„Willst Du mir einmal fünfzig Deiner Krieger überlassen?“, fragte ich statt aller Antwort.

„Wenn Du sie brauchst, selbstverständlich“, entgegnete Jusuff erstaunt.

„So werde ich gleich wieder aufbrechen. Die Pferde haben genug geruht. Mein Plan ist folgender: Wir reiten zu den Ghasari. Sobald diese uns bemerken können, lasse ich mich nebst Omar und Link von Deinen Kriegern jagen. Doch an dem feindlichen Lager in schräger Richtung vorbei. Es muß aussehen, als ob ich einen großen Bogen gemacht habe. Deine Krieger müssen schießen und schreien, dürfen aber nicht so weit an das Lager herankommen, daß man in ihnen Feinde erkennen kann; denn die Ghasari müssen glauben, es seien die Ihrigen, welche mich noch verfolgen, und ich bin überzeugt, daß viele von ihnen vom Eifer fortgerissen werden und sich der Jagd anschließen.

Dann will ich besorgt sein, daß die neuen Verfolger zwischen uns und Deine Krieger kommen und führe Erstere wieder hier her, wo Du sie empfangen kannst. Natürlich muß der Abstand zwischen den Deinen und den Ghasari immer so weit bleiben, daß ein Erkennen ausgeschlossen ist.“

Dem Scheich war die Freude anzusehen, welche er bei diesem Vorschlage empfand. Er ging sofort darauf ein; war es doch ein Beduinenstückchen, wie es nicht besser sein konnte.

Sofort teilte er es den Seinen mit, welche diesen kleinen Ausflug als ein Vergnügen betrachteten.

Nur dem braven Link war es nicht ganz nach seinem Geschmacke; denn er hätte gerne andere Kleider angezogen, was doch nicht anging, da in solchem Falle die Ghasari leicht Verdacht schöpfen konnten. Selbstverständlich blieb ihm nichts weiter übrig, und nach wenig Minuten schon eilten wir davon.

Der Weg wurde nicht in gerader Richtung auf das Lager zu genommen, sondern in schräger Linie, so daß die Scheinverfolgung von einer Seite des Lagers zur anderen ausgeführt werden konnte, und wir recht lange in Sehweite der Feinde blieben.

Kaum konnte ich durch das Fernrohr die ersten Zelte erkennen, so lösten wir Drei, Link, Omar und ich, uns los und jagten dahin. Von den Feinden mußten wir in wenig Minuten mit bloßem Auge zu sehen sein.

Sobald eine angemessene Entfernung zwischen uns und den Hadjiman lag, stürmten dieselben hinterdrein, einen Höllenlärm vollführend.

Jetzt wurden wir bemerkt. Es rottete sich ein Trupp vor dem Lager zusammen.

Da stellte ich mich, als ob ich stutzte und riß mein Pferd herum, eine andere Richtung einschlagend. Das wirkte.

Ich konnte das heftige Gestikulieren sehen und wirklich, ein Jubelruf wollte sich von meinem Munde ringen, als sich eine Abteilung daran machte, die Verfolgung

zu unterstützen, wahrscheinlich schon um meines Hengstes willen.

Durch kühne Zickzack— und Bogenlinien gelang es mir auch, die feindliche Abteilung in die Mitte zu nehmen und dann ging es geradewegs dem Hinterhalte der Hadjiman entgegen.

Durch kleine Künste, wie zeitweises scheinbares Ermatten, kurzes Anhalten, wußte ich den Eifer der Nachkommenden aufrecht zu erhalten.

Der Trupp der Feinde war nicht so groß wie früher.

Wir mußten darauf sehen, daß kein Einziger derselben zurückkehren konnte; denn sonst war der Überfall nicht auszuführen.

Die Scene, welche folgte, als wir bei dem Gebüsche anlangten, brauche ich nicht erst zu schildern, dieselbe spielte sich genau so wie früher ab; nur daß die Überwältigung noch schneller vor sich ging. Überdies wurden die Verwundeten verhältnismäßig gut versorgt.

Als ich dann die Reihen der Gefangenen durchschritt, fand sich allerdings kein einziges Gesicht, welches mir fröhlich zugnickt hätte. Aber wäre es möglich, daß man mit Blicken ein Loch in den Körper bohren könnte, so würde mein armer Leib wohl bald wie ein Sieb durchlöchert gewesen sein.

Die Ghasari, welche einen meuchlerischen Überfall geplant hatten, waren selbst in eine Falle geraten, und das konnte nur eine gute Lehre für dieselben sein; denn die wenig Menschenleben, welche jetzt geopfert wurden, durften nicht in Betracht kommen, wenn dadurch eine fürchterliche Metzelei zu verhindern war.

Die Hadjiman hätten sich bei einem Überfalle bis zum letzten Manne gewehrt und den Tod der Sklaverei vorgezogen. —

Pünktlich stieß der Rest des Stammes zu uns, und sofort rückten wir nun gegen die Feinde vor.

Ein kleiner Teil mußte natürlich bei den Gefangenen zurückbleiben.

Link hatte zu seiner großen Betrübniß immer noch seine zerrissenen Kleider an; denn wir imitierten jetzt die Eingefangenen.

Kurz vor dem Lager wurden Omar, Link und ich scheinbar gefesselt und an der Spitze von allen sichtbar ziemlich übel behandelt und gewaltsam vorwärtsgezerrt.

Die Nacht war unserem Vorhaben günstig, und eine außerordentliche Dunkelheit verbarg den Feinden die Anzahl der Hadjiman.

Die nachlässigen Wächter ahnten nichts von dem Überfall; waren die Ghasari doch noch in ihrem Gebiete. Sie drückten bei unserem Näherkommen ziemlich deutlich

ihre Freude über unsere Gefangennahme aus.

Einer derselben konnte es sich nicht versagen, mir einen derben Stoß zu versetzen. Es war der lange Mensch, mit dem ich am Morgen gesprochen hatte.

Dieser Stoß sollte auch der letzte sein, den er austeilte; denn mit fabelhafter Geschwindigkeit wurde er von dem neben mir Reitenden unschädlich gemacht.

Nun teilten sich den Anweisungen Jusuffs gemäß die Unsrigen in zwei Hälften und schoben sich so rechts und links um das Lager, vorsichtig, geräuschlos, damit sie einen vollständigen Ring um den Feind bildeten. Dabei war bestimmt worden, daß der Überfall sofort beginnen sollte, sobald von uns vier Schüsse schnell hinter einander abgegeben würden.

Trat jedoch ein unvorhergesehener Zwischenfall ein, zum Beispiel, wenn vorher Lärm geschlagen würde, so mußte der Kampf selbstverständlich ebenfalls mit aller Stärke angefangen werden, ohne daß auf unser Zeichen gewartet wurde.

Wir wollten auf alle Fälle versuchen, die Gegner ohne Blutvergießen in unsere Gewalt zu bekommen.

Nun begann eigentlich erst unsere Hauptarbeit, das heißt, diejenige Jusuffs, Omars, Links und die meinige, sowie die einiger der besten Krieger.

Alle hatten die Gesichter derart verhüllt, daß beim flüchtigen Hinsehen Niemand darauf kam, Feinde in unserer Begleitung zu vermuten, namentlich da die Ghasari an alles andere eher als daran dachten, angegriffen zu werden; wähten sie doch die Hadjiman ruhig schlafend am Fuße des Djebel Athal und freuten sich gewiß schon auf die Überraschung, die sie diesen durch den geplanten Überfall machen würden. Wie mancher Ghasari mochte eben jetzt von der zu erwartenden reichen Beute träumen.

„Kennen Sie das Zelt des Scheichs genau?“, fragte ich Link nochmals.

„Ganz genau“, war dessen bestimmte Entgegnung. „Wenn wir nun geradeaus reiten, so kommen wir direkt vor dasselbe.“

„Dann los und Allah stehe uns bei!“, rief ich leise.

In leichtem Trabe ging es nun in das Lager hinein. Link, Omar und ich oberflächlich gefesselt, von unseren Begleitern oft unsanft zum Weiterreiten aufgemuntert, sobald einer der Schläfer, aufgeschreckt durch das Getrappel der Pferde, aus dem Zelte tretend nach uns blinzelte.

In wenigen Minuten waren wir an dem von Link bezeichneten Zelte des Scheichs, und Jusuff wollte gerade abspringen und dem Bewohner einen allerdings unbetenen und unwillkommenen Besuch abstatten, als derselbe heraustrat.

Sein Blick fiel zuerst auf uns Gefesselte und ein befriedigtes Lächeln trat auf sein Gesicht, als er sich nun Jusuff zuwandte.

Dieser hatte soeben sein Antlitz von dem Tuche befreit, so daß ein Blick genügte, um den Ghasari erkennen zu lassen, daß er keiner seines Stammes sei.

Bestürzt trat er sofort zurück und wollte jedenfalls in seinem Zelte verschwinden. Aber Omar hatte unterdessen geschwind sein Pferd zwischen den Scheich und den Zelteingang gedrängt, so daß der Ghasari nunmehr in unserer Mitte stand.

Noch immer nicht klar, war eigentlich vorging, schaute er wütend um sich.

Ich hatte nun schnell die Fesseln abgestreift und richtete die Mündung meines Revolvers auf den nicht wenig überraschten Scheich.

So etwas war ihm wahrscheinlich noch nie passiert, daß er mitten unter hunderten seiner Krieger von einer Handvoll Leute bedroht wurde.

Aber ehe er recht zur Besinnung kam, raunte ich ihm zu:

„Sprich kein Wort, Scheich, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Laß uns in Dein Zelt gehen, dort wollen wir verhandeln.“

Einige Hadjiman waren meinem Beispiele gefolgt und unter den drohenden Mündungen von vier Revolvern stand der Scheich der Ghasari wie gelähmt.

Oder kam es daher, daß er seine Feinde plötzlich erkannt hatte; denn seinem Munde entschlüpfte leise, aber doch verständlich, der Schreckensruf:

„Jusuff! O Allah!“

Ich war gleich Jusuff abgesprungen, und wir traten nun, den Überraschten in die Mitte nehmend, in dessen Zelt.

Letzterer trug nicht eine Waffe in seinem Gürtel. Ich konnte ihn daher leicht im Schache halten.

„Setze Dich hierher, Scheich“, befahl ich, ihm einen Platz anweisend, wo er völlig getrennt von den in dem Raum hängenden Waffen war.

Er blickte mich wütend an, aber kam meinem Wunsche nach, während er bebend vor Ärger hervorstieß:

„Was wollt Ihr?“

„Das sollst Du sofort hören“, entgegnete ich, „denn jede Sekunde unnötiger Verzögerung kann Deinen und Deiner Leute Tod herbeiführen.“

Vor allem wisse, daß Dein Lager in dieser Minute schon vollständig umzingelt ist.

Ein Zeichen von uns — und der Kampf beginnt!“

„Ein meuchlerischer Überfall“, zürnte der Ghasari, fügte aber noch verächtlich hinzu: „Pah, wir sind bedeutend mehr Krieger als die Hadjiman!“

„Spare Deine Worte, wenn Dir Dein und Deiner Brüder Leben etwas gilt. Jeden Augenblick kann es Lärm geben, wenn die Unsrigen zufällig bemerkt werden, und dann beginnt der Kampf sofort.

Daran bist Du in diesem Falle Schuld und wirst auch der erste sein, den meine Kugel trifft. Darauf verlasse Dich!“

Diese Worte machten sichtlich Eindruck.

Ich fuhr fort:

„Überdies brauchst Du kein Verstecken zu spielen; denn wir wissen alles.

Du wolltest das Lager der Hadjiman überfallen und hast auch schon einen Gast unseres Scheichs Jusuff gefangen fortgeführt.

Leugne nicht“, sagte ich abwehrend, als ich sah, daß er zurückfuhr und mich unterbrechen wollte, „wir wissen es genau; nun merke auf:

Über hundert Deiner Krieger liegen bereits gefangen einige Stunden von hier und rechnen auf Schonung. Es sind diejenigen, welche mich heute verfolgten.

Weigerst Du Dich, unsere Bedingungen anzunehmen, so tötest Du sie; denn Deine Weigerung bringt ihnen den Tod. Diese Unglücklichen hoffen auf ihren Scheich. Dann wirst Du wohl vernünftig genug sein, einzusehen, daß schon die Hälfte Deiner Leute hier beim ersten Ansturme verloren sind, ehe sie sich, vom Schläfe aufgestört, zur Wehr setzen können.“

Mit immer größerem Erstaunen und innerer Angst hatte mir das Oberhaupt der Ghasari zugehört.

Jetzt fragte er:

„Wer bist Du, daß Du wie ein Scheich sprichst? Es handelt sich doch um die Hadjiman, und deren Scheich ist Jusuff, welcher neben Dir sitzt. Warum spricht er nicht?“

„Ich sage Dir noch einmal“, entgegnete ich ernst und entschieden, „halte Dich nicht mit solch unnötigen Fragen auf. Scheich Jusuff hat mich beauftragt, mit Dir zu reden. Man nennt mich Zine el Gasare.“

„Was verlangt Ihr?“

„Vor allem lasse schnell die Ältesten Deines Stammes rufen, aber ohne jedes Aufsehen“, befahl ich und setzte drohend hinzu:

„Wage nicht, uns zu hintergehen!“

„Was sollen wir denn tun?“

„Euch ergeben!“, war meine einfache Antwort.

„Hat Allah Deinen Verstand geraubt, daß Du so etwas mitten unter meinen freien Kriegeren von mir verlangst?“, fuhr der Ghasari auf.

„Bist Du nicht in meiner Hand?“, fragte ich gelassen, während meine Finger mit dem Drücker des Revolvers spielten.

„Ist das Lager wirklich eingeschlossen?“, suchte sich der Scheich nochmals zu vergewissern.

„Du wirst es selbst sehen können“, bestätigte ich ihm. „Beeile Dich, sonst könnte es leicht zu spät werden.“

„Dann will ich die Ältesten rufen lassen“, sagte er aufstehend und nach dem Ausgange schreitend.

Jusuff und ich waren sofort an seiner Seite und begleiteten ihn bis zum nächsten Zelte.

Als wir heraustraten, sahen wir die Unsrigen immer noch an gleicher Stelle ruhig halten. Es hatte also noch Niemand Verdacht geschöpft. Desto besser!

Das Oberhaupt der Ghasari schien überdies ein ganz vernünftiger, einsichtigen Mann zu sein; denn er vermied jedes Aufsehen. Den Vorwurf der Feigheit konnte man ihm nicht machen, war es doch in seiner Lage das Klügste, wenn er nachgab.

Halblaut rief er in das nächste der Zelte und dem Rufe folgend, trat ein junger Araber heraus.

Diesem gab er mit größter Ruhe den Auftrag, die Ältesten zu einer wichtigen Beratung sofort in sein Zelt zu berufen. Es sollte aber jedes Aufsehen vermieden und die Nachtruhe nicht gestört werden.

Die Kaltblütigkeit, mit welcher der Scheich seine Befehle erteilte, machte mich mißtrauisch. Sie grenzte an das abnormale. Sollte er auf irgend etwas hoffen oder bestimmt rechnen, was zu seinen Gunsten war?

Jedenfalls war unsere Lage nichts weniger als angenehm und durchaus nicht beneidenswert. Wir mußten so bald als möglich zu einem Abschlusse kommen.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit trafen die Ältesten ein. Sie mochten uns für Boten halten und ahnten nichts von der nahen Gefahr.

In kurzen Worten setzte ich ihnen alles noch einmal auseinander und fügte hinzu:

„Wir mußten so handeln, um dem hinterlistigen Überfalle, welchen Ihr geplant habt, vorzubeugen und zu vereiteln. Ihr seid vollkommen in unserer Gewalt.

Stellt Ihr Euch aber vernünftig, so soll Euer Leben geschont und Euch die Freiheit nicht genommen werden.

Aber eine Strafe müßt Ihr tragen, damit Euch die Lust zu solchen Überfällen für die nächste Zeit vergeht.

Wir verlangen die Hälfte der Waffen, die Ihr besitzt und fünfzig Geiseln, welche als Unterpfand für den Frieden mit uns ziehen müssen. Entschließt Euch schnell!“

„So zieht Euch jetzt zurück, wir wollen beraten!“, rief uns der Scheich der Ghasari zu.

Nach kurzer Überlegung verließen wir den Raum, nahmen aber die darin befindlichen Waffen mit.

„Wo ist Omar?“, fragte ich Link leise; denn ich vermißte diesen.

„Keine Ahnung!“, war dessen Entgegnung.

Beunruhigt sah ich mich um. Sein Pferd stand da, aber von Omar war nichts zu sehen.

Vorsichtig ging ich um das Zelt herum. Da sah ich ihn ganz in den Schatten gedrückt, den Kopf lauschend unter die Zeltwand geschoben. Jedenfalls beobachtete er etwas, und ich ließ ihn gewähren.

Minute auf Minute verrann. Man hörte die flüsternden Stimmen der Beratenden. Bange Sorge erfüllte mich. Jeden Augenblick glaubte ich, den Lärm der Schlacht beginnen zu hören, hervorgerufen durch irgend eine Unachtsamkeit der Hadjiman.

Und doch lag mir viel daran, ein Blutvergießen zu vermeiden.

Da stand Omar plötzlich vor mir.

„Shidi“, flüsterte er, „die Ghasari sind Verräter. Sie sind voll von Falschheit. Glaube ihnen nicht, was sie Dir sagen werden.“

„Hast Du sie belauscht?“

„Ja, Shidi! Ich hörte, daß sie das ganze Lager alarmieren wollen“

Soeben trat der Scheich heraus und winkte uns.

„Wir haben beschlossen, Deinen Wünschen Gehör zu geben“, sagte er, als wir ins Zelt getreten waren. „Wollen aber vorher noch den Weisen befragen!“

„Den Weisen?“, frug ich verwundert. „Wer ist das?“

„Es ist ein Ghasari, welcher über hundert Jahre zählt“, erwiderte der Scheich. „Sein Auge ist zwar erloschen, aber Allah hat seinen Geist um so mehr erleuchtet. Er wird den rechten Rat erteilen, und dann wollen wir uns fügen.“

„So laß ihn kommen!“

„Er kann nicht kommen. Einer der Ältesten wird zu ihm gehen und ihn befragen.“

In mir wallte es heiß auf bei dieser Hinterlist; denn ich war fest überzeugt, daß der „Weise“ gar nicht existierte, und der Abgesandte irgend eine Heimtücke ausführen sollte.

Ich überlegte schnell und gedachte, die falschen Ältesten mit dem Scheiche zusammen in der eigenen Schlinge zu fangen.

„Wir wollen unsere Gefährten fragen. Warte einen Augenblick“, erwiderte ich daher und trat mit Jusuff hinaus.

Hier gaben wir einige kurze Anweisungen und gingen dann wieder hinein.

„Der Älteste mag gehen und den Bescheid holen“, sagte ich, zu dem Scheiche tretend, in dessen Augen es bei meinen Worten triumphierend aufblitzte, „zuvor aber gib mir Deine Hand, indem Du versicherst, daß keine Hinterlist dabei ist; denn ich sage Dir nochmals“, setzte ich drohend hinzu, „es wäre Dein sicheres Verderben.“

Er erbleichte und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Dann aber legte er zögernd seine Hand in die Meine.

Einer der Anwesenden entfernte sich jetzt, um den „Weisen“ aufzusuchen.

Ich hielt mich direkt an der Seite des Scheichs. Außer diesem waren nur noch sieben Mann da.

Kaum zwei Minuten mochten vergangen sein, als die vor dem Zelte harrenden Hadjiman, geführt von Omar, plötzlich eindringen und sich auf die Überraschten warfen.

Sofort hatte ich dem falschen Scheiche einen hieb mit der Handkante an den Hals versetzt, der ihn niederstürzen ließ. Ohne mich um die anderen zu kümmern, raffte

ich den Besinnungslosen auf und schleppte ihn zu meinem Pferde.

Beim Hinausgehen konnte ich noch beobachten, daß sich jeder der Eindringenden meiner Weisung folgend auf einen Mann stürzte, und ich nahm mit Genugtuung wahr, daß kein Schuß fiel und die so unerwartet angegriffenen in ihrer Verblüffung auch keinen Hilferuf ausstießen.

Der Moment, bei welchem sie hierzu Gelegenheit gehabt hätten, war auch sehr kurz bemessen; denn jeder der Unsrigen preßte seinem Opfer sofort die Kehle zusammen.

Ganz ohne Geräusch konnte selbstverständlich die Überwältigung nicht vor sich gehen, und wir mußten uns in Sicherheit bringen.

Link war bei den Pferden geblieben und half mir den Scheich auf Zoba'a heben.

Einer nach dem anderen trat jetzt aus dem Zelte, sie brachten die Gefangenen ebenfalls auf ihre Tiere. Dann ging es in scharfem Trabe zwischen den Zelten hindurch dem Ausgange des Lagers zu.

Noch zögerte ich, das Signal zum Kampfe zu geben; denn mein Inneres sträubte sich gegen diese Metzelei. Erst mußte ich überzeugt sein, ob Omar recht hatte, und wir verraten werden sollten. Dann allerdings, ja dann konnte ich nicht länger warten. Unter keinen Umständen durften sich die Feinde zusammenscharen. Es waren ihrer noch zu viele und das Ende dann mehr als zweifelhaft. Die Ghasari aber zu schonen, um vielleicht eine Niederlage der Hadjiman dadurch herbeizuführen, kam mir nicht in den Sinn. Alles hatte ich daran gesetzt, um einen friedlichen Ausgang zu erzielen. Wurden meine Bemühungen nun durch die Falschheit und Hinterlist der Feinde zu Schanden gemacht, so mochten diese ihre Strafe haben.

Ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben. —

Kaum waren wir eine Minute geritten, da tönnten plötzlich scharfe, durchdringende Klänge an mein Ohr.

Es war ein eigentümlich, weithin schallender Ton, der sich schwer beschreiben läßt; nicht zu laut und doch überall bis auf große Entfernung hörbar.

„Das ist Verrat!“, knirschte Jusuff wütend neben mir. „Das Lager wird alarmiert!“

So hatte ich nun also Gewißheit. Das Verderben ließ sich nicht aufhalten. Die Ghasari wollten es nicht anders.

Ich wartete nicht darauf, was nun folgen würde, sondern feuerte schnell entschlossen kurz hintereinander vier Schüsse ab.

Der Scheich der Ghasari, welcher vor mir lag, kam wieder zur Besinnung und fuhr erschreckt zusammen, als das Alarmzeichen ertönte, und so sein Verrat offenkundig wurde. Er erblaßte, als ich den Revolver zog und feuerte.

„Die Folgen Deiner Hinterlist kommen auf Dich, Verräter!“, donnerte ich ihn an.

Mehr konnte ich nicht sagen; denn nun wurde meine Stimme übertönt von dem Getöse, welches sich rings um das Lager als Antwort auf meine Schüsse erhob.

Wir rasten vorwärts, um mit unseren Gefangenen aus der Mitte der Feinde herauszukommen.

Aus allen Zelten stürzten die so jäh aus ihrem Schlummer und süßen Träumen Gerissenen, — — — dem Tode oder der Gefangenschaft entgegen.

Jetzt hatten wir unsere ersten anstürmenden Krieger erreicht.

Die Gefangenen bebten und zitterten, als sie Augenzeuge des Unheils wurden, welches sie angerichtet hatten. War es Unglauben gewesen, der sie zu solcher Heimtücke verleitete? Hatten sie an der Wahrheit meiner Worte gezweifelt?

Jetzt war es zu spät!

Umsonst beteuerten sie, alles tun zu wollen, was wir verlangten. Umsonst bestürmten sie uns mit Bitten.

Finster mußten wir uns abwenden. Hätten wir auch helfend eingreifen wollen — es war zu spät!

Aussichtslos mußte ein Versuch sein, den rasenden, durch das Warten noch mehr erhitzten Hadjiman Einhalt zu gebieten. Vergebens jede Bemühung, sich in dem wahnsinnigen Jauchzen verständlich zu machen.

Die Gefangenen waren bereits der Obhut einiger Krieger anvertraut und Jusuff befand sich schon wieder unter den Kämpfenden.

Auch ich stürzte mich in das Getümmel, um wenigstens hier und da helfen oder Wehrlose schützen zu können.

Omar und Link ritten an meiner Seite.

Ich will unterlassen, den Tumult und die einzelnen Szenen zu schildern, welche sich nun abspielten.

Den Hadjiman zur Ehre sei es aber gesagt, daß dieselben, so tollkühn und furchtbar sie im Kampfe waren, auch ebenso stolz sein konnten und sich nie an hilflosen Frauen oder Kindern, ebensowenig an Greisen vergriffen, sondern nur gegen diejenigen vorgingen, welche Waffen in der Hand hatten. — — —

Hell und klar wie immer in diesen Gegenden ging am anderen Morgen die Sonne auf. Aber sie beleuchtete ein Bild grauenhafter Verwüstung.

Das ganze Lager, welches so idyllisch auf dem großen, grünen Teppich am Tage vorher gestanden hatte, machte den Eindruck, als sei ein mächtiger Orkan darüber hingebraust, oder als habe eine Sturmflut ihre Wogen darüber hingewälzt und alles niedergerissen.

Ein großer Trupp Ghasari, welche die Waffen im letzten Momente von sich geworfen und sich bedingungslos ergeben hatten, war von den lagernden Hadjiman in weitem Bogen eingeschlossen.

Etwas abseits davon hockten sämtliche Frauen, Mädchen und Kinder.

Alle harrten erwartungsvoll auf das Ergebnis der Unterredung, welche die Ältesten und vornehmsten Krieger der Hadjiman mit ihrem Scheich Jusuff hatten, der auch ich beiwohnte.

Wurde doch in der Beratung über das Schicksal der Gefangenen beschlossen, und alle fürchteten das Schlimmste.

In langem Zuge kamen jetzt die mehr als hundert Mann, welche am Tage vorher in unsere Hände gefallen waren, umringt und begleitet von den Siegern.

Im stummen Schmerze sahen sie das verwüstete Lager vor sich, ebenso die jammernden Frauen und Kinder, zu denen ihre eigenen gehörten, falls sie nicht in dem Tumulte des Kampfes umgekommen waren.

Doch Letzteres konnte nur durch eine verirrte Kugel geschehen sein. Absichtlich war keines der Wehrlosen getötet worden. —

Jetzt war die Beratung zu Ende und Jusuff wandte sich zu einem in der Nähe stehenden Hadjiman.

„Gehe zu den Ghasari und sage ihnen, sie sollen sechs Mann unter sich auswählen, welche unseren Entschluß hier vernehmen können. Bringe dieselben gleich mit.“

Nach kurzer Zeit standen sechs Auserwählte, welche keinen üblen Eindruck machten, vor Jusuff.

Dieser begann:

„Ihr Leute vom Stamme der Ghasari, hört den Beschluß unserer Ältesten!

Die Euren hatten die böse Absicht, unser Lager am Djebel Athal in hinterlistiger Weise zu überfallen und sich durch unser Eigentum zu bereichern. Sie rechneten damit, daß nur ein geringer Teil unserer Krieger sich in diesem Lager befindet.

Allah aber wollte es, daß wir rechtzeitig Kenntnis davon erhielten.

Auch habt Ihr mich beleidigt, indem Ihr einen meiner Gäste auf meinem Gebiete gefangen nahmet und mit Euch schlepptet. Die Strafe blieb nicht aus. Eure Kraft ist gebrochen, Ihr selbst gefangen und mit Euch einige vom Stamme der Dschewasimi, welche ich nicht anders behandeln kann.

Aber der Stamm der Hadjiman ist reich. Er braucht Euer Eigentum nicht. Wir wollen daher großmütig sein und Euch die Freiheit wieder schenken, sowie von den Herden, welche nun eigentlich uns gehören, nur den dritten Teil nehmen, das übrige könnt Ihr behalten; denn wir sind nicht gekommen, um zu rauben.

Aber eine Strafe soll Euch außerdem noch werden. Ihr dürft nur den vierten Teil Eurer Waffen behalten, alle anderen nehmen wir mit, ebenso bleiben fünfzig Ghasari als Geiseln bei uns.

Nun geht und meldet dies.“

Bald darauf erscholl dumpfes, zeitweise anschwellendes Murmeln aus der Menge der Feinde.

Es war aber der Ausdruck der Freude, welche dies hervorrief; denn nach ihrem eigenen Charakter urteilend, hatten dieselben nie auf einen derartig günstigen Ausgang gehofft.

Die Frauen gaben ihrer Freude schon etwas lauter Ausdruck, als sie es erfuhren, bis plötzlich das Erscheinen Jusuffs, welcher zu Pferde saß, und seine gebietende Handbewegung dem Tumulte ein Ende machte.

„Hört, Ihr Leute vom Stamme der Ghasari“, rief er mit lauter, weithin schallender Stimme, „was ich Euch noch zu sagen habe:

Ihr sollt auch wissen, wem Ihr die jetzige traurige Lage zu verdanken habt, wer daran Schuld ist, daß Euer Lager verwüstet, viele Eurer Brüder getötet sind.

Einzig und allein der Falschheit und Heimtücke Eurer Ältesten und dem Scheiche ist es zuzuschreiben!

Ihr sollt wissen, was diese Nacht vor dem Überfalle geschehen ist.“

Als Jusuff bis hierher gesprochen hatte, wurden die Urheber des Kampfes gefesselt herbeigeführt.

Drohende Stimmen erhoben sich unter den leicht erregbaren Ghasari bei den Worten gegen ihre Stammeshäupter, welches immer mehr anschwell, als man dieselben herbeibrachte.

Jusuff fuhr fort:

„Als wir das Lager bereits eingeschlossen hatten, begab ich mich mit einigen Getreuen in das Zelt Eures Scheichs.“

Rufe der Bewunderung wurden laut und unterbrachen die Rede.

Jusuff wartete, bis wieder Stille eingetreten war, ehe er weiter sprach:

„Hier ließ ich die Ältesten rufen und machte sie auf die Gefahr aufmerksam, welche dem Stamme drohte.

Ich erklärte, warum wir gekommen und verlangte nur, daß die Hälfte sämtlicher Waffen abgeliefert werden, und fünfzig Mann als Geiseln auf zwei Jahre mitgehen sollten.

Ausdrücklich machte ich darauf aufmerksam, daß mehr als hundert Mann schon in meinen Händen seien, und daß diese auf ihren Scheich rechneten; denn Widerspruch oder Verrat wäre für die Gefangenen gleichbedeutend mit Tod und für das ganze Lager das Verderben.

Was taten Eure Ältesten und Euer Scheich? — Sie wollten uns betrügen, indem sie scheinbar auf unsere Forderungen eingingen und unter den Angaben, einen „Weisen“ zu befragen, Verrat ausübten.

Sie kümmerten sich nicht darum, daß mehr als hundert Menschenleben und Eure ganze Zukunft auf dem Spiele stand. Sie opferten das alles und handelten wie Kinder, nicht aber wie Männer.

Ich verschmähe es, über solche Lügner Gericht zu halten, und übergebe dieselben Euch, damit Ihr mit denen, welche Euer Unglück verschuldeten und Euer Leben nicht achteten, selbst abrechnen könnt.

Nehmet sie und richtet über sie. Stellt aber an Eure Spitze Leute, welchen Allah Weisheit gegeben hat!“

Ein nicht enden wollender Beifall rauschte dem wackeren Jusuff entgegen.

Die Gefesselten wurden von den Ghasari nicht eben sanft ergriffen und verschwanden in der Mitte der Menge, wo sie jedenfalls bald ihr Urteil erwarten konnten.

Wir aber zogen kurze Zeit später mit den Geiseln und der Beute wieder dem Djebel Athal zu. — — —

* * *

Ein herrlicher Abend war es, welcher über das liebliche Tal hereinbrach, unter dessen Palmen und Platanen die Zelte der Hadjiman standen.

Leise rauschte der Wind in den Kronen der Bäume, fast schwermütig klang dies Flüstern und Rascheln aus der Höhe zu mir hernieder.

Und schwer war mir in der Tat zu Mute; denn es sollte mein letzter Abend sein, welchen ich unter den mir lieb gewordenen trotzigen Söhnen der Sandwüste Dahna zubrachte. Wenigstens der letzte Abend auf dieser Reise.

Ich hoffte jedoch und hoffe auch jetzt noch, daß mein Stern mich nochmals zu all den Freunden, welche ich dort erworben habe, führt.

Link schlief schon lange in seinem Zelte, vor welchem Omar noch rauchend saß, da wir in der Nacht aufbrechen wollten.

Ich aber ging von einem zum anderen, bald mit diesem, bald mit jenem sprechend, als endlich das Zelt des Scheichs meiner Wanderung ein Ziel setzte.

Jusuff hatte mich gebeten, den Abend bei ihm zu verbringen; dann wollte ich nach einigen Stunden Ruhe den Weg nach Adjeir antreten, um hier die Spur der Elisabeth Natty oder diese selbst wieder aufzufinden.

Jusuff erwartete mich schon und lange saßen wir in traurem Gespräche beisammen.

Der Scheich erzählte mir viel Wissenswertes aus seinem ausgedehnten Gebiete.

„Heute habe ich die fünfzig Geiseln abgesandt“, sagte er auch unter anderem.

„Abgesandt?“, frug ich erstaunt.

„Ja“, entgegnete er lächelnd und erklärte:

„Siehst Du, wir können doch diese hier nicht gebrauchen, sie würden uns nur hinderlich sein.

Deshalb haben wir inmitten unseres Gebietes in der Wüste eine kleine Oase nur für die Zwecke, unsere Kriegsgefangenen alle aufzunehmen.“

Die Sache interessierte mich ungemein und mit ehrlicher Bewunderung rief ich aus:

„Welch gute Idee!“

„An eine Flucht kann dabei niemand denken“, fuhr Jusuff lächelnd fort, „denn die Gefangenen, welche es dann eigentlich nicht mehr sind, da sie völlige Freiheit genießen, sind von der Wüste völlig eingeschlossen.“

„Sie können aber doch fortreiten“, entgegnete ich.

„Wenn sie Kamele hätten, allerdings“, lachte Jusuff, „aber dort giebt es keine, dafür sorgen wir. Die Bewohner, aus welchen nun schon ein ganz ansehnlicher Stamm geworden ist, haben nur Pflanzenbau zu besorgen, wie Datteln und Feigen. Die Produkte holen wir von Zeit zu Zeit ab.“

„Das ist allerdings sehr ideal“, erkannte ich an.

„Und die Leute, denen natürlich auch die Frauen nicht fehlen, fühlen sich glücklich“, ergänzte der Scheich.

So plauderten wir stundenlang, aber als ich mich verabschieden wollte, hielt mich Jusuff nochmals zurück und fragte:

„Du willst ein Mädchen suchen gehen, nicht wahr?“

„Ja, ich erzählte Dir schon davon!“

„Kennst Du sie genau?“

„Nur der Beschreibung nach. Aber ich kann mir ein genaues Bild von ihr machen.“

Lange saß Jusuff nach meiner Antwort sinnend da.

Endlich stand er auf, reichte mir seine Hand und blickte mir in das Auge.

„Ich möchte Dir noch einen Gefallen erweisen“, sagte er dann ernst. „Kannst Du Dich entsinnen, als ich Dir Deinen gefangenen Freund im Bilde zeigte?“

„Gewiß, o Scheich, ich entsinne mich sehr genau“, erwiderte ich erfreut; denn ich ahnte, oder vielmehr hoffte, was kommen sollte.

„Willst Du die Gesuchte sehen?“

„Ich würde Dir sehr, sehr dankbar sein, o Scheich.“

Jetzt dachte ich nicht mehr wie das erste Mal, daß Jusuff seinen Verstand verloren habe, sondern harrete mit Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten.

„Es kann aber nur dann geschehen, wenn sie noch lebt“, sagte er noch ernst und fast feierlich.

„Ich hoffe es!“, entgegnete ich.

„Auch wird es Schwierigkeiten machen, da Du sie nicht kennst“, fuhr der Scheich fort. „Aber ich will es wenigstens versuchen.“

Er brachte jetzt wieder dasselbe Gefäß mit Wasser, welches schon bereit gestanden

haben mußte und setzte es in der Mitte des Raumes nieder.

Dann blieb er lange und sinnend vor demselben stehen.

Minute auf Minute verging.

Mir bangte, er könne es sich im letzten Augenblick noch anders überlegen und war froh, als ich bemerkte, daß dies nicht der Fall zu sein schien; denn er strich plötzlich mit der Hand mehrere Male über das Wasser hin.

Ich war diesmal eigentümlicher Weise so von dem Gefühle durchdrungen, die Gesuchte in einem Bilde zu sehen, wenn ich in das Wasser blickte, daß ich keinen Augenblick daran zweifelte.

All das Geheimnisvolle, was Jusuff jetzt vor meinen Augen tat, hielt ich für so selbstverständlich, daß ich mit außergewöhnlichem Ernste zuschaute, und eine fast feierliche Stimmung über mich kam.

Über diese Sachen hätte ich wenige Wochen vorher gelacht und sie für Gaukelei und hellen Irrsinn gehalten. Ja, wer mir zugemutet hätte, einem solchen Schauspiel beizuwohnen, würde jedenfalls eine nichts weniger als höfliche Antwort von mir bekommen haben; denn die ganzen Geheimnisse, oder vielmehr die Gesetze des Hypnotismus, Mesmerismus, der suggestiven Therapeutik, der Telepathie sind mir, so weit es bis heute möglich, ebenso genau bekannt wie die Tatsache, daß zwei mal zwei vier sind.

Aber die Auffindung Links war zu überzeugend für mich gewesen, und ging doch über meine Begriffe.

Endlich trat Jusuff wieder zu mir und sagte feierlich:

„Du wirst das Mädchen, welches Du suchst, jetzt in dem Wasser sehen, das heißt, wenn dieselbe noch am Leben ist.

Erzähle mir, wo und wie Du sie im Bilde siehst, damit ich Dir meinen Rat dann geben kann.“

Dabei führte er mich an das Gefäß.

„Siehe hinein, unentwegt!“, rief er mir nun halb befehlend zu.

Willig leistete ich dieser Aufforderung Folge.

Eine lange Pause entstand. —

Ich konnte nichts entdecken.

Jetzt klang wieder Jusuffs Stimme mit dem schon einmal gehörten eintönigen

Tonfalle an mein Ohr:

„Siehst Du etwas?“

„Nein!“, war meine gedrückte Antwort.

Meine Stimmung wurde etwas herabgeschraubt, als eine Minute nach der anderen verging, und das Wasser ebenso klar blieb, wie zuvor.

Nicht daß ich an Jusuffs Fähigkeit gezweifelt hätte; dies lag ferne von mir, sondern ich würde, wenn kein Bild erschien, bestimmt behauptet haben, Elisabeth weile nicht mehr unter den Lebenden.

Eigentümlich, wie schnell man die Überzeugung wechseln kann.

Noch einmal fragte Jusuff mechanisch:

„Siehst Du etwas?“

„Nein!“, gab ich prompt zur Antwort, „ich sehe noch — — — halt!“, unterbrach ich mich aber im gleichen Momente, „es formt sich etwas zusammen.“

„Siehe scharf hin!“, tönte wieder die etwas erregte Stimme Jusuffs.

Und wirklich!?

Wieder tauchten Farben in dem Wasser auf. Erst verschwommen, undeutlich, es war ein Durcheinander, als ob verschiedene Farbentöpfe in das Gefäß geschüttet worden wären. Wie das erste Mal gruppieren sich die Farben, traten zu Formen zusammen und nahmen nach und nach immer festere Gestalt an.

„Erzähle, erzähle!“, drängte Jusuff wieder.

Da traten auch die Umrisse scharf hervor.

Ein Ruf der Überraschung entfloß meinem Munde.

„Was siehst Du?“, tönte des Scheichs Stimme wie aus weiter Ferne.

Vor Verwunderung konnte ich noch nicht sprechen.

Endlich aber rang es sich stoßweise von meinen Lippen:

„Ich — sehe — ein wunderschönes Gemach — —“

„Ein Harem!“, tönte es plötzlich scharf dazwischen.

Hatte ich es selbst unbewußt gesprochen? Oder war es Jusuff gewesen? Die Stimme schien mir fremd zu sein.

„Erzähle!“ , klang wieder wie aus weiter Ferne die Aufforderung des Scheichs.

Ich sprach weiter:

„Eine Frau liegt auf schwellendem Diwan, — — —, sie raucht, — — — trägt prachtvolle, türkische Kleider, — — — eine zweite spielt ein Instrument, — — — sie sitzt am Boden auf einem Teppich — — — ihre Kleidung ist weniger kostbar — — — und da, — — — da sitzt noch eine dritte auf einem Tabouret, — — — sie stützt den Kopf in die Hand, — — — dieselbe ist ebenfalls geringer gekleidet, — — — ihr Gesicht kann ich nicht sehen, — — — die zwei anderen sind schön, — — — aber fremd, — — da, — die dritte hebt den Kopf, — — — sie spricht, — — — o Allah — — — sie muß es sein — — — sie ist es, — — — jetzt tritt ein Mann in das Zimmer, — — — es ist ein Türke, — — — sie — — — oh — oh — oh — das Bild zerrinnt, — — — halte es fest, o Scheich, — — halte es fest, — — — ich muß noch mehr sehen — — — —!“

Ich schrie zuletzt, als wäre ich von Sinnen.

Aber erbarmungslos verschwand das Bild. Ich starrte in das klare Wasser, als ob ich geträumt hätte.

Jusuff saß in sich zusammengesunken da.

Plötzlich sprang er auf und sagte erfreut:

„Du hast sie gesehen, sie lebt also!“

„Ja, o Scheich“, entgegnete ich, „ganz so, wie ich mir das Mädchen vorgestellt habe, ich würde sie jetzt unter Tausenden wieder erkennen! Habe Dank, o Scheich, für Deine Güte. Aber“, setzte ich plötzlich betroffen hinzu, „wo soll ich sie suchen? In welchem Lande? In welcher Stadt?“

„Darüber kann auch ich Dir keine Auskunft geben“, entgegnete bedauernd der Scheich. „Vertrau’ auf Allah, er wird Dich führen.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Kannst Du Dir den Vorgang erklären, o Zine el Gasare?“

„Welchen Vorgang meinst Du?“

„Das Erscheinen des Bildes!“

„Nein!“, gestand ich offen, „in der gesehenen Vollkommenheit nicht.“

Mit einem Lächeln zog er mich neben sich nieder und frug:

„Möchtest Du gerne in die Geheimnisse der Natur eindringen?“

„Ob ich möchte, o Scheich? Kannst Du noch fragen?“, entgegnete ich, erfreut und überrascht zugleich; denn ich wagte nicht zu hoffen, daß mich Jusuff in sein Geheimnis einweihen würde.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung aber begann er:

„So will ich Dir mein Geheimnis als Geschenk mitgeben. Ich bin dabei überzeugt, daß Du es niemals mißbrauchen wirst.“

Hier machte er eine kleine Pause, während welcher ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte. Dann fuhr er fort:

„Wie wenig wißt Ihr im Abendlande eigentlich noch von der unermesslichen Kraft des Geistes und der Natur, welche uns Allah beide zur Benützung gegeben hat. So höre denn aufmerksam zu.“ — — —

Und nun war ich die letzten Stunden noch ein wißbegieriger Schüler des Scheichs. Ich dachte nicht an Erholung, nicht an Schlaf und erst, als schon die Führer, welche mir Jusuff eine große Strecke mitgeben wollte, die Pferde vorführten, trennte ich mich von dem Oberhaupte der Hadjiman mit innigem, dankbaren Händedrucke.

Er rief mir noch nach:

„Verzage nicht, o Zine el Gasare! Du wirst das noch finden, was Du suchst. Ich fühle es!

Vertraue auf Allah und Deinen guten Stern!“ —

12. Der Bluträcher.

Weithin schimmerte die Bahrain—Bai wie flüssiges Silber in dem blendenden Lichte der Sonne, die an dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel ruhig und majestätisch ihre Bahn zog.

So weit das Auge reichte, glänzte und gleißte es auf der glitzernden Wasserfläche in fortwährender Bewegung, hervorgerufen durch die tausend und aber tausend kleinen Wellen, welche ihr neckisches Spiel trieben und die der Oberfläche der Bai, welche zu dem persischen Golf gehört, das Aussehen des schuppenbedeckten, schillernden Leibes eines schlafenden Ungeheuers verliehen.

Das Auge schmerzte, wenn man dies Bild betrachtete, und doch wurde der Blick wieder angezogen durch das bunte, fröhliche Leben, welches hier pulsierte und ein

reizendes Bild vor dem Beschauer entrollte.

Unzählige kleine Barken und Kähne tummelten sich auf dem nassen Elemente, gerudert und gesteuert von den verschiedenfarbigsten Menschen.

Die Schattierungen vom dunkelsten Schwarz bis zum hellsten Braun waren hier vertreten und munteres Geplauder, übertönt von lauten Rufen und Schreien, durchschwirrte die Luft.

Ohne das man es wußte, drängte sich die Überzeugung auf, daß lebhafter Handel dies kleine Städtchen belebte und der Haupterwerb dieser Bewohner sein mußte.

Schon seit drei Tagen befand ich mich nun mit Omar und Link in dem kleinen Orte Adjeir, welcher an der Südspitze obengenannter Bai liegt und nicht verwechselt werden darf mit dem größeren Orte Adjer.

Nicht die geringste Spur hatte ich bisher von dem mir bezeichneten Käufer der Elisabeth Natty gefunden und beabsichtigte, am nächsten Tage nach Adjer abzureisen, in der Hoffnung, dort besseren Erfolg zu haben.

„Nun, mein lieber Link, werden wir nur noch zwei Tage zusammen sein“, wandte ich mich an diesen, welcher in der letzten Zeit sehr wortkarg geworden war; denn ihn kam das Scheiden schwer an.

Und scheiden mußte er, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Schon zu lange dauerte seine Abwesenheit von Wien, wo er ziemlich viel Grundbesitz hatte.

Jetzt schaute er mich ganz betrübt an.

„Können Sie sich nicht entschließen, mit mir zu fahren?“, fragte er gedrückt.

„Unmöglich, lieber Freund“, entgegnete ich. „Glauben Sie, es wäre mir nicht lieber, wenn Sie hier bleiben könnten?“

Aber da uns der Zufall diesmal bis an die Küste führte, müssen Sie schon die Gelegenheit benützen, welche sich Ihnen gerade übermorgen bietet, um nach Abuschehr zu kommen. Von da haben Sie ja prächtige Dampfverbindungen nach der Heimat. Wer weiß, ob es innerhalb Jahresfrist noch einmal so günstig zusammentreffen würde.

Ja, wenn Sie ohne Sorge noch ein Jahr oder mehr wegbleiben können, dann, ja dann würde ich Sie gar nicht fortlassen. Unser Zusammensein war doch wirklich schön.“

Link kraulte sich hinter den Ohren.

„Hätte ich doch die verwünschten Häuser nicht. Aber wegen denen muß ich mich wieder einmal sehen lassen. Wenn ich nur wenigstens wüßte, wo ich Sie später

treffen könnte, ich käme sicher wieder.“

„Ja das wird schwer sein, lieber Freund, sehr schwer“, entgegnete ich. „Sie wissen ja nun zur Genüge, wie ich reise: heute hier, morgen dort.“

Betrübt ließ Link wieder den Kopf hängen.

Es bot sich gerade eine außergewöhnlich gute Gelegenheit, daß er auf einem Privatschiffe nach Abuschehr in Persien fahren konnte, von wo aus eine regelmäßige Dampferverbindung war. Der Besitzer des Schiffes, mit welchem wir schon gesprochen hatten, wollte den Wiener nach besten Kräften unterstützen, und so brauchte ich mich um seine Weiterreise nicht sorgen; er war in guten Händen.

Um den treuen, guten Menschen auf andere Gedanken zu bringen, wandte ich mich wieder an ihn mit der Frage:

„Wollen wir uns eine Barke mieten und ein wenig hinausrudern?“

Link war sofort einverstanden.

Am Strande entlang wandernd, fanden wir bald eine solche, welche uns am geeignetesten schien, und eine Minute später schaukelten uns schon die leichten Wellen des durchsichtigen Wassers, während das Schifflein, von unseren kräftigen Ruderschlägen getrieben, mehr und mehr dem freien Wasser zustrebte und das Land weit hinter sich zurückließ.

Bald waren nur noch vereinzelte Boote in der Nähe, und auch diese lagen in wenig Minuten hinter uns.

Hier herrschte eine herrliche, reine Luft, welche ich in vollen Zügen genoß.

Mehr als eine Stunde ließen wir uns nun in träger Ruhe dahintreiben, dann wurden die Ruder wieder schärfer eingelegt, und wir wandten die Barke, um nach dem Ufer zurückzukehren.

Kaum hatten wir eine Strecke zurückgelegt bis an die ersten Boote, als die Insassen eines derselben meine volle Aufmerksamkeit erregten.

Unwillkürlich ließ ich mit Rudern nach und rief Omar zu, ein Gleiches zu tun.

In dem von mir beobachteten Boote befanden sich zwei Männer, deren einen ich schon einmal gesehen haben mußte. Aber wann und wo?

Ich strengte mein Gedächtnis an und nicht umsonst; denn plötzlich kam mir die Erinnerung — — — dieser Mann gehörte einst zu den Dienern Husseins. Gewiß, — ich irrte mich nicht, war meiner Sache ganz sicher.

Lange betrachtete ich nun auch den zweiten und je mehr ich hinsah, desto mehr

drängte sich mir die Überzeugung auf, daß nur dies der Mann sein könne, von dem die befreiten Mädchen zu mir gesprochen hatten, daß nur dieser Elisabeth gekauft und mit sich fort geführt haben konnte.

Schnell unterrichtete ich Omar und Link von meinen Beobachtungen und vorsichtig folgten wir dem Boote.

Die beiden Männer durften nicht mehr aus den Augen gelassen werden.

Wir mußten unsere Barke wieder wenden und mehr in das offene Wasser hinaussteuern, vor allem aber uns etwas entfernter halten, um ein Erkanntwerden zu vermeiden.

Unauffällig führten wir diese Manöver aus.

Da trieb plötzlich ein leichtes Boot vorbei, welches ich vorher nicht beachtet hatte.

Das Gesicht des Insassen konnte ich nicht erkennen. Er hatte den Kopf tief gebeugt.

Anscheinend träumend saß dieser da und nur von Zeit zu Zeit tauchten seine Ruder lässig in die Flut.

Ich schenkte ihm keine Beachtung. Es ärgerte mich nur, daß dessen Fahrzeug so nahe an das von mir Beobachtete kam.

Allerdings unabsichtlich, das konnte man erkennen, denn der einzelne Mann beachtete die Beiden ebenso wenig als vorher uns.

Plötzlich ließ ein Ausruf Omars mich wieder nach dem Unbekannten sehen.

Das Bild war unerwartet verändert. Der scheinbar Träumende hatte sich, als er in die Nähe des anderen Bootes gekommen war, scharf in die Riemen gelegt und sein Fahrzeug schoß mit außerordentlicher Schnelligkeit an das andere heran, dasselbe anrennend.

Während die beiden überraschten Insassen sich bemühten, das Gleichgewicht zu behalten, war der Unbekannte in seinem Boote aufgesprungen.

Er beugte sich blitzschnell hinüber. — — Ein schriller, gellender Schrei drang bis zu uns, so schauerlich, daß kein Zweifel bestand, — — es war ein Todesschrei gewesen.

Dies hatte sich gedankenschnell vor unseren Augen abgespielt.

Wir ruderten mit aller Kraft, um Hilfe bringen zu können oder den Mörder zu verfolgen. Aber schon sahen wir dessen Fahrzeug im Bogen an uns vorbeischießen. Das schlanke Boot flog förmlich durch die Flut.

Da hob der Unbekannte das Gesicht.

Omar ließ unwillkürlich die Ruder sinken.

„Laß ihn fahren, o Shidi“, sagte er ernst. „Wir dürfen hierbei nichts tun!“

Erstaunt sah ich Omar an.

„Warum?“

Statt aller Antwort aber fragte er mich:

„Hast Du ihn denn nicht erkannt, o Herr?“

„Wen meinst Du?“

Omar deutete mit der Hand auf den Flüchtling und erwiderte:

„Den Bluträcher! Er hat seinen Schwur erfüllt!“

„Ah! Dieser war es?“

„Ja, es war Mabat, der Hadjiman. Er wird jetzt zurückkehren zu seinem Stamme.“

„So laßt uns sehen, ob wir noch helfen können!“, rief ich, weiter rudern, und bald hatten wir an der Unglücksstelle angelegt.

Ratlos saß hier der Eine auf der schmalen Bank, während der Zweite auf dem Boden des Kahnes zusammengesunken war.

Auf den ersten Blick konnte ich mich überzeugen, daß bei diesem jede Hilfe zu spät kam oder besser gesagt, überhaupt nie möglich gewesen war; denn mit sicherer Hand war der Dolch in das Herz gestoßen und steckte noch darin.

Ich erkannte diesen Stahl jetzt wohl. Es war dieselbe Waffe, welche Mabat seinem ermordeten Vater aus der Brust gezogen hatte.

„Kann ich Dir helfen?“, fragte ich den vor mir starr Dasitzenden.

Derselbe schien seiner Kleidung nach sehr wohlhabend zu sein und machte auch sonst keinen unangenehmen Eindruck.

Als ich ihn nun vor mir sah, konnte ich nicht glauben, daß dieser Mann mit Hussein direkt im Verkehre gestanden habe.

Da er mir aber nicht antwortete, wiederholte ich meine Frage.

„O Mohammed! O Allah!“, war aber alles, was ich zur Antwort erhielt, während seine Augen in starrem Entsetzen auf dem zu seinen Füßen liegenden Leichname

ruhten.

„Ich werde in Dein Boot kommen und mit Dir an das Ufer rudern“, rief ich nun.
„Du kannst doch nicht hier bleiben!“

„O Allah, Allah!“, war wieder die einzige stöhnende Antwort.

Rasch entschlossen stieg ich in dessen Fahrzeug. Aber trotz der größten Vorsicht konnte ich es nicht vermeiden, daß mein Fuß in die Blutlache trat.

Dann nahm ich die Ruder, deren eines noch von der erstarrten Hand des Ermordeten umklammert war und strebte nun mit der schauerlichen Last dem Lande zu.

Als wir am Strande anlangten, sammelte sich sofort eine riesige Menschenmenge um uns herum.

Aber glücklicherweise hatte der bisher schweigsame Begleiter endlich seine Sprache wieder gefunden, und ich bemerkte, daß er in dem kleinen Orte ein hohes Ansehen genießen mußte.

So schenkte man seinen Angaben unbedingten Glauben, und die ganze Angelegenheit wurde in unglaublich kurzer Zeit und Einfachheit zur Erledigung gebracht, indem man — überhaupt weiter keine Notiz davon nahm und den toten Körper vergrub.

Der Ermordete war hier nicht bekannt und so tröstete man sich damit, daß derselbe nach dem Tode ja ebenso gut hätte ins Wasser fallen und da verschwinden können, ohne daß jemand in dem kleinen Orte etwas davon gemerkt haben würde.

Selim Ali, so hieß der Begleiter des Toten, fand jetzt auch Worte des Dankes für meine Hilfe und freundlich lud er mich ein, in sein Haus zu kommen.

Diese Einladung nahm ich selbstverständlich mit Freuden an und gab Omar einen stillen Wink, worauf dieser mit Link etwas zurückblieb.

Wir schritten nun durch einige der engen, schmutzigen Gassen und blieben endlich vor einem Gebäude stehen, welches einen größeren Umfang hatte als die gewöhnlichen, sich aber sonst in nichts von den anderen unterschied. Es hatte genau dasselbe Aussehen des Verfalles, als die übrigen Häuser.

Nachdem wir eingetreten waren, änderte sich jedoch das Bild. Ein Luxus war hier vertreten, den ich nicht erwartet hatte.

Als wir kurze Zeit darauf einander beim Mokka gegenüber saßen, brachte ich das Gespräch wieder auf den Ermordeten.

„Er war mir so gut wie gar nicht bekannt“, erklärte Ali. „Auf einer Reise, welche

ich kürzlich nach Riad unternahm, traf ich mit einer kleinen Karawane zusammen, wobei sich dieser Mann befand. Dort lernte ich ihn kennen und er erfuhr meinen Wohnort.

Vor einer Woche ungefähr kam er plötzlich zu mir, und ich mußte ihn als Gast aufnehmen, da er hier unbekannt war. Das ist alles, was ich von ihm weiß“.

Diesen Worten schenkte ich unbedingten Glauben; denn Ali kam mir, wie schon erwähnt, nicht wie ein Betrüger vor.

„Du hast ein Mädchen von ihm gekauft?“, fragte ich nun unvermittelt.

Ali wechselte leicht die Farbe, faßte sich aber schnell wieder und rief erstaunt:

„Wie, Du weißt dies?“

„Ja“, entgegnete ich ernst. „Würdest Du mir vielleicht über Verschiedenes Auskunft geben?“

Ich konnte mir nicht erklären, warum der Türke bei dieser Frage erschrocken war. Er hatte doch eigentlich keine Ursache dazu.

„Gewiß, frage nur zu, was Du wissen willst“, erwiderte dieser jetzt bereitwilligst.

„Wie heißt das Mädchen, welches Du gekauft hast?“

„Fatime!“

„Brachtest Du sie gut bis hierher?“, fragte ich vorsichtig.

„Ohne jeden Zwischenfall“, war die befriedigende Antwort. „Heil und gesund.“

„Hast Du nichts besonderes an ihr bemerkt?“

Ali zögerte mit der Antwort. Ihm wurde das Gespräch sichtlich peinlich.

„Wie meinst Du das?“, fragte er endlich.

„Nun“, sagte ich jetzt, energisch auf mein Ziel losgehend, „hast Du nicht bemerkt, daß es keine Orientalin ist, sondern ein Mädchen von den Franken?“

Die Antwort mußte mir nun volle Gewißheit bringen.

Ich war überzeugt, daß Ali auch jetzt der Wahrheit die Ehre geben würde, und sollte mich in dieser Annahme nicht getäuscht sehen.

Er antwortete offen, wenn auch mit Widerstreben:

„Allah weiß es, daß ich beim Kaufe keine Ahnung hatte, aber später kam es mir oft

so vor, wie Du sagst.“

„In welcher Beziehung?“

„Ich sah, daß es keine Rechtgläubige war.“

„Woraus konntest Du das schließen?“

„Sie sprach anders zu Allah als wir.“

„Weißt Du, was sie sagte?“

„Nein, denn es war eine andere Sprache.“

„Höre mir einmal aufmerksam zu und sage, ob es so klang.“

Nun sprach ich langsam in deutscher Sprache die erste Hälfte des Vaterunters.

Erstaunt sah mich Ali an. Dann rief er überrascht:

„Allah, Du weißt es, ja, die Laute waren dabei, aber sie betete noch viel, viel mehr. Du mußt ein großer Gelehrter sein.“

„Ich kenne die Sprachen und Gebete vieler Völker“, erwiderte ich, „und es ist möglich, daß Fatime noch mehr mit Allah sprach; denn die Franken reden mit ihm, was sie denken und fühlen, so wie ich mit Dir rede und nicht nur vorgeschriebene Suren.“

Er mochte den Sinn meiner Worte nicht verstanden haben; denn er bestätigte nur nochmals:

„Ja, es ist so, wie Du sagst. Fatime wird wohl ein Mädchen der Franken sein.“

Ja, sie war es, die ich suchte, nur sie konnte es sein.

„Endlich am Ziele!“, jubelte es in mir auf.

Mit Ali würde ich schon einig werden und dann — dann konnte ich mit der Befreiten vor die Schwester Achmeds hintreten, hatte meine Aufgabe erfüllt und konnte — — — einen Dankesblick aus deren schönen Augen ernten.

Einen Blick wie damals, als sie mit ihrem Bruder in Smyrna von mir schied, und ich von Bord des Dampfers ging, welches sie nach Konstantinopel brachte. Der Eindruck dieses Blickes lebte noch heute in mir nach; konnte ich doch damals in der reinen, unschuldigen Seele dieses Mädchens lesen und sah darin ein Geheimnis, das ein nie gekanntes Gefühl in mir erweckt hatte.

Was würde Link sagen? Mit diesem konnte ich ja dann fahren? Der würde sich freuen wie ein Kind!

Eine Zeit lang, während ich diesen frohen Gedanken nachhing, herrschte Schweigen; dann wandte ich mich wieder zu meinem Gastgeber.

Ich mußte Fatime haben und wollte sie dem Türken der Einfachheit halber abkaufen. Er durfte sich nicht weigern, sie herauszugeben, wenn sie mitgehen wollte.

Um ihn gefügig zu machen, begann ich vorsichtig:

„Weißt Du auch, daß man die Töchter der Franken nicht verkaufen noch kaufen darf? Fatime ist durch ein Verbrechen in die Hände der Leute gekommen, von denen Du sie gekauft hast und die Behörden der Franken sind von ihrem Verschwinden in Kenntnis gesetzt.“

„Allah!“, rief Ali, indem er mich entsetzt anstarrte, „das habe ich mir bald gedacht, nachdem ich sie gekauft hatte und kennen lernte.“

„Die Verbrecher sind alle gerichtet“, sagte ich ernst. „Es lebt keiner mehr. Der letzte starb vor Deinen Augen.“

Ali schüttelte sich in leichtem Schauer, als ich ihn daran erinnerte.

Diese Stimmung benützend, fuhr ich schnell fort:

„Ich habe die Reise unternommen, um Fatime zu befreien. Aber Du sollst keinen Schaden haben. Ich will Dir das Kaufgeld zurückgeben. Wirst Du mir das Mädchen überlassen?“

Ali schaute mich an, als habe ich in einer anderen Sprache zu ihm geredet.

„Was willst Du von mir?“

„Fatime!“, entgegnete ich bestimmt.

„Fatime?“, wiederholte er staunend.

„Ja!“, rief ich ungeduldig.

„Von mir?“

„Natürlich von Dir, Du hast sie doch gekauft!“

„Allerdings“, antwortete er jetzt, mich verstehend, „aber ich kann sie Dir nicht geben.“

„Du kannst sie mir nicht geben?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil dieselbe nicht mehr bei mir ist. Ich habe sie wieder verkauft!“

„Verkauft?“, schrie ich mehr als ich sprach. „Mensch! Ali! Redest Du die Wahrheit?“

„Ich lüge nicht“, erwiderte er fast beleidigt. „Ich habe Fatime wieder verkauft, sobald ich merkte, es könnte etwas dabei nicht richtig sein.“

Mir war zu Mute, als habe man einen Behälter kaltes Wasser über meinen Kopf gegossen.

Mit einem Schlage waren meine so berechtigten Hoffnungen wieder vernichtet.

Es bedurfte schon einiger Minuten, ehe ich mich wieder sammeln konnte und meine Selbstbeherrschung zurückerhielt. Ich verlor dieselbe gewiß nicht so leicht, aber diesmal war es doch geschehen.

Endlich konnte ich die Unterhaltung wieder aufnehmen:

„Wohin hast Du sie verkauft?“

„Nach Abuschehr!“

„Nach Abuschehr?“

Ein Hoffnungsstrahl blitzte in mir auf. Da konnte ich ja mit Link reisen. Vielleicht gelang es mir dort, Fatime zu befreien.

Wenn sie aber auch dort schon nicht mehr war?

Nun, ich war fest entschlossen, ihr zu folgen, so lange mir eine Spur übrig blieb.

„An wen hast Du sie verkauft?“

„Es wird Dir wenig nützen, wenn ich es Dir sage“, entgegnete Ali nicht ohne Mitgefühl, da er meine Niedergeschlagenheit bemerkte, „denn ich habe den Käufer bald nachher wieder gesehen, und er sagte mir, Fatime sei an den Blattern gestorben.“

Wieder war es mir, als führe eine kalte Hand über meinen Rücken herab; es schnürte mir etwas die Kehle zu, das aus meiner Brust herauf kam, und nur mühsam brachte ich die Frage hervor:

„Sie ist gestorben? — Wie hieß der Käufer?“

„Almanson!“

„Ich danke Dir!“

„Wirst Du zu ihm gehen?“

„Das weiß ich noch nicht!“

Kurz verabschiedete ich mich jetzt, für die erhaltene Auskunft dankend. Es litt mich nicht länger mehr in diesem Hause.

Ich mußte allein sein. Allein mit meinen Gedanken. Allein mit den zerstörten Hoffnungen. — — — — —

* * *

Dunkles Gewölk zog sich drohend am Himmel zusammen, als ich mit Link auf dem Verdecke des kleinen Schiffes stand, welches diesen nach Abuschehr bringen sollte.

Unbemerkt von ihm hatte ich mich mit dem Besitzer des Fahrzeuges verständigt, daß auch ich und Omar mitfahren konnten und so stand mein Freund Link betrübt neben mir in der Meinung, ich würde zurückbleiben.

Zoba'a und Omars Pferd waren schon am Tage vorher auf das Schiff gebracht worden und die Tiere befanden sich in dem für sie eingerichteten Raume ganz wohl. — — —

Das Wasser sah heute anders aus als in den letzten Tagen. Dunkel war es gefärbt, und weiße Schaumkronen tanzten auf der Oberfläche dahin. Alles deutete auf ein bevorstehendes Unwetter.

Da wurden die Taue, welche das Schiff noch mit dem Ufer verbanden, gelöst. Der Anker war längst aufgewunden.

Link drückte mir im stummen Abschiedsschmerz krampfhaft die Hand.

Langsam trieb das Fahrzeug jetzt vom Lande ab.

„Sie müssen zurück“, drängte Link hastig. „Wir beginnen schon die Fahrt.“

Ich rührte mich nicht.

„Eilen Sie, eilen Sie, sonst müssen Sie ja an Bord bleiben!“

„Was schadet das?“, entgegnete ich mit großer Seelenruhe.

„Ja, — was — was — was —“, stotterte Link in höchster Verwirrung, indem er mich mit weit aufgerissenen Augen ansah; „was — was bedeutet — denn das?“

„Wenn ich nicht mehr hinunter kann, so bleibt mir weiter nichts übrig, als mitzufahren. Warum ließen Sie meine Hand nicht los? Ich konnte ja nicht fort!“

Er hielt nämlich immer noch meine Hand in der seinen.

Da er mich noch nicht zu verstehen schien, neckte ich:

„Oder wollen Sie mich vielleicht über Bord werfen, wenn ich auf diesem Schiffe bleibe?“

Da zuckte es plötzlich wie Wetterleuchten über sein betrübtes Gesicht. Die Ohren konnten ihre Freude nicht mehr verbergen, und es schien, als ob sie mir dankend entgegenfliegen wollten, während Link einen Jauchzer ausstieß, welcher einem Tiroler alle Ehre gemacht haben würde.

Fast mußte ich annehmen, daß meine Hände in einen Schraubstock geraten waren, so fest preßte er dieselben.

Es tat mir leid, daß ich dieser Freude einen Dämpfer aufsetzen mußte, indem ich ihm erklärte:

„Mein Weg geht vorläufig aber nur bis Abuschehr, dort muß ich Sie wieder verlassen.“

Und nun erzählte ich ihm ausführlich die ganze Unterredung mit Selim Ali, welche ich bisher nur angedeutet hatte.

Ich war entschlossen, mir wenigstens Gewißheit über den Tod Elisabeth Natty's zu verschaffen, ehe ich die Hoffnung ganz aufgab.

„Sie sagten mir aber doch, daß der Scheich der Hadjiman behauptete, das Mädchen sei noch am Leben?“, warf Link ein.

Ich stutzte.

Allerdings. Eins konnte hierbei nicht ganz richtig sein. Wenn ich es mir jetzt genau überlegte, so paßten die angegebenen Zeitpunkte überhaupt nicht zusammen.

An dem Tage, wo ich Elisabeth im Bilde lebend sah, war dieselbe den Angaben Ali's nach schon lange tot. Entweder mußte also das Geheimnis des Scheichs ein Trug sein, oder der Tod des Mädchens war erfunden.

Ich neigte eher der letzteren Ansicht zu aus dem Grunde, weil der Verkäufer Ursache genug hatte, das Vorhandensein Elisabeths zu verheimlichen und ihre Spur zu verwischen. —

Als der Abend hereinbrach, waren wir wenigstens aus der gefährlichsten Nähe der Küste gekommen. Aber wie es schien, auch nicht zu früh.

Denn dichter und drohender hatten sich die dunklen Wolken zusammengeballt und senkten sich tief herab. Es war, als wollten sich dieselben mit der düsteren, jetzt dumpf grollenden Flut vereinigen. Aber abwehrend schleuderte diese weiße Schaumwellen zischend empor, und wie das Gären verhaltenen Unwillens klang das Rauschen des in seiner Ruhe bedrohten Wassers.

Woher diese unruhige Bewegung des Meeres kam, wußte man nicht; denn drückende Schwüle herrschte in der Luft, welche fast die Brust beengte.

Das Erwarten des Eintrittes irgend eines Ereignisses beschlich in banger Vorahnung unser Gemüt, ohne gerade Furcht zu erregen. Das Gebahren des Meeres in solchen Stunden kann ich wohl am treffendsten bezeichnen mit der Stimmung in einer großen Menagerie kurz vor der Fütterung. Noch bevor die Anstalten zu Letzterer getroffen werden, bemerkt der Besucher überall eine eigentümlich beunruhigende Bewegung.

Die Raubtiere, welche den Zeitpunkt genau kennen, schreiten in ihren Käfigen mit unerklärlicher Hast, schnellen Schritten, aber völlig lautlos auf und ab und erst, wenn ihnen das Fleisch vorgeworfen wird, erfüllt ihr donnerndes, weithin schallendes Gebrüll die mächtigen Räume.

An Bord stehend, beobachtete ich mit Interesse die Vorgänge der Natur, wo sich Himmel und Wasser zu nähern schienen.

Tiefe Finsternis herrschte plötzlich um mich herum. Nur die weißen Schaumkronen der Wogen glänzten zu mir herüber.

Auf einmal zerriß ein blendender, greller Blitzstrahl die schweren Wolkenmassen. Im Scheine desselben konnte ich bemerken, wie jeder Einzelne der geringen Besatzung auf seinem Posten stand.

Ein mächtiger Donnerschlag folgte unmittelbar nach dem Aufleuchten des Blitzes. Darauf wieder tiefes Schweigen. Doch nur einen Moment. Denn bald machte ein heftiger Windstoß das ganze Schiff erzittern — und nun brach es los.

Es war kaum zu beschreiben, dieses Kochen, Zischen, Heulen, Pfeiffen, dazwischen hinein das helle Schmettern des Donners, welches auf die in dichter Reihe hernieder fahrenden Blitze folgte.

Ja zwei, drei und mehr Blitze auf einmal zuckten in den Wolken dahin, der ganze Himmel stand in Flammen. Dazu ergoß sich ein fürchterlicher Regen, die hohen Wogen wälzten sich gegen das armselige Schiff heran und schlugen über dasselbe hinweg. Wie ein Spielball wurde das Fahrzeug hin und her geschleudert.

Kurz, diesen Aufruhr der entfesselten Elemente in richtigen Farben zu schildern oder irgend einen Vergleich zu ziehen, ist unmöglich.

Der beste Ausdruck dafür liegt in der Behauptung:

„Sobald die Natur spricht, müssen alle anderen Stimmen schweigen!“

Der Ausbruch des Sturmes wird auch ganz packend von einem Dichter geschildert, wo es unter anderem heißt:

*„Doch in den unermessnen Tiefen
Erwachten Kräfte wunderbar,
Und alle Schrecken, die da schliefen,
Und alle Geister der Gefahr.
Erst Geflüster,
Hohl und düster
In den Wogen,
Dann kommt's lauter
Und vertrauter
Rangezogen.
Kleine Wellen, graue Zwerge
Werden Riesen, werden Berge,
Schreiten auf der Wasserscheide
Geistern gleich in weißem Kleide.
Schnaubend rauscht ihr Silbermantel,
Und die Windsbraut, die Tarantel,
Nicht im Zaume mehr zu halten,
Stürzt mit wütenden Gewalten
Aus des Mantels weiten Falten;
Um das Schiff im Nu*

Sonder Rast und Ruh

Bei der Wurzel Haare zu ergreifen,

In den wilden Tanz zu schleifen.

Und des Meeres Riffenvögel pfeifen

Grell und wild ein Lied dazu. “ — —

Nach allen vier Seiten wurde unser Schiff abwechselnd geschleudert.

Bald schwebten wir hoch oben auf dem Kamme einer mächtigen Woge, bald sausten wir hinab in unheimliche Tiefen.

Ich konnte weder stehen, noch sitzen, noch knien, ich mußte mich legen, platt auf den Boden legen. Vorsichtig und langsam kroch ich nach dem Raume unter Deck, wo ich Link wußte.

Dieser stöhnte steinerweichend und hielt krampfhaft seinen Magen, während er, von den Stößen des Schiffes getrieben, bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Raumes kollerte.

Omar war gleich zu Beginn des Sturmes zu dem Pferden gegangen, hatte dieselben sich legen lassen und blieb bei ihnen, damit sie nicht zu unruhig wurden.

Ich überzeugte mich davon, daß die Tiere keinen Schaden leiden konnten, indem ich auch nach diesem Raume kroch und mich neben Zoba'a legte, welcher seine Freude hierüber durch leises Wiehern kund gab.

Endlich, nach langen, langen Stunden, schien sich der Aufruhr in der Natur etwas zu legen.

Nach Links Aufenthaltsorte zurückkehrend, versuchte ich, mich an die Wand klammernd aufzurichten und auf Deck zu gehen.

Kaum aber stand ich nach vieler Mühe auf den Füßen und ließ eine Hand los, um weiterzugreifen, so wurde ich auch schon mit großer Gewalt zu Boden geschleudert.

Ich fiel hart, sehr hart.

Die Lampen waren verlöscht, es herrschte eine Finsternis in dem Raume, daß man trotz größter Anstrengung nichts erkennen konnte. Mein Ellenbogen war auf einen Gegenstand geschlagen, der rund zu sein schien.

Ich fühlte und hatte — Links Kopf in meinen Händen, welcher jetzt fürchterlich

schnaubte und wütend über eine derartige Behandlung schimpfte.

Als er aber hörte, daß ich es gewesen war, stellte er sein Zanken ein und ich konnte ihn sogar noch überzeugen, daß er selbst die meiste Schuld an dem Unglücke trug, da er nie an gleicher Stelle liegen blieb, sondern sich kollernd im ganzen Raume umhertrieb.

Erst als der Morgen kam, ließ das Unwetter nach und wir begaben uns an Deck.

Link war kaum wieder zu erkennen. Sein Gesicht spielte in allen möglichen Farben und außerdem zeigte seine Stirne direkt über dem Auge eine grünlichblaue Beule von kolossaler Dimension. Dabei machte er ein so katzenjämmerliches Gesicht, daß ich nur mit vieler Mühe den Lachreiz unterdrücken konnte.

Langsam schlenderten wir auf und ab. Die See ging zwar noch hoch, aber die Sonne strahlte wieder heiter auf uns hernieder.

Da trat der Schiffsinhaber zu uns und grüßte mit außergewöhnlich ernstem Gesichte.

Mir fiel sein Wesen sofort auf und ich fragte besorgt:

„Du bist so ernst, hat Dein Schiff bedeutenden Schaden erlitten?“

„Mein Schiff nicht“, entgegnete er betrübt, „aber mein Herz.“

„Wie soll ich das verstehen?“, war meine teilnehmende Erwiderung.

„Es betrifft meinen Sohn!“

„Deinen Sohn? Ist er krank?“, rief ich erschreckt; denn am Tage vorher hatte ich mich erfreut an dem kleinen, sechsjährigen Knaben, welcher sich so munter und vergnügt auf dem Schiffe tummelte und manchmal mit gar gewichtiger Miene stolz neben seinem Vater herschritt, als wollte er sagen:

„Hier ist meines Vaters Reich, hier hat nur er zu befehlen!“

Ein schwerer Seufzer hob die Brust des Mannes, als er langsam erwiderte:

„Krank ist er nicht, sondern der Sturm hat seine Seele mit fort genommen.“

In diesem Augenblicke hallten schwere Schritte auf der Treppe, welche zu der Kapitänskajüte führte. Die Stufen knarrten und ächzten, als ein Matrose heraufstieg, welcher eine Last im Arme trug, die mit einem Tuche verhüllt war.

Er legte seine Bürde behutsam auf eine Bank.

Langsam trat ich hinzu, schlug die Decke ein wenig zurück und blickte in das blasse, stille Gesichtchen, welches gestern noch so lebensfroh war und dessen

Augen so lustig blicken konnten.

War es die Furcht und die Angst vor dem gewaltigen Sturme gewesen, die das kleine Herzchen hatte aufhören lassen zu schlagen?

Oder war es so still geworden, weil es im Buche des Lebens verzeichnet stand?

Stumm umringten wir die kleine Leiche und drückten dem Vater mit warmer Teilnahme die Hand.

Nach wenigen Stunden schon mußte sich dieser trennen von den irdischen Resten seines früheren Glückes.

Der kleine Körper wurde auf ein Brett gebunden, dieses wieder mit einem Steine beschwert.

Andächtig standen wir dabei, als die vorgeschriebenen Suren des Korans gesprochen wurden. Das Brett mit seiner kleinen Last hing halb über Bord und es bedurfte nur eines kleinen Stoßes, so verschwand es in dem Meere.

Wieder und unwillkürlich kamen mir die Worte des gleichen Gedichtes in den Sinn:

„Und das Kind, nach wenig Stunden

Nimmt man's von des Vaters Seit',

Auf ein Brett wird es gebunden,

Auch der Stein liegt schon bereit.

Nicht ein Grab wird ihm gegraben

In geweihter Erde Schoß,

Nicht ein Kränzchen soll es haben,

Nicht den kleinsten Kranz von Moos.

Schlafen soll es ganz alleine

Auf des Meeres ödem Grund,

Elternaugen auch nicht weinen

An dem Grab zu mancher Stund'.

Glücklich sind noch die zu nennen

*Und ihr Schmerz ist wohlgemut,
Die den Ort, die Stelle kennen,
Wo ihr Kind im Tode ruht;
Denn sie können zu ihm gehen,
Noch so fern am Wanderstab,
Können beten, weinen, flehen,
An dem lieb geword'nen Grab.
Können mit dem Kinde sprechen,
Grad, als ob's am Leben wär,
Können eine Blume brechen,
Grad, als ob's das Kind begehrt. —
Doch den Trost soll er nicht haben,
Dieser Vater, schmerzdurchdrängt.
Nein! Sein Kind ward nicht begraben,
Ach, sein Kind ward nur versenkt!“ — — —*

Noch ein letzter Blick des gebeugten Vaters fiel auf die verhüllte, kleine Gestalt, — — dann — — ein stummer Wink seiner Hand — — — und klatschend schlug die Flut über dem Opfer zusammen. — — — —

Rasselnd fiel der Anker in das Wasser, als unser Schiff nach vieltägiger Fahrt in den Hafen von Abuschehr eingelaufen war.

Abuschehr, eine nicht unbedeutende Hafenstadt Persiens, treibt schwunghaften Handel. Von hier aus ist der direkte Seeverkehr nach Indien.

Zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Seide, Tabake, Felle, Teppiche, Opium, Gummi, Wolle, Datteln, Getreide. Baumwollkultur steht obenan.

Das bunte Leben kaum beachtend, strebten wir vor allem einem Speisehause zu, nachdem die Pferde sicher untergebracht waren, um unsere knurrenden Mägen zu befriedigen.

Wie wir hier erfuhren, konnte Link am nächsten Tage früh schon seine Heimreise

antreten. —

Das Haus des Kaufmanns Almansor auszukundschaften, machte mir keine große Mühe und drei Stunden nach unserer Ankunft stand ich schon vor diesem.

Der Eindruck, den ich von dem Manne gewann, war durchaus kein günstiger, und ich hatte von vornherein die Überzeugung, daß ich keinem seiner Worte Glauben schenken durfte.

Er war schlank, grauhaarig, mit einem farblosen Gesichte, aus welchem man nicht recht klug wurde.

Letzteres trug die glatten Züge derjenigen, deren Charaktereigenschaften die eines Fuchses sind. Auch in seinem ganzen Wesen lag vorwiegend die Eigenart dieses schlaun Tieres.

Es giebt viel von dieser Sorte Menschen, namentlich auch bei den Orientalen, welche listig, dabei kriechend und unterwürfig gegen diejenigen sind, von denen sie Vorteil erwarten, gegen Abgängige aber ein Wesen zeigen, welches nahezu brutal genannt werden kann. Mit großer Gewandtheit wich er meinen Kreuz— und Querfragen aus.

Endlich hatte ich ihn aber doch so weit, daß er bestimmtere Antworten gab und mir den Tod der Fatime in beredter Weise schilderte.

Er merkte dabei nicht, daß er sich im Eifer oft widersprach.

Daraus schöpfte ich Verdacht und wagte einen kühnen Schachzug.

Ernst und bestimmt erklärte ich ihm:

„Almansor, Du redest mit falscher Zunge! Du erzählst mir eine unwahre Geschichte!“

Dieser sah empört in die Höhe, wechselte aber doch leicht die Farbe.

„Was soll Deine Sprache?“, rief er erzürnt und ängstlich zugleich.

„Fatime ist nicht tot! Sie lebt noch!“

Almansor wurde etwas aus der Fassung gebracht durch meine Behauptung.

Ich frohlockte bei dieser Beobachtung und wurde sicherer. Deshalb fuhr ich fort:

„Drei Wochen nach dem Tage, den du als Todestag bezeichnest, habe ich Fatime lebend gesehen.“

„Allah, o Allah! Du sahst Fatime, welche doch tot war?“, rief er in gut geheuchelter Überraschung, welche mich fast irre gemacht hätte.

Ich zeigte jedoch nicht die geringste Unruhe, sondern sagte:

„Du brauchst Dich nicht zu verstellen. Ich wiederhole Dir nochmals: Fatime lebt! Du sollst auch von mir hören, wie ich sie gesehen habe, an welchem Tage, sogar die Zeit, damit Du endlich überzeugt bist.“

„Ich bin wirklich begierig, Deine Weisheit zu hören“, höhnte er.

„Du sollst gleich befriedigt werden, höre mir aufmerksam zu: Genau vor siebenundfünfzig Tagen war es, rechne es Dir aus, zur Stunde des Sonnenunterganges, als ich Fatime sah.

Sie war nicht allein, sondern eine schöne Frau lag auf einer Ottomane. Dieselbe trug zierliche, reichgestickte Pantöffelchen an den nackten Füßen, ein goldgesticktes, offenes Jäckchen von hellblauer Seide, ließ das weißseidene Hemdchen darunter hervorschimmern.

Eine Dienerin musizierte — — — —“

„Allah!“

Dieser Ausruf unterbrach mich hier.

Almansor war es gewesen, dessen Lippen der Ruf entschlüpfte. Er rückte unwillkürlich aus meiner Nähe.

Das verächtliche, höhnische Lächeln war vollständig verschwunden. Dafür starrten mich jetzt seine Augen ganz erschrocken an.

Ich sprach ruhig weiter, innerlich erfreut über den Eindruck meiner Worte.

„Ein großes Löwenfell lag vor der Ottomane. Fatime aber saß auf einem indischen Tabouret und stützte den Kopf in die Hand.

Es waren zwei Erker in dem Zimmer. In jedem derselben, sowie in der Mitte der Decke hing eine sechseckige, buntfarbige Ampel. Wände und Fußböden waren mit Teppichen behangen und belegt — — — —“

Jäh wurde ich hier durch einen schrillen Schrei des Entsetzens wieder unterbrochen.

„O Allah! Sei mir gnädig! Er ist allwissend. Er kennt den Harem meines Hauses!“

Ich triumphierte. Der schlaue Fuchs hatte sich verraten.

Aufs Geratewohl hatte ich das Bild beschrieben, welches mir Jusuff, der Scheich der Hadjiman, in dem Wasser kurz vor meiner Abreise vorführte und schien damit das Richtige getroffen zu haben.

„Willst Du noch mehr hören?“, begann ich wieder, als Almansor schwieg.

„Nein! Nein! Nein!“, schrie er wie wahnwitzig.

Grauen sprach aus seinen Augen. Frost schien ihm die Glieder zu schütteln.

„Gehe fort! Verlasse mich!“

Unter diesem Geschrei wollte er zur Türe hinaus eilen.

Ich konnte ihn noch zurückhalten und drohte:

„Wenn Du fortläufst, so verderbe ich Dich!“

Das half.

Er blieb zitternd vor mir stehen.

„Was willst Du noch?“, frug er zaghaft.

„Die Wahrheit wissen!“, entgegnete ich kurz.

„Du weiß ja alles! Was brauche ich da noch zu sagen?“

Diese Frage war gefährlich für mich. Ich durfte die Stimmung nicht umschlagen lassen und mir keine Blöße geben. Seine Aufregung mußte ich benützen, sonst war aus dem Menschen nichts mehr herauszubringen.

Deshalb herrschte ich ihn barsch an, ohne auf seine Frage einzugehen:

„Antworte mir, wo befindet sich Fatime jetzt!?“

„Das — das weiß ich nicht!“

„Das weiß Du nicht? Giebst Du nun endlich zu, daß sie nicht tot ist?“

„Sie ist — ist wieder — lebendig geworden, — das heißt, sie — war — war — nicht ganz — gestorben!“

„Das will ich ja gar nicht wissen. Daß mir bekannt ist, daß sie lebt, habe ich Dir bereits bewiesen.“

„Hund! Du warst in meinem Harem?“, brüllte er plötzlich wütend, auf mich zuspringend. „Das ist Dein Tod!“

Erst jetzt kam ihm der Gedanke, daß ich in seinem Hause gewesen sein mußte, wenn mir die Einrichtung desselben so bekannt war.

Ich aber wehrte ab:

„An dem Tage, wo ich in Dein Haus sah, befand ich mich in der Wüste Dahna in Arabien.“

„Und von dort hast Du in meinen Harem gesehen?“

„Habe ich es Dir nicht gesagt? Wenn ich selbst in Deinem Hause gewesen wäre, müßtest Du mich doch gesehen haben; denn ich sah Dich eintreten. Entsinnst Du Dich?“

Wieder schlug ich auf den Strauch. Ich hatte in dem Bilde wohl einen Mann gesehen, aber nicht dessen Gesicht.

Almanson brachte vor Staunen kaum ein Wort hervor.

Ich drängte:

„Nun, entsinnst Du Dich?“

„Ja, ja“, stammelte er, „ich entsinne mich schon; denn es war ja derselbe Abend, wo Fatime von Melek geholt — — — oh — — — oh — — — wollte sagen — — — — —“

„Laß nur Deine Ausreden“, unterbrach ich ihn. „Du weißt, daß ich mich nicht betrügen lasse! Wohin ist also Fatime geführt worden?“

Almanson hatte verwirrt inne gehalten. Mit größter Aufmerksamkeit studierte er bei diesen Worten die Farbe meines Oberkleides. Dann schnellte der Blick zu meinem Turban empor und blieb darauf haften, als wäre es seine Lebensaufgabe, die Falten desselben zu zählen, um sich gleich darauf wieder nach meinen Knien zu senken, das Gewebe der Beinkleider bewundernd, dabei aber ängstlich meine Augen vermeidend, als wäre ein Blick in dieselben sein sofortiger Tod.

Ich bemerkte nun, daß seine Befangenheit plötzlich wich und wieder einer Verstocktheit Platz machte.

„Du weißt ja alles. Wozu soll ich Dir dann noch etwas sagen?“

„Gut!“, entgegnete ich, scheinbar nachgebend. „Ich werde Fatime heute noch sehen, auch ohne Dich!“

„Wirst Du auch bis Kaschan sehen können?“ höhnte er.

Ich horchte auf.

War ihm der Name Kaschan aus Versehen entschlüpft, oder wollte er mich durch Nennung dieses Namens irre führen?

„Wenn es nötig ist kann ich auch bis dahin sehen“, entgegnete ich gelassen. „Aber

ebenso gut noch weiter, nach Indien oder anderswohin.“

Hatte ich recht bemerkt, als es mir vorkam, daß Almansor sich bei dem Worte Indien leicht verfärbte? Oder täuschte ich mich?

Genug. Ich wußte nun, daß ich nichts mehr bei diesem verschlagenen Menschen erfahren würde und verließ dessen Haus. Allerdings mit der Gewißheit, daß Fatime nicht gestorben war, sondern noch lebte, meine Aufgabe also noch nicht zu Ende sein konnte. — — —

Am nächsten Morgen begleiteten Omar und ich unseren bisherigen treuen Reisegefährten, den braven Link, nach dem Schiffe.

Er hatte vergeblich versucht, mich zur Mitreise zu überreden, und während wir schon die Laufplanke überschritten, welche an Bord des Dampfers führte, ließ er nicht nach, mich zu bestürmen.

„Es ist doch so gut wie gewiß, daß Sie Elisabeth nicht wiederfinden, und wenn es dennoch geschehen sollte, fragt es sich immer noch, ob sie mit zurückkehren würde. Was wollen Sie dann noch hier machen?“

„Ich werde versuchen, aus der Dienerschaft von Almansor etwas herauszubringen, was Bezug auf Fatime haben könnte. Nichts darf unversucht bleiben.“

„Nun“, entgegnete Link resigniert, als er endlich einsah, daß nichts mich von meinem Vorhaben abbringen konnte, „dann werden Sie mir aber wenigstens eine Bitte erfüllen.“

„Und die wäre?“

„Mich bei Ihrer Heimreise unbedingt aufzusuchen und einige Wochen zu reservieren, die wir zusammen in der alten, lustigen Kaiserstadt Wien verleben können. Gilt es?“

Fragend hielt er mir die Hand hin.

Herzhaft schlug ich ein und rief:

„Es gilt! Ich komme, wenn — ich noch lebe. Sonst wäre es mir wohl schwer möglich“, ergänzte ich lachend; denn ich wollte den Abschied etwas heiterer stimmen, weil Link gar so trübselig dreinschaute.

„Wird Omar auch mit kommen?“

„Omar?“

Lächelnd wandte ich mich an diesen:

„Omar, wirst Du unseren gemeinsamen Freund in Wien mit besuchen?“

Dieser entgegnete zu meinem Erstaunen ernst:

„Wenn Du nach diesem Orte gehst, Shidi, so komme ich auch hin; denn ich bleibe bei Dir!“

Link war ganz entzückt über dieses Versprechen, und die Aussicht auf ein Wiedersehen erleichterte ihm wesentlich den Abschied.

Als dann der stolze Dampfer den Hafen verließ, sah ich unseren scheidenden Freund noch lange vom Decke mit dem Tuche winken.

Wann würde i c h die Heimreise antreten?

Würde dann meine Aufgabe erfüllt sein? — — —

13. Fatime.

Ein außerordentlicher Tag neigte sich seinem Ende zu.

Fluren und Wälder schienen aufzuatmen, als sich die Tropensonne zum Untergehen anschickte; denn alles hatte unter ihren sengenden Strahlen gelitten.

Aber noch jetzt schienen dieselben sich anklammern zu wollen an die vergoldeten Kuppeln der Paläste und Moscheen der Stadt, welche, umflutet von der scheidenden Sonne, dem Auge weithin sichtbar glänzten und glühten, als seien Feuerbälle auf die prächtigen Bauten gefallen.

Meine Brust hob sich unter einem tiefen Atemzuge, als von dem Meere her ein leichter, erfrischender Hauch durch das weit geöffnete Fenster meines Arbeitszimmers wehte, welches ich mir in dem schmucken Landhause eingerichtet hatte, das mehr als eine Stunde von der Stadt entfernt war.

Die ganze Umgebung schien, abgesehen von der schrecklichen Hitze, ein Paradies zu sein, und märchenhaft, vom Glanze der Sonne umwoben, deren Ball man schon nicht mehr sah, lag die Stadt im Hintergrunde, während sich die Abendschatten überall bemerkbar machten.

Ein eigentümlich fesselnder Reiz lag über der ganzen Landschaft, ein Hauch des Friedens — wie zum Träumen geschaffen.

Und ich träumte, träumte von zwei klaren Augen, welche mich so seelenvoll

angeblickt hatten. Wie eine stille Verheißung lag es damals in diesem Blicke.

Würde sich diese Verheißung je erfüllen? Wieder sah ich im Geiste diese Augen auf mich gerichtet, aber mit anderem Ausdrucke.

Eine bange Frage lag darin, als sie wie durch dichten Nebel hindurch auf mir ruhten. Eine Frage, welche ich nicht zu beantworten wagte. Sie lautete:

„Hast Du meine Jugendfreundin und spätere Leidensgefährtin Elisabeth Natty gefunden und befreit? Oder hast Du hierzu wenigstens Deine ganzen Kräfte eingesetzt?“

Hatte ich das Letztere getan? Ich glaubte wohl. Doch mußte meine Arbeit eine sehr lückenhafte gewesen sein; denn schon seit zehn Monaten war jede Spur von der Verlorenen verschwunden.

Seit ich Abuschehr verlassen hatte und, den Angaben Almansors und seiner Diener folgend, nach Kaschan ritt, war mir das Glück, was die Auffindung Elisabeths betrifft, entschieden abhold gewesen.

Wohl bestand ich noch in Persien, dann in Afghanistan, Beludschistan, wohin mich das Schicksal verschlug, da ich noch in eine andere Sache verwickelt wurde, von welcher die späteren Bände erzählen, viele Gefahren und denke noch heute mit Grausen an einige der Abenteuer zurück. Aber das gesuchte Mädchen fand ich nicht und kam endlich nach Indien, wo ich nun schon mehrere Monate bei meinem Freunde Clair, einem Franzosen von tadellosem Charakter, als Gast lebte.

Clair war Besitzer von ausgedehnten Plantagen, ein lebensfroher Junggeselle in meinem Alter und räumte mir bereitwilligst das schon erwähnte kleine Landhaus ein, deren er mehrere sein Eigen nannte.

Sehnsüchtig ruhten meine Augen auf der nahen Stadt. Wenn ich etwas auf einige dunkle Anhaltspunkte geben konnte, so befand sich Elisabeth oder vielmehr Fatime in diesen Mauern.

Mehrere Monate verwandte ich schon darauf, um sie hier zu entdecken, unterstützt von meinem Freunde Clair, aber bisher ohne jeden Erfolg.

Trübe starrte ich in die Ferne, wo das flammende Rot am Himmel nach und nach erloschen war und aus dem langsam aufsteigenden Nebel mir immer wieder das dunkle Augenpaar mit stummem Vorwurfe entgegenschaute.

Der Nebel wallte, und formte sich zu einer Figur, bis er die Gestalt der Schwester Achmeds angenommen hatte, welche mir jetzt wieder verheißungsvoll zuwinkte.

Da klang plötzlich Singen und lustiges Scherzen zu mir herein.

Ich fuhr zusammen. Hatte ich geträumt? Es war ja gar kein Nebel zu sehen, sondern die Luft konnte nicht klarer und reiner sein.

Das Singen und Scherzen kam von den farbigen Kindern des Landes, welche aus den Plantagen zurückkehrend, plaudernd an meinem Fenster vorüberzogen und ihren Hütten zueilten, um sich nach Verzehrung der einfachen Kost aus Reis der langersehnten Ruhe hinzugeben.

Ich trat ans Fenster und mancher frohe Gruß flog zu mir, dem ernstesten Sahib, wie mich die Eingeborenen nannten, herüber, an deren herzlicher Erwiderung von meiner Seite ich es nicht fehlen ließ.

Plötzlich stieß die neben mir liegende Dogge einen knurrenden Laut aus und hob lauschend den mächtigen Kopf.

Omar, welcher immer noch bei mir war, trat ein.

„Shidi“, sagte er, „Mister Charles Clair befindet sich auf der Veranda des Hauses und wünscht Dich unbedingt zu sprechen.“

Omar bediente sich natürlich der arabischen Sprache.

„Mister Clair?“, rief ich erstaunt.

„Ja, Shidi, er hätte etwas Dringendes, was Dich freuen würde.“

Schnell ging ich nun nach der Veranda, wohin die Dogge schon vorausgeeilt war, deren Bellen mir auch schon ohne Omars Meldung die Anwesenheit eines Freundes verriet.

Clair schien wirklich heute etwas ganz Besonderes zu haben; denn sein sonst bleiches, von dunklen Locken umrahmtes Gesicht war leicht gerötet, und die feine, wohlgepflegte, fast mädchenhafte Hand strich erregt den gekräuselten Bart.

„Eine angenehme Überraschung für Dich, lieber Freund!“, rief er mir entgegen. (Er vergaß sogar den Gruß.) „Rate, rate, was es ist!“

Diese Worte waren in fließendem Deutsch gesprochen.

„Da ist allerdings schlecht raten“, erwiderte ich lächelnd. „Ich will einmal diejenigen Sachen nennen, welche am ehesten auf Deine Erregung schließen lassen.“

Hat sich ein Tiger sehen lassen oder willst Du diesen in den Dschungeln aufsuchen?

Oder willst Du vielleicht — — — — heiraten?“

In komischem Entsetzen ließ sich Clair auf einen Schaukelstuhl fallen, worin sein schwächerer Körper fast ganz versank.

Er mußte den ersten Anfall des Lachreizes vorüberlassen, ehe er, nach Luft ringend, ausrief:

„Tigerjagd? — Hahaha! — Köstlich! In die Dschungeln gehen? Ich? — — — Noch köstlicher! — Hahaha! — — — Unbezahlbar aber ist der Witz mit dem Heiraten! — — — Hihihi! — — — Heiraten!! Heiraten spricht dieser Mensch! Ich?! — — Der Spaß ist einzig!“

Clair war ein überaus lustiger Geselle und fast immer heiter. Ein echtes Kind des sonnigen Südens. Dabei aber auch ohne Falsch und seelengut, mit außerordentlich weichem Gemüte. Er wurde von sämtlichen seiner Arbeiter abgöttisch geliebt und schien auch wirklich nur für diese zu leben.

Ich kannte seine Abneigung gegen das Heiraten. Ihm sträubten sich die Haare, wenn er nur daran dachte. Ruhig ließ ich ihn austoben, ehe ich neckte:

„Deine Stunde hat eben noch nicht geschlagen, Du Spötter. Ich prophezeie Dir, daß Du dann umsomehr verliebt sein wirst.“

Ich suchte meiner Stimme einen feierlichen Klang zu geben bei den letzten Worten.

Es nützte aber bei Clair alles nichts.

„Ich werde warten, bis Deine einmal schlagen wird“, entgegnete er, „darnach kann ich mich dann einrichten. Überdies würde ich mich wohl hüten, Dich etwas davon merken zu lassen; denn bei Euch Schriftstellern ist man nie sicher, zum Studium genommen zu werden. Nein, ich danke.“

Ernstes werdend, fuhr er fort:

„Erraten kannst Du es ja doch nicht, deshalb will ich nicht mehr mit der Neuigkeit zurückhalten.“

Denke Dir also, ich habe ihn!“

„Du hast ihn?“, rief ich verwundert, „ja wen denn?“

„Wo sind bloß Deine Gedanken, daß Du dies nicht weißt?“, rief der Franzose kopfschüttelnd. „Ich habe ihn, den Du suchst!“

„Ah!“, entfuhr es mir in der Überraschung. „Du meinst den Türken?“

„Ja“, nickte Clair vergnügt, „ich habe ihn gefunden!“

„Wie heißt er?“

„Ibrahim Melek!“

„Melek?!“ schrie ich auf.

„Was schreist Du mich denn so an? Habe ich den Namen nicht deutlich genug gesagt?“

„Entschuldige“, sagte ich begütigend, „es war die Aufregung, welche aus mir sprach; denn Melek hieß ja der Mensch, von dem Almansor in seiner Verwirrung gesprochen hatte. Wollte er mich auch belügen, als er Kaschan nannte, um zu veranlassen, daß ich meinen Weg dorthin nehmen sollte, so bin ich doch überzeugt, daß Melek der echte Name des Käufers ist.“

„Hoffentlich ist es der rechte Mann, den ich endlich aufgestöbert habe“, sagte Clair, „aber komme, lasse satteln, wir müssen eilen.“

„Was hast Du vor?“

„Melek besuchen!“

„Geht denn das?“

„Wir sind bereits bei ihm gemeldet. Er erwartet uns!“

Ich kam aus dem Erstaunen gar nicht heraus und konnte meinen Freund nicht recht verstehen. Ich sah ihn an, als hätte er mir einen Vortrag in portugiesischer Sprache gehalten.

„Was ist denn dieser Mann, daß wir so ohne Weiteres zu ihm gehen können?“

„Er treibt, allerdings nur für intime Kreise und der Öffentlichkeit unbekannt, Handel mit Edelsteinen und — — — — Mädchen.“

Ich fuhr zurück.

„Sprichst Du die Wahrheit?“

„Zweifelst Du daran?“

„Nein!“, rief ich erregt. „Laß uns aufbrechen, laß uns eilen!“

„Noch nicht!“, entgegnete Clair. „Erst mußst Du Dich in einen Türken verwandeln; denn als solcher bist du gemeldet.“

„Alle Wetter! Das hast Du gut gemacht“, gab ich erfreut zu. „Die Idee ist famos!“

„So kleide Dich an. Ich warte unterdessen hier. Du hast doch noch ein türkisches

Gewand?“

„Selbstverständlich“, bestätigte ich. „Aber würdest Du vielleicht währenddem die Pferde satteln lassen? Ich nehme Zoba'a nicht mit, sondern ein anderes von den Deinigen, wenn Du es erlaubst.“

„Ich erlaube alles; das ist doch keine Frage“, erwiderte Clair, „werde auch satteln lassen.“

„Kann Omar uns begleiten?“

„Er wird nicht stören. Gewiß kann er da mitreiten!“

„Das ist mir lieb“, entgegnete ich und unterrichtete Omar schnell von unserem Vorhaben.

Es dauerte nicht lange, so trat ich als Türke gekleidet wieder auf die Veranda.

„Sapperment, siehst Du famos aus!“, rief Clair begeistert. „Nun wollen wir auch ohne Zögern aufbrechen.“ —

Einige Minuten später ritten wir die langgestreckte Allee hin, welche nach der Stadt führte, und deren Seiten von Pfefferbäumen umzäunt waren.

„Glaubst Du, daß wir sie finden, o Herr?“ fragte Omar unvermittelt während des Reitens.

„Offen gestanden, nein!“, entgegnete ich meiner Überzeugung gemäß. „Was glaubst Du?“

„Ja!“, entgegnete Omar ziemlich sicher.

„Was?“, rief ich überrascht. „Du glaubst, daß wir die Gesuchte finden? Nach den vielen Mißerfolgen?“

„Ja, trotzdem!“

„Aus welchem Grunde?“

„Wenn ich es Dir erklären soll, o Herr, so muß ich dir sagen, daß ich eigentlich nicht weiß, warum. Ich bin nur überzeugt davon.“

„So, so!“, warf meine Erwiderung. „Wir werden ja sehen.“

Schon zu viel Enttäuschungen hatte ich erlitten, um an einen Erfolg glauben zu können. —

„Der Ritt am Abend ist wirklich herrlich“, rief Clair jetzt zu mir herüber. „Es giebt doch kein schöneres Land als Indien!“

„Zu Zeiten, ja“, erwiderte ich, „es ist auch in anderen Ländern schön. Jedes Land hat seine Licht— und Schattenseiten.“

„Schatten giebt es hier nun schon wenig“, lachte der Franzose. „Entschieden aber ist es schöner als in der Türkei und Kleinasien, wo Du ja schon überall herumspaziert bist.“

„Ich sagte Dir schon, daß jedes Land auch seine Lichtseiten besitzt“, erwiderte ich.

„Was zum Beispiel in Kleinasien besonders lobenswert sein soll, begreife ich nicht“, bestritt Clair.

„Dort hilft die Gastfreundschaft der Bewohner über vieles hinweg“, erklärte ich. „Sogar der Ärmste nimmt Jedermann als Gast gern auf, ohne dafür etwas zu fordern. Ja, er freut sich noch, wenn ihm das Vergnügen zu teil wird, jemand beherbergen zu können und giebt gern und reichlich von dem Wenigen, was er hat. Ich denke noch heute gern an die erste Reise zurück, welche mich durch Kleinasien führte.“

Soeben ritten wir an den ersten Häusern der Stadt vorüber.

Nach wenigen Minuten schon war der Club erreicht und die Pferde eingestellt.

Dann schritten wir langsam nach dem mohammedanischen Teile der Stadt. Die Beleuchtung der engen, in schlechtem Zustande befindlichen Straßen war eine äußerst traurige.

Mühsam tappten wir vorwärts.

Endlich machte Clair vor einem kleinen, unscheinbaren Hause Halt.

„Hier ist unser Mann“, sagte er aufatmend.

„Das sieht nicht gerade einladend aus“, entgegnete ich, indem ich mit geheimmem Schaudern an die Möglichkeit dachte, daß Fatime hier sein könnte.

Und doch wünschte ich es; denn fand ich sie hier nicht, wo die mühsam gefundenen Spuren zusammenliefen, so konnte ich alle Hoffnungen aufgeben.

Clair hatte unterdessen den Klopfer erschallen lassen.

Leise, schleifende Schritte wurden hörbar und bald darauf öffnete sich eine Klappe an der Haustüre.

Es war nichts weiter zu sehen, als ein Büschel Haare, aus denen eine spitze Nase neugierig hervorlugte.

Einige knurrende Laute, die wahrscheinlich eine Frage sein sollten, drangen unter

der Nase aus dem Haarwalde hervor, worauf Clair unsere Namen nannte, das heißt, für mich hatte er einen türkischen gewählt, den ich in der Tat selbst nicht verstand.

Ein Riegel wurde nun von Innen zurückgeschoben, und knarrend ging die Türe in ihren verrosteten Angeln auf; allerdings nur gerade so weit, daß ein Mann hindurchschlüpfen konnte, was wir auch sofort besorgten.

In einem nur durch ein Öllämpchen spärlich erleuchteten, schmalen Gange, in dem ein nicht zu beschreibender Geruch herrschte, welcher mir das Atmen erschwerte, standen wir dem Menschen selbst gegenüber, der den Namen Ibrahim Melek führte.

Derselbe war fast knabenhaft klein und schien nur aus einem Knochengerüste zu bestehen, über welches eine gelblederne Haut gespannt war.

Das einzige Kraftvolle an der ganzen Gestalt war der überaus üppige, wuchernde Haarwuchs im Gesichte. Wo der Mund sich befand, konnte man eigentlich nur ahnen; denn dieser war von dem dichten Barte völlig verdeckt. Ebenso erging es den Augen, welche unter den buschigen Brauen verschwanden, nur mit dem Unterschiede, daß es bei diesen unter den Haaren scharf hervorblitzte. Ob nun ehrlich oder tückisch, konnte niemand sagen.

Sein Gewand war schäbig und abgetragen wie der Fez, welcher wohl vor einem halben Jahrhundert einmal rot gewesen sein mochte. Die Urfarbe des um diesen geschlungenen Shawles aber zu bestimmen, war ein Ding der Unmöglichkeit. War er ursprünglich weiß oder gelb gewesen? Oder barg die darauf ruhende Schmutzdecke gar eine grüne Farbe? Wer dies erraten konnte, mußte schon mehr als ein Hellseher sein, jedenfalls wußte dies der ehrbare Inhaber selbst nicht recht.

Letzterer führte uns nun in ein dem Aussehen des Besitzers mindestens ebenbürtiges Zimmer, welches von einer grenzenlosen Vernachlässigung zeugte.

Doch darüber würde die trübe Beleuchtung noch weggetäuscht haben, wenn nicht auch hier eine Luft geherrscht hätte, die aller Beschreibung spottete.

Der Herrscher mochte jedenfalls in diesem Raume schlafen und hatte dasselbe seit Jahrzehnten nicht ein einziges Mal gelüftet.

Ich zweifelte jetzt entschieden an einem Erfolg; denn hier konnte Fatime unmöglich sein.

Nicht eben freundlich wandte ich mich an Melek:

„Du weißt, weshalb ich komme. Willst Du mir etwa die Mädchen in diesem Zimmer vorführen?“

Mein herrischer Ton schien dem Türken zu imponieren. Er knickte zusammen wie

ein Taschenmesser und beeilte sich zu erwidern:

„Gewiß nicht, o Effendi, gewiß nicht! Du sollst die Zierden eines Harems gleich zu sehen bekommen. Willst Du mir folgen?“

Er schritt voraus, wieder durch einen schier endlosen Gang.

In dem Dunkel desselben lehnte ein riesiger Neger, welcher uns freundlich entgegengrinste, seine weißen Zähne zeigend.

Ich verstand dies Grinsen wohl und ließ ein ansehnliches Trinkgeld in seine Hand gleiten.

Jedenfalls mußte er damit außerordentlich zufrieden sein und schien auch in direkter Verbindung mit seinem Herrn zu stehen; denn dieser zeigte plötzlich eine fast kriechende Höflichkeit.

Er öffnete die Türe und ich trat — — — fast stockte mein Schritt vor Überraschung, in ein prächtiges Gemach, dessen reiche und geschmackvolle Ausstattung mich verwirrte.

Bei dem gedämpften Lichte sah ich verschiedene Mädchen in der kleidsamen Tracht der Orientalinnen in dem Zimmer, unter denen auch wirkliche Schönheiten sich befanden.

Melek wollte mir nun eine nach der anderen wie eine Ware unter vielen Lobeshymnen vorführen; ich aber winkte ab und ging selbst in dem Raume umher.

Aber eine Ähnlichkeit mit Fatime, wie ich mir dieselbe vorstellte, fand ich nicht. Um jedoch sicher zu gehen, wandte ich mich in deutscher Sprache an Clair, welcher neben Melek stand:

„Es ist keine dabei, wie ich sie suche und keine, die diese Sprache versteht.“

Ich drückte mich so unklar aus, da mir nicht bekannt war, ob Melek etwa auch deutsch verstand und hoffte, daß die Deutsche, wenn eine solche dabei war, sich melden würde.

Aufmerksam beobachtete ich während meiner Worte die Gesichter der Mädchen.

Überall aber konnte ich mit Gewißheit annehmen, daß ich nicht verstanden worden war. Dann ließ ich mir noch sämtliche Namen sagen. — Fatime war nicht dabei.

„Keine wie ich sie wünsche“, sagte ich kurz zu Melek.

Dieser sah mich eine Zeit lang prüfend an.

„Ich habe noch zwei Andere“, entgegnete er endlich. „Wenn Du sie sehen willst, so

zeige ich sie Dir. Aber diese sind sehr teuer.“

„Wenn mir eine gefällt, so geize ich nicht!“, war meine kurze Antwort.

Wir traten jetzt in einen durch einen Teppich getrennten Raum, in welchem zwei Mädchen auf Ottomanen ruhten. Es waren außergewöhnliche Schönheiten und unwillkürlich hafteten meine Augen bewundernd auf den herrlichen, jugendlichen Geschöpfen.

Tiefer Schmerz zog in meine Brust, als ich daran dachte, wie Tausende dieser armen Mädchen ihr Leben vertrauern müssen, und manche vielleicht an der Seite eines alten, gebrechlichen Türken verkümmern. Allerdings, sie wissen es nicht anders.

Auch hier befand sich nicht die Gesuchte, das sah ich auf den ersten Blick; denn die beiden zarten, jungen Wesen konnten nur Orientalinnen sein.

Plötzlich sah ich im Geiste die Schwester meines Freundes Achmed an Stelle dieser Mädchen. So hätte es sein können, wenn es uns nicht gelungen wäre, sie den Schurken zu entreißen. Und ihre arme Freundin? War sie nicht vielleicht in solchen oder noch schlimmeren Händen und ich, ich war ohnmächtig, machtlos, konnte nichts tun, so lange ich nicht genau wußte, wo sie sich befand?

Wie sollte ich dies aber erfahren? Und wie viele solcher armen Opfer mochte es außerdem noch geben, welche nicht Orientalinnen waren, die arglos in die unzerreißbaren Netze gingen und darin verbluten mußten?

Deren herzbrechendes Schluchzen und Flehen nicht durch die teppichbehängten Wände des Harems an die Öffentlichkeit dringen konnten?

Diese und ähnliche Bilder stürmten auf mich ein.

Schweiß trat auf meine Stirne und fast unbewußt entfuhr meinen Lippen der Ausruf:

„Entsetzliches Los!“

„Barmherziger!“, klang es da plötzlich wie der leise Aufschrei einer gequälten Seele an mein Ohr.

Verstört sah ich mich um.

Hatte ich wirklich dieses deutsche Wort gehört? Woher aber war dieser Ruf gekommen, der gleich einer Antwort auf meine Worte so geheimnisvoll durch den Raum zitterte? Hatte ich wachend geträumt?

Forschend sah ich mich in den Zimmer um. Forschend blieb mein Blick auf Melek haften.

Dieser war unruhig geworden.

Noch einmal durchflogen meine Augen den Raum.

Von den Anwesenden konnte der Ruf nicht gekommen sein.

Teilnahmslos lagen die beiden Mädchen da.

Da entdeckte ich noch einen weiteren Zugang als den, durch welchen wir eingetreten waren, kunstvoll durch einen Teppich verhängt. Schnell schritt ich darauf zu.

Melek aber stellte sich mir hastig in den Weg.

„Nicht da hinein, o Effendi!“, rief er ängstlich.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will!“, sagte Melek, energischer werdend.

„Hast Du kein Mädchen mehr darin?“, fragte ich anscheinend gleichgiltig.

Diese Gleichgiltigkeit schien ihn zu beruhigen.

Noch zögerte er mit der Antwort.

Ich wiederholte meine Frage.

„Es ist eine Kranke darin“, brachte er endlich etwas verlegen heraus.

„So, so“, sagte ich mit geheuchelter Zerstretheit; um dadurch mehr zu erreichen.

Aber auf keinen Fall wollte ich von der Stelle weichen, ohne Gewißheit zu haben; und sollte auch Gewalt nötig werden, da ich einmal Verdacht gefaßt hatte.

„Ist sie schön?“, fragte ich nach einer Pause wieder.

„Sie ist schön!“

„Sehr krank?“

„Sehr, Effendi!“

„Was fehlt ihr?“

„Ihr Geist ist krank. Sie redet irre und spricht dabei Worte, die Niemand versteht.“

„Ah“, sagte ich anscheinend interessiert, „Wie heißt sie? Kann ich sie sehen? Vielleicht kann ich ihr helfen; denn mir ist etwas von der Heilkunde bekannt.“

„Nein, o nein, Effendi!“, rief er abwehrend. „Du kannst nicht helfen. Kannst sie auch nicht sehen; denn sie würde Dich anstecken und ihre Krankheit würde in Deinen Körper fahren.“

„Ah“, sagte ich gedehnt, „in Deinen Körper aber fährt sie nicht?“

Melek wurde ganz verlegen, brach das Gespräch ab und zeigte auf die beiden Orientalinnen:

„Gefällt Dir keine von diesen? Es sind die Jüngsten!“

„Nein!“

„So laß uns gehen!“, drängte er.

Ich war im Begriffe, eine deutsche Frage in das anstoßende Gemach zu rufen, als wieder ein Laut, wie aus den Wolken kommend, gedämpft zu uns herniederklang.

„O himmlischer Vater!“, tönte es wie ein Hauch leise und klagend durch die Luft.

Wieder waren es deutsche Worte, von einer weichen, süßen Stimme gerufen.

Ich stand wie unter einem Banne und starrte nach dem den geheimnisvollen Raum verschließenden Teppich.

Da fühlte ich mich am Arme gefaßt.

Es war Melek, welcher drängte:

„Komm, Effendi, komme schnell hinaus.“

Er wollte mich gewaltsam fortzerren. Aber nicht einen Schritt hätte er mich von der Stelle gebracht.

Clair flüsterte mir zu:

„Sie könnte es sein!“

Dies dachte und hoffte ich schon längst und sah den Türken jetzt scharf und finster an.

„Das Mädchen da drinnen redet nicht irre“, sagte ich ernst und nachdrücklich. „Sie benützt nur die Sprache ihrer Heimat!“

„Effendi!“, rief Melek nun in gut gespielmtem Entsetzen. „Siehst Du, jetzt bist Du auch schon krank geworden. Ich habe es Dir gleich gesagt.“

Dabei wollte er mich wieder hinausziehen.

Ich durchschaute den Menschen vollständig und hätte ihn am liebsten niedergeschlagen. Voll Abscheu schüttelte ich ihn von mir, daß er ein ganzes Stück zur Seite flog.

„Willst Du mir jetzt das Mädchen zeigen?“, rief ich empört.

„Nein!“, schrie er giftig, sein Wesen plötzlich verändernd. „Wie kannst Du es wagen, in meinem Hause so aufzutreten? O, hätte ich Dich doch nicht eingelassen!“

Dabei schlug er laut wie unabsichtlich in die Hände.

Dies mußte jedoch ein Zeichen gewesen sein; denn einige Sekunden nachher stand der riesenhafte Neger an meiner Seite, indem er fragend auf mich und seinen Herrn sah.

Ich achtete scheinbar nicht auf denselben, sondern wandte mich wieder an Melek:

„Zeige mir die Kranke, vielleicht kaufe ich Dir dieselbe ab.“

„Fatime verkaufe ich nicht!“, entgegnete dieser trotzig.

Also doch Fatime! Und eine Deutsche! Wenigstens ein Mädchen, welches die deutsche Sprache beherrschte. Ob die Rechte, war allerdings noch zweifelhaft; denn den Namen Fatime trugen viele.

Unschlüssig stand ich einen Augenblick da. Überlegend, welchen Weg ich einschlagen sollte, um am schnellsten zum Ziele zu kommen.

Da riß mich Meleks Stimme aus dem Nachdenken.

„Willst Du nun gehen?“

„Nein!“, erwiderte ich energisch.

„Was willst Du noch?“

„Fatime sehen!“

„Allah! Du bist wahrhaftig krank geworden. Sagte ich Dir nicht, daß Du Fatime nicht sehen wirst?“

„Dies sagtest Du. Aber für mich ist das nicht maßgebend, sondern nur mein Wille!“

„Hast Du in meinem Hause zu befehlen oder habe ich es?“

„Jetzt befehle ich, wie Du hörst! Ist mit Fatime alles in Ordnung, so kannst Du sie mir auch zeigen, und ich werde mich dann bei Dir entschuldigen.“

Verblüfft schaute mich Melek an. Meine Kühnheit machte ihn anscheinend sprachlos.

„Nun?“, fragte ich ungeduldig.

Das brachte endlich wieder Leben und Bewegung in ihn. Mit überschnappender Stimme schrie er dem Schwarzen zu:

„Führe ihn hinaus! Hinaus! Hinaus!“

Dieser Vorfall hatte die beiden Mädchen aus ihrer Ruhe aufgestört. Sie richteten sich auf und schauten nach mir, leise Worte des Staunens austauschend.

Kopfschüttelnd sah mich der Neger an.

Er dachte jedenfalls an das reichliche Trinkgeld, welches ich ihm gegeben hatte und wollte sich nicht gerne an mir vergreifen.

Kreischend aber rief Melek abermals:

„Willst Du wohl gehorchen und ihn hinausführen?“

Wütend stampfte er dabei mit dem Fuße.

Immer noch zögernd näherte sich mir der schwarze Riese.

Als er aber die Hand nach mir ausstrecken wollte, donnerte ich ihn an:

„Zurück! Wage es nicht, mich zu berühren!“

Der Neger fuhr zurück.

Melek heulte vor Wut.

Immer und immer wieder feuerte er den Schwarzen an.

Dieser faßte endlich nach meinem Arme, während ein breites, einladendes Grinsen seine weißen Zähne sehen ließ.

Kaum aber hatte seine Hand mein Kleid berührt, so ergriff ich mit beiden Händen und schneller Bewegung die auf der Brust offene Jacke des Wächters und zog dieselbe durch einen jähen Ruck bis ziemlich zum Ellbogen über seine Oberarme herab, gleichzeitig die Enden über der Brust fest zusammenziehend.

Das verdutzte Gesicht des Schwarzen, welcher durch diese einfachen Griffe an einer Bewegung vollständig gehindert wurde, war köstlich, und hatte einen Lachanfall Clairs und der beiden Orientalinnen zur Folge.

Melek starrte nicht minder erschrocken auf seinen Diener, als wie dieser selbst

war.

Das Lachen aber brachte Letzteren in Zorn. Mit einigen kräftigen Bewegungen suchte er sich frei zu machen.

Aber vergebens.

Ein heiserer Schrei entrang sich seinem Munde. Ich wußte, nun würde er keine Rücksichten mehr auf mich nehmen.

Wild rollten seine Augen.

Da ließ ein leiser, erschreckter Aufschrei mich zur Seite blicken.

Was ich jetzt sah, hätte mich bald vor Überraschung den Gegner freigegeben lassen.

Mein Blick fiel auf eine zierliche Mädchengestalt, welche am Eingange des verbotenen Zimmers stand und mit angstvollen Augen auf uns herüberschaute. Sie war nicht ganz herausgetreten, sondern hatte nur leicht den Teppich in die Höhe gehoben und wurde von demselben noch halb verdeckt.

Nur einige Sekunden stand sie da, dann verschwand das liebliche Geschöpf wieder.

Aber der Augenblick hatte vollständig genügt, um mich erkennen zu lassen, daß es Elisabeth Natty sein konnte; denn sie entsprach vollkommen meinen Vorstellungen und dem Bilde, welches ich am Djebel Athal schon einmal gesehen.

Gleich nachdem jedoch die Gestalt entschwunden war, eilte Melek nach dem betreffenden Raume.

Das gab für mich den Ausschlag.

Um mich nicht in langes Ringen mit dem Schwarzen einlassen zu müssen, was zu sehr aufgehalten hätte, versetzte ich demselben jetzt einen heftigen Stoß mit erhobenem Knie von unten herauf in die Herzgrube. Die unausbleibliche Folge davon war, daß der starke Mensch sofort zusammenbrach und vergeblich nach Luft rang.

Ich aber war mit zwei Schritten neben Melek, welcher gerade in das anstoßende Gemach schlüpfen wollte und betrat dasselbe mit ihm zusammen.

Der Türke war nichts weniger als ein Held und zeigte sich nun, da er den Sturz des schwarzen Riesen gesehen hatte, ganz gefügig.

„Ich will Dir Fatime zeigen!“, sagte er heuchlerisch und mit kriechender Freundlichkeit.

Eine Antwort von mir hierauf erhielt er nicht; denn ich sah jetzt nur noch das

Mädchen vor mir, welches bis in die Mitte des Zimmers scheu zurückgewichen war und hier ängstlich harrte, die rechte Hand krampfhaft auf das Herz gepreßt.

Noch hielt ich es für angebracht, nicht zu verraten, daß ich kein Türke sei und spielte diese Rolle weiter.

Auch Clair war eingetreten und schaute bewundernd auf das zarte Wesen.

„Ich möchte Fatime kaufen!“, sagte ich jetzt bestimmt zu Melek.

Dieser war überrascht. Bald aber schien er sich gesammelt zu haben und, nachdem er vergebens auf das Wiedererscheinen seines Wächters gewartet hatte, nannte er endlich einen hohen Preis.

Clair war unterdessen näher an das Mädchen herantreten und hatte sie in deutscher Sprache leise gefragt:

„Du sprichst deutsch?“

Ebenso leise war die gegebene Antwort:

„Ja, Herr; denn ich bin eine Deutsche und — —“

Hier wurde sie aber auch schon von Melek unterbrochen, welcher sie unausgesetzt beobachtete. Barsch bedeutete er ihr zu schweigen.

„Komme!“, rief ich dem Türken jetzt herrisch zu, „Wir wollen draußen verhandeln.“

Nichts schien demselben angenehmer zu sein, als diese Aufforderung.

Wir begaben uns wieder in das andere Gemach, wo sich die beiden jungen Orientalinnen befanden, die mir jetzt unverhohlene Blicke der Anerkennung zuwarfen.

Der Neger aber war verschwunden. —

Kurz wandte ich mich wieder an Melek:

„Ich gebe Dir den dritten Teil der geforderten Summe in Gold, so wirst Du keinen Schaden haben!“

„O Allah!“, rief dieser jammernd. „Willst Du mich ruinieren?“

„Du hast nicht einmal diese Summe gegeben!“

Da ich keine Antwort erhielt, sondern Melek zu überlegen schien, fuhr ich fort:

„Überdies wolltest Du mir Fatime nicht zeigen, weil Du genau weißt, daß es eine

Tochter der Franken ist. Willst Du sie mir jetzt um diesen Preis nicht lassen, so wird mein Freund hier sofort zu den Behörden gehen und Meldung machen. Dann mußt Du sie herausgeben und bekommst nichts dafür.“

Melek schrak sichtlich zusammen, als ich von den Behörden sprach.

Da er keinen Ausweg fand, willigte er endlich nach langem Feilschen ein.

„Du wirst sie morgen holen?“, fragte er lauernd.

„Ich nehme sie gleich mit!“

Am nächsten Tage hätte ich sicherlich nichts mehr von Fatime zu sehen bekommen; das wußte ich im voraus.

„Soll ich Dir Fatime etwa ohne Geld geben?“

„Nein, Du wirst es sofort haben!“

„Hast Du es mit?“

„Mein Freund wird es holen!“

„Und Du?“

„Ich bleibe hier!“

Clair konnte das Geld ja im Club erhalten. Ich bat ihn, dasselbe zu holen und einen geschlossenen Wagen mitzubringen.

Melek schien auf neue Ausflüchte zu sinnen.

Ich machte ihm dies unmöglich, indem ich bestimmte:

„Wir können auch vorn im Flur warten, mein Freund wird nicht lange bleiben. Fatime geht gleich mit uns.“

Melek war jetzt so eingeschüchtert, daß er nicht mehr zu widersprechen wagte.

Wir traten bei Fatime ein, welcher Melek bedeutete, sich anzukleiden, und gingen bald darauf alle Drei zurück in das zuerst beschriebene schäbige Zimmer des Türken.

Letzterer hatte eine ordentliche Scheu vor mir bekommen und wagte kein Wort mehr zu sprechen. —

Bald hörte man das Rollen eines Wagens und gleich darauf dröhnte auch schon der Klopfer.

Es war Clair.

Sorgfältig zählte Melek das Geld. Als die Goldstücke durch seine Finger glitten, schien er doch nicht mehr so unzufrieden zu sein. Jedenfalls machte er immer noch ein gutes Geschäft.

Ich konnte es kaum erwarten, daß mir Gewißheit wurde, ob es Elisabeth Natty war oder nicht. Doch vor Melek wollte ich nicht sprechen.

Dieser fragte noch, als wir gingen, besorgt:

„Du wirst mir keine Ungelegenheiten machen, o Effendi?“

„Nein! Ich mache Dir keine!“

Nun war Melek vollständig beruhigt, und dienstbeflissen leuchtete er uns noch vor der Türe, als Fatime in den Wagen stieg.

Sie war völlig verhüllt und nur die zarten, nackten Füßchen wurden beim Einsteigen sichtbar, da die zierlichen Pantöffelchen einen Teil derselben freiließen.

Clair starrte verzückt nach dieser Stelle und errötete wie ein Kind, als ich ihm lächelnd mit dem Finger drohte.

„Blitz und Donner!“, raunte er mir begeistert zu, „diese reizenden, kleinen Füßchen sind ganz dazu angetan, einem verstockten Junggesellen den Kopf zu verdrehen. Weiß Du was? Ich bleibe diese Nacht bei Dir, damit ich morgen diese Schöne einmal am Tage sehen kann.“

„Mißtraust Du mir denn?“, fragte ich, mit Gewalt ein Lächeln unterdrückend.

„Was Du denkst!“, protestierte Clair lebhaft. „Aber sage einmal“, fügte er leiser hinzu, „hast Du die zierlichen, türkischen Höschen gesehen, welche bis zu den kleinen, rosafarbenen Knöcheln reichen? Einfach süß! Bezaubernd!“

„Aber Freund!“, warnte ich lachend. „Ich kenne Dich gar nicht wieder. Sieh' Dich vor, daß Du Dich nicht verliebst!“

„Nicht wahr ich bleibe diese Nacht bei Dir?“, begann er wieder hartnäckig.

„Selbstverständlich kannst Du das, es ist ja so wie so Dein Haus! Aber sage nur offen, Du willst mich nicht gern aus den Augen lassen, Du befürchtest, daß ich mir ein Küßchen rauben könnte.“

Clair murmelte etwas Unverständliches zwischen seinen Lippen. — — —

Wir begleiteten den langsam fahrenden Wagen bis zum Club zu Fuß.

Hier wartete Omar schon mit den Pferden und nun konnten wir ein schärferes

Tempo einschlagen. —

* * *

Eine Stunde nach unserer Ankunft in dem Landhause begab ich mich nach dem Zimmer Fatime's, welches ich ihr durch meine alte Haushälterin hatte einrichten lassen, die ihr auch sonst in allem behilflich sein sollte.

Ich hielt es nicht mehr länger aus und wollte mir endlich Gewißheit holen. Gewißheit darüber, ob Fatime die Freundin von Achmeds Schwester sei oder nicht.

War sie es, so sollte mich nichts mehr zurückhalten von der sofortigen Abreise nach Konstantinopel zu meinem Freunde Achmed und — — — dessen Schwester Elisabeth.

Schonend wollte ich die schwergeprüfte Fatime von dem Wechsel ihres Schicksales unterrichten; denn dieselbe mußte ihrem Aussehen nach sehr gelitten haben.

Sie befand sich noch in der Meinung, von einem Türken gekauft worden zu sein und nur langsam, nachdem ich mich überzeugt hatte, wer und wie sie war, wollte ich ihr die Wahrheit beibringen.

Clair hatte ich in einer unbeschreiblichen Aufregung in meinem Arbeitszimmer zurückgelassen. Derselbe ließ mich nur ungern allein zu Fatime gehen.

Die dicken Teppiche dämpften meine Schritte; deshalb gelangte ich geräuschlos bis an die Türe des Gemaches, in welchem sich das Mädchen befand.

Leise hob ich den Vorhang, blieb aber ergriffen wie gebannt stehen bei dem unerwarteten Bilde, welches sich mir bot. Die Speisen standen noch unberührt auf dem kleinen Tischchen, wohin sie die Haushälterin gestellt hatte.

Fatime aber lag neben der Ottomane auf den Knien und betete.

Sie kehrte mir den Rücken zu. Ihr Haupt war vornüber gesunken, während das dunkle, aufgelöste Haar in üppiger Fülle über die Schulter herabfiel und einem dichten Mantel gleich die ganze Gestalt einhüllte. Flehend hatte sie die gefalteten Hände vorgestreckt und die schneeweißen Arme, welche aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen zu sein schienen, waren mit Tränen benetzt, die unaufhörlich darauf niedertropften.

Herzbrechendes Schluchzen erschütterte stoßweise den ganzen Körper. Langsam, müde hob sie soeben wieder ein wenig den Kopf und mit innigem, von Angst durchbebtem Flehen rang es sich von ihren Lippen:

„O Mutter, meine liebe Mutter! Wärest Du noch bei mir, wie vieles würde anders sein.

Barmherziger Vater im Himmel, halte Deine gütige Hand über mir. Alles, alles will ich gern ertragen, wenn es Dein Wille ist, nur — — bewahre — — — mich — — vor — — — der Schande!“

Das Schluchzen erstickte hier ihre Stimme. Dann klang es wieder nach einer Pause wie ein Hauch durch das Gemach:

„Allmächtiger Gott, — — — lieber — — lasse — — mich — — — sterben!“

Leise zitternd, wie ersterbend verhallten die letzten Worte.

Mir stiegen die Tränen in die Augen. Was mochte dies arme Mädchen schon alles erduldet haben?

Und doch wieder, — — welch' große Seele mußte sie bergen, da ihr Gottvertrauen noch nicht erschüttert werden konnte.

Ich durfte sie nicht mehr länger warten lassen, mußte sie von ihrer Qual erlösen und trat schnell ein.

Tiefbewegt sagte ich mit halblauter Stimme in türkischer Sprache zu der Knieenden:

„Fürchte Dich nicht, Fatime! Ich bringe Dir frohe Kunde.“

Kaum aber trafen die ersten Laute das Ohr des gequälten Mädchens, als diese auch schon mit einem Schrei des Entsetzens aufsprang und einem scheuen Wilde gleich in die äußerste Ecke des Gemaches floh. Angstvoll streckte sie die Arme wie zur Abwehr vor. Wohl mußte sie mich verstanden haben, aber sie antwortete nicht.

Deshalb sagte ich nochmals, einige Schritte näher tretend:

„Habe keine Furcht, armes Kind! Es droht Dir keine Gefahr!“

Am ganzen Körper zitternd, fiel sie auf die Kniee und streckte mir die gefalteten Hände bittend entgegen. Dabei wandte sie mir zum ersten Male voll das Gesicht zu und mit einem flehenden Blicke ihrer großen, braunen Augen hauchte sie:

„Habe Erbarmen, o Effendi!“

Wie ein totwundes Reh schaute sie mich an, bebend an allen Gliedern, ein Bild des

grenzenlosesten Jammers.

Jetzt durchzuckte es mich auch wie ein elektrischer Schlag, als ich zum ersten Male mit Ruhe in das Gesicht blicken konnte; denn ich erkannte zu meiner unaussprechlichen Freude und Überraschung genau dieselben Züge wieder, welche ich im Wasser des Scheichs der Hadjiman erblickt hatte.

Nein. Eine Täuschung war vollständig ausgeschlossen. Aber meine Freude wurde gedämpft durch den unbeschreiblichen Ausdruck des tiefen Seelenschmerzes, der sich in den Augen Fatime's spiegelte und, von herbem Schmerze bewegt, beugte ich mich zu ihr nieder, blickte ihr freundlich und ruhig in die mit Tränen gefüllten Augen und sagte leise in deutscher Sprache:

„Stehen Sie auf, armes Kind! Ich tue Ihnen nichts zu leide, sondern bin gekommen, Ihnen die Freiheit zu bringen!“

Da, welch' ein Wunder wirkte diese Rede. Anfangs zeigte sich ungläubiges Erstaunen auf dem Gesichte, ein freudiges Aufleuchten der Augen, verbunden mit einem vibrierenden Lächeln folgte bei Erkennung der Wahrheit, und ein Schein unaussprechlichen Glückes verbreitete sich über ihre schönen Züge.

Mit freudigem Aufschrei, welcher halb wie Schluchzen, halb wie Jauchzen klang, durch den das Jubilieren einer von schwerem Drucke befreiten Seele drang, sprang sie in die Höhe.

„Gott! Mein Gott! Wie danke ich Dir!“, kam es inbrünstig von ihren Lippen.

Fest preßten sich ihre schlanken Hände auf die stürmisch wogende Brust.

Dann aber bedeckte jäh eine tiefe Blässe ihr Gesichtchen, die Augen schlossen sich, der Körper wankte und mit einem Seufzer sank sie mir ohnmächtig in die Arme, da ich noch zu rechter Zeit hinzugesprungen war und sie auffangen konnte.

Es war zu viel des Glückes auf einmal über die Schwergeprüfte gekommen.

Ich Trug die zarte Gestalt wie ein schlafendes Kind zur Ottomane und legte sie sanft dort nieder. Dann rieb ich ihre Stirn und Schläfe mit kaltem Wasser.

Nach einigen Minuten hob ein tiefer Atemzug ihre Brust, ein leichter Seufzer entfloh dem blassen Munde, die geschlossenen Lider der Augen zuckten, und bald schlug sie dieselben auf.

Erst sah sie ganz erschreckt um sich. Dann aber kam ihr die Erinnerung und mit mattem Lächeln gab sie mir ihre schmale, wohlgepflegte Hand.

„Wer Sie auch sein mögen, edler Herr“, sagte sie, „ich vertraue Ihnen. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Tat!“

Warm drückte ich die zarten Finger und entgegnete freundlich:

„Jetzt werden Sie wohl etwas Speise zu sich nehmen müssen, mein Fräulein, ehe wir weiter sprechen. Ich höre, daß Sie eine Deutsche sind und will Sie wenigstens wissen lassen, daß das deutsche Reich auch mein Vaterland ist. Ich werde Ihnen meine Haushälterin senden, welche Speisen bringen mag. Wenn Sie sich gestärkt haben, können wir weiter plaudern. Aber noch eins, Fatime ist natürlich nicht Ihr rechter Name. Wie also darf ich Sie nennen?“

Nun mußte es sich entscheiden. Ich war meiner Sache zwar sicher, aber doch bangte mir vor der Antwort.

„Ich heiße — Elisabeth Natty!“

Also doch! Wirklich noch gefunden! In meiner Freude mochte ich unbewußt einen Ruf oder einen Schrei ausgestoßen haben und faßte nach der Hand des Mädchens.

Erst als ich deren erschrockenes Gesicht sah, kam ich wieder zu meiner Ruhe und sagte lächelnd:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie erschreckt habe, aber ich konnte in der Tat keine freudigere Nachricht hören. Sie besitzen eine Freundin mit gleichem Vornamen?“

Elisabeth's Augen füllten sich mit Tränen bei meiner Frage und schluchzend entgegnete sie:

„O, daß ich dies in meinem Glücke auch nur einen Moment vergessen konnte, meine unglückliche Freundin, welche durch mich das gleiche Schicksal erreichte!“

„Weinen Sie nicht, mein Fräulein“, rief ich fröhlich, „ich darf Sie von ihr grüßen; denn dieselbe weilt schon seit länger als achtzehn Monate bei ihrem Bruder in Konstantinopel. Es gelang uns, Fräulein Langenfeld zu befreien, dann folgte ich Ihrer Spur, bin Ihnen auch oft nahe gewesen.“

„Ah!“, rief Fräulein Natty plötzlich, nachdem sie mich lange prüfend betrachtet hatte. „Sind Sie nicht der Herr, welcher diesen schrecklichen Hussein in den Abgrund stürzte?“

„Allerdings“, entgegnete ich verwundert. „Woher wissen Sie das?“

„So haben wir uns schon einmal sehr nahe gegenübergestanden; denn ich sah diesen furchtbaren Kampf mit an.“

„So waren Sie — — — —“

„Eine der zwei Mädchen in Männerkleidern, nach denen Sie blickten.“

„Die so aufschrien?“

„Ja, aber nicht wegen Hussein, unserem Peiniger, sondern wegen Ihnen, da Sie ganz mit Blut bedeckt waren. Wir hielten sie für schwer verwundet und sahen schon die Gefährten Husseins auf Sie zusprennen. Daß Sie aus dieser gefährlichen Lage kommen konnten, hätte ich nie geglaubt.“

„Ich war damals gar nicht verletzt, sondern Husseins Blut hatte mir beim Ringen das Gesicht gefärbt. Aber noch eins. Bald darauf fand mein Begleiter, ein Araber, welchen Sie noch kennen lernen werden, ein Blatt Papier — — —“

„Auf welches ich mit einem Stück Holz gekritzelt hatte“, fiel Fatime ein. „Ja, das war von mir, doch ich wurde in der Arbeit gestört. Wir brachen so plötzlich auf.“

„Aber jetzt muß ich Sie, ehe wir weiter sprechen noch einmal an das Essen erinnern“, sagte ich ermahmend. „Die ganze Geschichte erzähle ich Ihnen später, wenn Sie gespeist haben. Oder wollen wir lieber gleich zu Dreien speisen? Mein Freund, welchen Sie bei Melek neben mir gesehen haben, möchte Ihnen auch Glück wünschen. Ich werde denselben holen!“ — — —

Als ich mich an diesem Abende nach mit Clair und Elisabeth froh verlebten Stunden auf mein Lager legte, hatte ich schon meinem treuen Omar alles genau und ausführlich erzählt.

Stundenlang wälzte ich mich schlaflos hin und her.

Doch ich war durchaus nicht ärgerlich darüber; denn die Ursache davon bildeten zwei dunkle, schöne Mädchenaugen, die nun nicht mehr in stummem Vorwurfe, banger Frage auf mir ruhten, sondern sie leuchteten mir freundlich grüßend, verheißungsvoll aus dem mich umgebenden Dämmerlichte entgegen.

Wieder wallte leichter Nebel vor meinen Augen und formte sich zu einer Figur, welche die schlanke Gestalt von Achmeds Schwester annahm, die mir zuwinkte. Morgen würde ich ihr die freudige Nachricht von der Auffindung ihrer Freundin übermitteln.

Ob sie wohl jetzt in Konstantinopel an mich dachte?

Ich sann und grübelte.

Was waren mir überhaupt die leuchtenden Mädchenaugen? War es die Liebe, welche sich in meiner Brust unbewußt eingeschlichen hatte? — — — —

* * *

Wieder war ein prachtvoller Tag angebrochen.

Die herrlichen Morgenstunden benützend, saß ich auf der Veranda und arbeitete eifrig an den Aufzeichnungen meiner Erlebnisse.

Stunde auf Stunde verrann, bis ich endlich die Feder aus der Hand legte, um mich eine Zeit lang der süßen Träumerei hinzugeben.

Ich lehnte mich zurück in den bequemen Stuhl und starrte nach dem Himmel empor, welcher sich heiter und klar über das liebliche Stückchen Erde spannte, auf dem ich mich befand.

Sieben Wochen waren nun schon seit jenem Tage vergangen, an welchem ich Fatime oder vielmehr Elisabeth Natty aufgefunden und befreit hatte.

Sieben Wochen und — ich war immer noch da, war noch nicht nach Konstantinopel abgedampft.

Warum?

Fräulein Natty war am dritten Tage nach ihrer Befreiung zusammengebrochen und mußte dann drei Wochen lang das Bett hüten. Ihre Kräfte versagten, nachdem sie die Überzeugung gewonnen hatte, in sicherer Hut zu sein; die allgemeine Schwäche kam zum Durchbruch und hatte die Oberhand gewonnen. Sie wurde auf das Krankenlager geworfen.

Da konnte natürlich von einer Abreise nicht die Rede sein. Aber dafür stand ich in regem Briefwechsel mit dem Geschwisterpaare in Konstantinopel, welches sich schon auf meine Ankunft freute.

In der vierten Woche ihrer Krankheit konnte Fräulein Natty wieder stundenlang das Bett verlassen, die Kräfte nahmen sichtlich zu und seit einer Woche nun war sie völlig genesen und, wie es schien, nicht nur körperlich gesund, sondern auch heiter und fröhlich. Manchmal sogar brach der Übermut der Jugend hindurch. Jedoch immer nur dann, wenn sich Clair an ihrer Seite befand.

Dies war zwar seit Elisabeths Genesung stets der Fall, und ich konnte mich über die völlige Veränderung meines Freundes nicht genug wundern. Aber so toll, wie er es jetzt trieb, war es erst in den letzten Tagen geworden. Von früh bis abends befand er sich in dem Landhause, und mir kam heute sogar der Gedanke, daß ich wohl noch allein würde reisen müssen; denn am Tage vorher hatte ich eine Scene im Garten beobachtet, welche mir die Gewißheit gab, daß sich Clair nach allen Regeln der Kunst verliebt hatte und zwar, wie man zu sagen pflegt, bis über die Ohren.

Auch der kleinen Elisabeth schien es nicht anders zu gehen. Konnte ich doch mit meinen eigenen Augen schauen, daß sich Beide gestern küßten und zwar auf den

Mund, was jedenfalls über die Grenzen der gewöhnlichen Galanterie hinausgeht. Sie mußten sich also gegenseitig schon erklärt haben, da ich Elisabeth als ein äußerst braves, sittsames Mädchen kennen und schätzen gelernt hatte.

Ebenso kannte ich Clairs Charakter nur zu gut und wußte, daß derselbe einem Mädchen niemals ohne ernste Absichten etwas vorschwärmen würde.

Ich aber, ich gönnte den Beiden das Glück von ganzem Herzen. Warum sollte ich auch nicht?

Kannte ich doch selbst jetzt dieses wunderbare, geheimnisvolle Gottesgeschenk, welches in der Welt nie aussterben wird, so lange zwei Herzen schlagen, dieses Wonnegefühl einer reinen, jungen Liebe.

Befand sich doch seit einiger Zeit in meiner Tasche ein Brief, der mir mehr wert war als alle Schätze Indiens, aus dessen Zeilen ich deutlich lesen konnte, daß Elisabeth, die Schwester Achmeds, mich liebte.

Diese beglückende Gewißheit wollte ich mir nun selbst holen; denn in vier Tagen schon trat ich nunmehr bestimmt die Reise nach Konstantinopel an.

Bis zu diesem Gedanken kam ich; dann war ich in den traumhaften Zustand des Halbschlafes versunken, in welchem meinen Geist süße Bilder umgaukelten. —

Ein leichter Schritt schreckte mich auf. Omar stand vor mir mit einem soeben angekommenen Briefe.

Schnell öffnete ich denselben, Achmeds Handschrift erkennend.

Kaum aber hatten meine Augen die ersten Zeilen überflogen, als ich das Schreiben mit einem Weherufe wieder sinken ließ. Ich fühlte, es griff etwas nach meinem Herzen, so rauh und kalt, daß es mich schüttelte.

Das arme, zuckende Herz wurde plötzlich wie mit einem eisernen Reif zusammengedrückt, als sollte die eben erst erwachte junge Liebe im Keime erstickt werden.

Krampfhaft arbeitete meine Brust, während ich lautlos, weltentrückt vor mich hinstarrte. — — —

Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter.

Mechanisch wandte ich den Kopf und schaute in die treuen Augen Omars.

„Drückt Dich etwas, Shidi?“

Lange sah ich ihn verständnislos an.

Erst als er seine Frage wiederholte, erwiderte ich:

„Ich erzählte Dir von der Schwester meines Freundes Achmed?“

„Ja, Shidi! Ich habe gemerkt, daß ihr Dein Herz gehört!“

„Du hast recht, so war es“, entgegnete ich schweratmend.

„Hast Du keine gute Nachricht von ihr?“

„Sie ist tot!“, war meine dumpfe Antwort.

Kaum kannte ich meine eigene Stimme wieder.

„Allah!“, rief Omar erschreckt. „Sie ist tot?!“

„Hier steht es: Innerhalb drei Tagen an Lungenentzündung gestorben.“

„Allah hat es so gewollt!“, sagte der Araber ernst, „Du darfst nicht zürnen und deshalb nicht verzweifeln!“

Fast zärtlich strich er dabei meine kalte, feuchte Hand, die er in der Seinen hielt. —

„Wo ist Elisabeth?“, fragte ich nach einer langen Pause leise.

„Sie ist mit Mister Clair ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt“, erwiderte Omar.

In düsterem Sinnen saß ich länger als eine Stunde da, den offenen Brief immer noch in meiner Hand haltend. —

Da schallte Pferdegetrappel an mein Ohr. Fröhliche Rufe und Scherze wurden mir zugerufen, und kurz darauf traten Elisabeth und Clair mit hochgeröteten Wangen und glückstrahlenden Augen Hand in Hand auf die Veranda.

„Jetzt muß ich es endlich sagen, Elisabeth fährt nicht mit Dir zurück“, rief mir Clair entgegen, „sie bleibt hier, bleibt bei mir als meine kleine, süße Frau. Gestern haben wir uns verlobt!“

Jubelnd hob er bei diesen Worten seine Braut in die Höhe und Drückte ihr einen herzlichen Kuß auf die frischen Lippen.

Das glückliche Paar sah nicht meinen Schmerz, bemerkte nicht den Brief in meiner Hand.

Sollte ich ihre Freude jetzt stören?

Nein! Mochten sie ihr junges Glück ungetrübt genießen.

Langsam schob ich den Brief in meine Tasche zu dem anderen, welcher mir vor wenig Tagen frohe Botschaft gebracht hatte.

Gewaltsam raffte ich mich auf und dem jungen Manne innig die Hand drückend, schloß ich meinen Glückwunsch mit den Worten:

„Da kehre ich allein mit Omar zurück. Werde aber stets der treuen Herzen gedenken, welche ich hier kennen und lieben lernte und nicht versäumen, Euch aufzusuchen, falls mich mein Weg nochmals nach Indien führen sollte.

Wir alle aber haben wieder einmal die tiefe Wahrheit des Spruches kennen gelernt:

Gottes Wege sind wunderbar, aber alles führet er herrlich hinaus!“